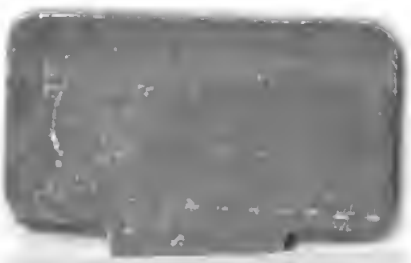
BIBLIOTECA NAZIONALE CENTRALE FIRENZE
252
9 B
24



Digitized by Google

Torso und Korso.

Aus dem alten und neuen Rom

von

Hermann Lessing.

Inhalt:

Die ersten Tage in Rom. — Kapitol und Kolosseum.
Ein Künstler-Café. — Der Korso. — Das Pantheon.
Die Engelsburg. — Cellini und Benvenuto.
Der Monte Pincio. — Die Villa Borghese.
Die industriellen Bettler.
Die Römerinnen.
Die Theater.
Rom und Berlin.
Die Modelle und die Polizei. — Ein Modellball.
Römische Spiele.
Das Osterfest. — Der Papst.
Die Museen.
Die Kirchen.
Deutscher u. Römischer Karneval.
Römische Leiden.
Ein Ausflug in die Umgegend.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1859.

Ermanno Loescher & Co.
Libraj
ROMA

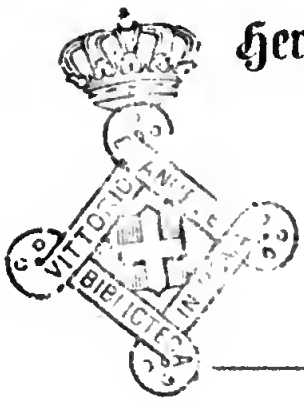
252
9 B
24

Torso und Korso.

Aus dem alten und neuen Rom

von

Hermann Leſſing.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1859.

Vorwort.

Wenn Montesquieu behauptet, daß Frankreich geſchaffen ſei zum flüchtigen Lebensgenuß, England um zu denken, Deutſchland um zu reiſen und endlich Italien, damit die Menſchen dort Hütten bauen, ſo hat er den Italienern das angenehmſte Heimathszeugniß ausgeſtellt. Vielleicht mit Rückſicht auf dieſen Ausſpruch ertheilte der geiſtvolle und dankbare Papſt Benedikt XIV. dem Verfaſſer des Geiſtes der Geſetze und ſeiner Nachkommenſchaft die ehrende Erlaubniß, an Faſttagen Fleiſch zu eſſen. Glückliches Land, deſſen Souverain noch vom Faſten dispenſiren und den Genuß von Fleiſchſpeiſen geſtatten kann, während in andern, weniger am Appetit als am Mangel leidenden, Ländern auch die liberalſte Erlaubniß zu genießen ſich ſo oft von ſelbſt verbietet! Deshalb hat Italien die wenigſten Auswanderer und die meiſten Gäſte. Deutſche, Angelſachſen, Franzoſen, Amerikaner ſchlagen dort ihre Winterquartiere auf, und die Fremdlinge aus dem ho-

hen Norden machen den beſten Tauſch, indem ſie um einen Winter ärmer und um einen Sommer reicher werden. In dem reichen Diadem aber, mit dem die Natur die hesperiſche Halbinſel geſchmückt hat, prangt Rom als der herrlichſte Stein, und dieſer Stein, dem der Geiſt ſein Leben eingehaucht, redet eine Sprache, die allen civiliſirten Nationen verſtändlich iſt. Rom hat zweimal die Welt beherrſcht und beherrſcht noch heute unſre Gerichtshallen, Rom iſt das Grab der alten und die Wiege der neuen Kunſt, Rom iſt der Wohnſitz des geiſtlichen Herrſchers, der mit der Tiara, mit der dreifachen Krone geſchmückt iſt. Und auch eine dreifache Reſidenz finden wir an der Tiber: die Reſidenz des Apollo von Belvedere und der erlauchten Mitglieder ſeiner Familie, die Reſidenz der mittelalterlichen Hierarchie, und endlich die Reſidenz der Künſtler und kunſtſinnigen Geiſter aller Nationen. Und als ob die Stadt der Cäſaren und des Raphael hiermit noch nicht geſättigt wäre, ſo zeigt ſich auf dieſem farbenreichen Bilde noch der moderne Firniß eines Badeorts, wie ihn das Leben und Treiben vornehmer und müßiger Fremden mit ſich bringt.

Nach dieſen vielfachen Beziehungen haben wir „das goldne Rom," wie es Karl der Große nannte, zu ſchildern verſucht, und um das Ziel unſrer Reiſe, das Wohin? noch mehr hervorzuheben, haben wir häufig auf das Woher? Rückſicht genommen und die

grauen Wellen der Spree bis nach den gelben der Tiber versetzt. In diesem reich gegliederten Organismus aber, den die einstige Beherrscherin der Welten entfaltet, erschienen uns als die wesentlichsten charakteristischen Faktoren: der Torso und der Korso. Wir verstanden unter Torso nicht allein jenes plastische Werk des Vatikan, an dessen Ergänzung kein Künstler sich wagte, sondern jene unsterblichen, antiken Ruinen, die die sieben Hügel bedecken, diese nicht zu erschöpfende Trümmerstätte einer untergangnen Welt; ihr gegenüber erscheint der Korso nur als ein buntes vorüberziehendes Schattenspiel, und über den Mikrokosmus des täglichen Genusses erheben sich die gewaltigen Todten. Aber selbst der Korso, der Repräsentant der Vergänglichkeit zeigt eine Doppelnatur, durch die er zwei Welten verbindet. Die Prozession, die auf ihm sich bewegt, ist nicht immer eine weltliche, oft trägt sie einen ernsten, feierlichen Charakter und beugt sich vor einem heiligen Gedanken.

Um unsere Bilder so treu wie möglich zu machen, haben wir nicht von der Pracht des goldnen Rom uns blenden lassen. Wir haben auch die „Niobe der Städte" betrachtet, ihre Klagen gehört und mitgetheilt mit dem Wunsche, daß sie erhört werden. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Nur Elisabeth, Königin von England, wollte, wie Walpole erzählt, ohne Schatten gemalt sein. Die Königin der Städte strahlt noch in so hellem Lichte, daß selbst die schwarzen unnatürlichen Schat-

ten, ſo gern man ſie verbannen möchte, im Ganzen nur wenig ihren Glanz verdunkeln können.

Sonſt bewilligten die Vaſallen dem deutſchen Kaiſer einen Römermonat, d. h. Gelder, um zur Krönung nach Rom zu ziehen. Seitdem der deutſche Kaiſer ſein Recht verloren, iſt der Römerzug nicht mehr geſetzlich geregelt, ſondern nur vom Willen des Einzelnen abhängig.

Wenn dieſes Buch den Willen des Einzelnen zur That reifen läßt, ſo hat es vollkommen ſeinen Zweck erreicht. Und deshalb, weil wir mehr anregen als belehren, mehr unterhalten als erſchöpfen, mehr Reiſende anwerben als Fremde führen wollten, wird ein nachſichtiges Urtheil manche Lücken entſchuldigen und an das treffende Wort Voltaires denken: le secret d'ennuyer est celui de tout dire.

Paleokapa, Miniſter der öffentlichen Bauten in Turin, ſagte einſt in der piemonteſiſchen Kammer mit einer für einen Italiener ſehr ſchätzenswerthen Offenheit: „In unſerm Lande ſind die ſchönen Künſte nicht mehr heimiſch, Europa hat uns überflügelt, wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeeren unſerer Vorfahren.“ Auch in dieſem Buche iſt viel von den Lorbeeren der Vorfahren die Rede. Möge der Leſer niemals dieſelben miniſteriellen Empfindungen haben!

Berlin am 1. März 1859.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I. **Die ersten Tage in Rom. Kapitol und Kolosseum.**

Die Perspektive vom Fenster. Die stillen Straßen. Die riesigen Gegensätze und Dimensionen. Die Basilika Ara Celi und die Kinderpredigten. Der reitende Mark Aurel. Die Todtenglocke. Das Kapitol. Das Hotel der preußischen Gesandtschaft. Casa Schulze. Das Forum. Horaz Spaziergang. Ein moderner Triumphator. Der Ritter Kurtius und die Viehweide. Das von Deutschland und Amerika erleuchtete Kolosseum. Eine italienische Nacht. . . . . 1 — 19

II. **Ein Künstler-Kafé. — Der Korso. — Das Pantheon.**

Die innern Unruhen der Reisenden. Das cafe greco. Die deutschen Künstler. Eine Bettlerfamilie. Die Magazine für Schmucksachen. Das Kolosseum am weiblichen Busen. Die Photographien. Via del Corso. Die Antoninssäule. Römische und Berliner Aquadukte. Der Bildhauer Troschel. Cercle de la division d'occupation. Das französische Militair. Das Pantheon und Adolf Stahr. Raphaels Grab. . . . . 20 — 32

III. **Die Engelsburg. — Cellini und Cenci.**

Kaiser Hadrian und sein Mausoleum. Der Sergeant in der Engelsburg. Das schwere Geschütz der Statuen und der barberinische Faun. Die Gefängnisse. Benvenuto Cellini, wie er seine Leiden schildert. Die noch gegenwärtigen Leiden der Geruchsnerven. Der Justizmord der Beatrice Cenci. Guido Reni. . . . . 33 — 42

IV. **Der Monte Pincio. — Die Villa Borghese.**

Come sta? Der feste Standpunkt des Römers. Die Feinde der schönen Natur. Napoleon I. Der Lustgarten des Monte Pincio. Das Panorama. Deutsche Walzerklänge. Die elegante Welt aller Nationen. Abentheuernde Engländer. Eine Republikanerin. Der römische Adel. Die Büsten der geistigen Heroen.

Die Einfalt vom Lande. Klimatische Vorschriften. Die promenirenden Künstler. Das plötzliche Dunkel. Göthe in der Villa Borgheſe. Der Park und eine einladende Inſchrift. 43 — 59

V. Die Induſtriellen Bettler.

Italien und die ſoziale Frage. Louis Blanc. Povero! Verbrecher und Bettler. Der naturwüchſige von Göthe geprieſene Diogenes. Ein ſchlauer Induſtrieritter. Der König der Bettler. Bettelnde Kinder. Der höhere Bettler. Der Militair-Invalide und der Nationaldank. Eine Frage an die zehnte Muſe. 60 — 70

VI. Die Römerinnen.

Alexander der Große und Ludwig von Baiern. Jo sono Romana. Die gefährlichſten Raubvögel. Lukrezia, Virginia und Judith. Die Pflichten des Cicisbeo. Der Souffleur und die Theaterprinzeſſin. Die Ehen und das allgemeine Wahlrecht. Die Wahlverwandtſchaften. Amors Radikalismus. Die Schutzgeiſter des Ehemanns. Die Einfachheit der Toilette und der Erziehung. Die gefeſſelten Söhne des Nordens und die Weltherrſchaft der Römerinnen. . . . . 71 — 86

VII. Die Theater.

Der Glanz des alten Rom. Der Kabinetsſekretair des Königs Theodorich. Der heilige Chriſoſtomus und ſein Gegner Schiller. Die Loge als Empfangzimmer. Die bewirthete Ariſtokratie. Signora Diſuli im Trovatore. Der Adel auf den Brettern. Das goldne Zeitalter der Römerinnen. Ein gemarterter Sänger. Die Manieren der Künſtler. Ein Maskenball im Apollo-Theater. Das Ballet. Verdi's Souverainetät. Die Birch-Pfeifer an der Tiber. Die Popularität Friedrichs des Großen. Die Marionetten. Heine und die verheirathete Künſtlerin. Plutarch und die Beruhigungs-Muſik. . . . . 87 — 108

VIII. Rom und Berlin.

Der Prussiano in Rom. Das Anſehen der Ketzer. Die Anarchie in den Straßen. Das Gefühl der Freiheit und Natürlichkeit. Der Mangel an Chriſtusbildern. Die Madonna im Dienſte der Polizei. Barbiere und Koiffeure. Die Hölle der Pferde. Schutzpatron und Schutzmann. Heinſe und W. v. Humboldt. Der Kommandant von Berlin und der Geſandte in Rom. 109 — 126

IX. Die Modelle und die Polizei. Ein Modellball.

Die Kunſtſtadt. Die lebenden Vorbilder. Marietta und ihre Tante. Die Univerſalität der Schönheit. Die heidniſchen und heiligen Familien. Die Pifferari in Paris. Die Künſtler im Kampfe mit der Sittenpolizei. Die Rettung Roms. Die Akademien. Ein Ball der Modelle. Die Nationaltänze. Das Modell des Sußmann'ſchen Faun. Die Bildſamkeit der Nation. 127 — 148

X. Römiſche Spiele.

Die Zahlenlotterie. Die Lotterie im Schutze der Kirche. Ein tragiſches Schauſpiel Die Büchſe der Pandora. Der Aberglaube. Der gettatore. Die Hörner. Das Volk der Hoffnung. Die Spiele. Winkelmanns Nachtruhe. Das Moraſpiel. Die Ballſchläger. . . . . 149 — 165

XI. Das Oſterfeſt.

Die kirchlichen Feſte und ihre heitern Melodien. Das Feſt der Auferſtehung. Die Oſtermeſſe des Handels. Die alten und die neuen Götter. Die Kardinals-Equipagen. Die Senatoren. Die Kolonnade. Die Peterskirche und ihre Dimenſionen. Der Kampf mit der Schweizergarde. Kleider machen Leute. Die Nobelgarde. Pio IX. in amtlicher Funktion. Der Platz vor der Peterskirche. Die Volksmaſſen. Der Akt der Benediktion. Das Ende der Faſten. . . . . 166 — 183

XII. Die Muſeen.

Der regelmäßige Lebenslauf. Louvre und Vatikan. Galeria Lapidaria. Die Inſchriften. Braccio nuovo. Der Torſo des Herkules. Stahr und Winkelmann. Der Hof des Bramante. Laokoon. Apollo und ſeine Verehrer. Der Saal der Thiere. Die Blüthe Griechenlands. Die Raphaelſchen Tapeten. Die Stanzen. Göthe über die Schule von Athen. Die Loggien. Vaſari über Raphael. Die Gallerien Borgheſe, Doria, Barberini. Die Villa Farneſina. Der Palaſt Korſini. Die Villa Ludoviſi. Das kapitoliniſche Muſeum. Kaiſer und Dichter. Der ſterbende Fechter. . . . . 184 — 210

XIII. Die Kirchen.

Das runde Jahr. Die Allwiſſenheit des Papſtes. Statiſtik der Geiſtlichkeit. St. Peter. St. Stefano. Der Lateran. Die heilige Treppe. Göthe und die Geiſtlichkeit. Der Obelisk des Lateran. St. Maria Maggiore. Maria degli Angeli. Ein Traktätchen voll frommer Läſterungen. Mommſen über den Gott der Italiener. Der wunderthätige Bambino. Raphaels Sybillen. Winkelmann und St. Peter. . . . . 211 — 227

XIV. Deutſcher und Römiſcher Karneval.

Göthe's Ankunft in Rom. Die Naturſchwärmerei der Deutſchen und der Indifferentismus der Italiener. Der deutſche Frühlingsruf. Der Künſtlerverein. Das Cervaro-Feſt. Der Präſident und ſein Gefolge. Der Bajokko-Orden. Die Kavalkade zu Pferde und zu Eſel. Das Turnier. Ein Rundgeſang. Die Tafelrunde und die Wirkungen der Getränke. Der Deutſche und der Römiſche Karneval als Bild der nationalen Gegenſätze. 228 — 248

XV. Römiſche Leiden.

Das Inſektenweſen. Chateaubriand und die Blutſauger. Straßenreinigung und Gasbeleuchtung. Der Immondezzajo. Die Kloaken. Die Standesunterſchiede der Todten. Die künſtlichen Thränen des Küſters. Die Aerzte. Das Blutvergießen. Die Univerſität. Die Aſyle. Statiſtik der Verbrechen. Die Galeeren. Der Schnee und ſein offizieller Einfluß. Die Civilprozeſſe. Die Schulen. Die Ferien und die Liebe. Statiſtik der Schulen. Das Jeſuiten-Kollegium. Ein Lektionsplan. Pio IX. 249 — 273

XVI. Ein Ausflug in die Umgegend.

Die ſteigende Hitze. Göthe und die Sonne. Die Reize des Gebirges. Fraskati's Villen. Cicero's Landhaus. Grotta Ferrata. Dominichino. Kaſtel Gandolfo. Ein Naturſänger. Nero als Virtuos. Pius IX. Das Luſtſchloß des Papſtes. Die Waldeinſamkeit. A. v. Humboldt's Charakteriſtik der italieniſchen Landſchaft. Albano's Lage. Ariccia's Bauart. Tivoli. Villa Hadrian Paradies und Hölle. Horaz und Ovid in Tivoli. Der Tempel für katharrhaliſche Affektionen. Villa d'Eſte. Schmerzlicher Abſchied von Rom. . . . . 274 — 290

Druckfehler.

Seite 27 Z. 8 v. o. } lies Antonins-Säule ſtatt Antonius-Säule.
„ 29 Z. 1 }
„ 109 Z. 2 v. u. lies Tiber, ſo ſeicht ſtatt leicht.
„ 112 Z. 13 v. o. lies Klöſter ſind ſie nicht ſtatt Klöſter ſind nicht.
„ 113 Z. 1 lies angeklebt ſind ſtatt iſt.
„ 143 Z. 3 v. o. lies Tarantella ſtatt Tatantella.
„ 143 Z. 5 v. o. lies ausgeführt ſtatt ausführt.
„ 184 Z. 3 v. u. lies ſich auszeichnet ſtatt auszeichnet.
„ 254 Z. 6 v. o. } lies Immondezzajo ſtatt Immondezajo.
„ 255 Z. 2 v. o. }
„ 261 Z. 7. v. u. lies Kongregation ſtatt Kongegration.

I.

Die erſten Tage in Rom. — Kapitol und Koloſſeum.

Wer an einem trüben Wintertage im Reiſewagen die öde menſchenleere Kampagna paſſirt, wer den bedeutungsvollen Ruf des Vetturino: ecco Roma! vernimmt, mit dem er die in der Luft ſchwebende Kuppel des St. Peter aus weiter Ferne begrüßt, wer dann mit klopfendem Herzen der ewigen Stadt ſich nähert, die Brücke der Tiber überſchritten hat und endlich an der Porta del popolo einem demüthig ſich verbeugenden Aedilen den Paß in die eine Hand und das Trinkgeld in die andere giebt: der hat endlich das lang erſehnte Ziel erreicht, aber nicht um mühelos Lorbeern zu ernten und an den Wundern ſich zu erbauen, nein, um neuen Kämpfen entgegen zu gehen. Iſt der Fremdling noch erfüllt von den Erinnerungen an den klaſſiſchen Boden, denkt er an die Zeiten des Cicero, des Cäſar, des Tacitus, will er die Früchte genießen für den Schweiß, den er bei der Lektüre der Unſterblichen in der Schule vergoſſen, eine bittre Täuſchung harret

ſeiner. Im Gaſthof angekommen, ſteckt unſer neugieriger Reiſender die Naſe zum Fenſter hinaus; er ſieht zwar römiſche Naſen und römiſche Köpfe, er ſieht faltenreiche Gewänder und lange Mäntel, die mit Kunſt getragen werden, er ſieht Patrizier und noch mehr Proletarier, die gewiß wie im alten Rom keine Steuer bezahlten, aber wo iſt römiſches Leben, wo iſt nur das Leben einer Hauptſtadt? In dieſer Straße, die im Centrum der ſieben Hügel liegt, nichts als kleine Krämer, Bilderhändler, ſchmutzige Kafés, Oſterien, Viehtreiber, wo iſt da der Luxus der Gegenwart, wo der der Vergangenheit? Selbſt das Haus an der Ecke, das palazzo genannt wird und einer berühmten Familie gehört, wie unbedeutend iſt ſeine Facade! Jeder venetianiſche und florentiner Palaſt übertrifft dieſen ſchwerfälligen Steinhaufen an Schönheit. Nein, von dieſer Vogelperſpektive ſieht man nicht den Adler, der einſt die römiſchen Legionen zum Siege geführt.

Steigt nun der Fremdling auf die Straße hinab, biegt er, ſelbſt gegen den Willen zweier Bettler, in den Korſo ein, ſo hat auch dieſe Straße nichts Charakteriſtiſches, nichts Anziehendes, beſonders wenn er den lachenden Toledo von Neapel und ſein volkreiches Gewühl geſehen. Die Beherrſcherin der Meere, London, die Beherrſcherin des Geſchmacks, Paris, ſie laſſen gleich den Pulsſchlag einer Weltſtadt hören, die Stadt aber, die zweimal die Welt beherrſcht hat, die Metro-

pole der Chriſtenheit erſcheint trübſelig und melancholiſch, und ſelbſt die nordiſche Metropole der Intelligenz offenbart mehr inneres Leben. Solche Täuſchungen, ſolche Gedanken beſchleichen das Gemüth des Fremden in den erſten Tagen ſeines römiſchen Aufenthalts. Aber bald kommen wir zu der Ueberzeugung, daß Rom nicht zu den glänzenden Städten gehört, die wie eine Kokette alle Mittel der Eroberung anwendet; Rom prunkt nicht mit ſeinen Schätzen und verſchmäht es, Toilette zu machen, um mit einem Blick durch eine reiche Perſpektive die Sinne des Beſchauers gefangen zu nehmen. Rom iſt nicht mit dem Auge zu erſchöpfen. Man muß erſt einige Zeit in dieſer Atmoſphäre geathmet haben, um den unſagbaren Reiz zu empfinden, der auf dieſen Trümmermaſſen ruht, die auf das moderne Leben, das ſich um ſie gruppirt, ſo eigenthümliche Schlaglichter werfen. Der Torſo und der Korſo, die eine Weltgeſchichte umſpannen, ſind zu große Gegenſätze, um ſie auf einmal überwinden zu können. Die Gedanken der Ewigkeit und der Vergänglichkeit umarmen ſich hier, der nüchternſte Realismus ſteht dem höchſten Idealismus zur Seite und der Tempel einer Minerva dient einem Gewürzkrämer als Verkaufslokal. Wie der Räuber Moor nur durch Moor ſterben kann, ſo muß man zeitweiſe Römer — vielleicht auch Räuber — geweſen ſein, um Rom ganz in ſich aufnehmen und geiſtig verdauen zu können. Bei allen modernen Städten

haben wir Vergleichungspunkte, dieſelbe Art zu leben, dieſelben Bedürfniſſe, eine ähnliche geſchichtliche Entwickelung hat auch dieſelbe Außenſeite hervorgebracht und der Unterſchied iſt mehr oder weniger quantitativ; bei jedem Schritt aber, den wir auf klaſſiſchem Boden thun, ſpielt das Alterthum in die Gegenwart hinüber, die verſchiedenſten Epochen reichen ſich die Hände; Bildung, Barbarei, Freiheit und Knechtſchaft zeigen ihre Ebenbilder und das Heidenthum lächelt in ſeinen großartigen Ueberreſten über die ſo vergänglichen Schöpfungen ſeiner frommen Nachfolger. Eine Fülle von Gegenſätzen beſtürmt unſere Bruſt, Gegenſätze, die manchmal eben ſo erhaben wie lächerlich ſind, Zwerge bewegen ſich in rieſigen Dimenſionen, reiſende Engländer ſchütteln den klaſſiſchen Staub von lackirten Stiefeln und vor dem Koloſſeum ſteht eine franzöſiſche Schildwache, damit man die Steine nicht wegtragen ſoll, über die die Jahrtauſende und eine Reihefolge ſyſtematiſcher Zerſtörungen keine Gewalt hatten.

Das Koloſſeum, das Forum, das Kapitol, die man mit einem Blick überſehen kann, wer möchte vor dieſer Dreieinigkeit ſich nicht beugen! Vom Kapitol iſt nichts mehr vorhanden, als der Hügel, Capitolii immobile saxum, und das Geſchlecht der Gänſe, die es gerettet. Wo der Tempel des kapitoliniſchen Jupiter ſtand, ſteht jetzt die ehrwürdige Baſilika, Santa Maria d'Ara Celi. 124 Stufen führen hinauf, die

Gläubigen werden warm, noch ehe ſie in die Kirche eintreten, und iſt man angelangt, ſo halten hier zur Weihnachtszeit Kinder unter acht Jahren, die auf einen Tiſch geſtellt werden, wohleinſtudirte Predigten und zeigen fortwährend mit den Händen auf eine ſchlecht gemalte Dekoration, die die Geburt des Erlöſers darſtellt. Der kapitoliniſche Jupiter zürnt über dieſe Karrikatur des Heiligſten und dankt Gott oder ſich ſelbſt, daß während ſeiner heidniſchen Herrſchaft eine ſolche Vermiſchung von Komödie und Frömmigkeit kaum denkbar war. Und doch ſagte der proteſtantiſche Engländer neben mir, der glücklich drei Worte aus der Predigt des kleinen Mädchens im breiten Strohhute verſtanden hat, ſein ſtereotypes „beautiful“, und freut ſich, daß man hier die Kinder eben ſo dreſſirt, wie in ſeiner Heimath die Pferde. Als echter Sohn Albions mehr sportsman als Menſch verläßt er die Kirche und bewundert im Fluge an der bronzenen Reiterſtatue Mark Aurel's, die auf dem Platze des Kapitols ſteht, mehr das kräftige Roß als den reitenden Philoſophen. Und das kräftige Roß, das auf ſeinen Reiter ſtolz iſt, und den Fuß emporhebt, hört noch heute die Worte, die Michel Angelo, als er die Statue vom Lateranplatze hierher bringen ließ, ihm zugerufen: Ricorda ti che sei vivo e cammina, erinnere Dich, daß Du lebſt und ſchreite vorwärts! Ja, da iſt unſterbliches Leben in dieſem letzten Sprößling, dieſem letzten eines

Stammes von vielleicht hunderten ähnlicher vollendeter Kunstwerke, die einst die ewige Roma schmückten, die Stadt, von der Kassiodor, der sie im sechsten Jahrhundert gesehen, behauptet, daß sie noch damals nach vielen Kämpfen und Zerstörungen an Bildsäulen eben so reich gewesen sei, wie an Menschen. Mark Aurel, der Liebling des Volks, hat sich in seiner Statue eben so vortheilhaft erhalten, wie in der Geschichte, nur wenige Rostflecken entstellen sein Antlitz und seine vorgestreckte Hand erscheint eben so segnend wie gebietend. Die kolossalen Dioskuren, die die flache, von Michel Angelo angelegte Treppe zieren, scheinen seine Schützer zu sein, wie sie ja die Beschützer der Reiter und Kämpfer waren. Der Palast der Senatoren, der auf den Ruinen des alten Tabulariums (des Staatsarchivs) erbaut ist, schließt den Platz ein; die Glocke dieses Palastes hat eine eben so gewichtige historische, wie lokale Bedeutung: denn sie darf nur dann erschallen, wenn der Karneval beginnt oder — wenn der Papst gestorben ist. Dies sind gleich wichtige Ereignisse im gegenwärtigen römischen Leben: der Papst wird mit derselben Glocke zu Grabe geläutet, mit der die Maskerade im Karneval beginnt, am Grabe des Papstes dieselben Töne, wie an der Wiege des Karnevals, der Papst und der Karneval — das ist das Alpha und Omega der ewigen Stadt.

Wir könnten jetzt bei unserer flüchtigen Rundreise

mit gutem Gewiſſen das Kapitol verlaſſen, wenn es nicht für uns Preußen noch ein ſpezielles Intereſſe hätte. Wie nämlich die Franzoſen die Engelsburg beſetzt halten, ſo haben die Preußen den weſtlichen Theil des kapitoliniſchen Hügels, von dem aus man ganz Rom beherrſcht, ſchon ſeit Jahren okkupirt. Hier ſteht der Palaſt Caffarelli, in deſſen ſchönen und wegen ſeiner Ausſicht weltberühmten Räumen die proteſtantiſche Regierung zum großen Leidweſen der römiſchen ihr diplomatiſches Lager aufgeſchlagen. Auf dem Kapitol, dem denkwürdigſten Punkte Roms, der von allen Seiten ſichtbar iſt, die Manen des großen Friedrich, der Jedem ſein individuelles Seligwerden geſtattete! Wie konnte der päpſtliche Stuhl zugeben, daß hier die Preußen dieſe hiſtoriſche Poſition für immer beſetzt hielten! Deshalb erhob die Geiſtlichkeit ſo viel Schwierigkeiten, ſo daß bis heute der Palaſt Caffarelli, obgleich der Kaufkontrakt dem Abſchluß ſchon nahe war, noch nicht in den Beſitz Preußens übergegangen iſt und der Vertreter der Krone noch immer zur Miethe wohnt. Aber, Gott ſei Dank, ſind die römiſchen Miethskontrakte nicht ſo jeſuitiſch abgefaßt wie die Berliner; eine Exmiſſion kann ſo leicht nicht ſtattfinden und einſt wird der Tag kommen, wo engherzige Anſichten ſchwinden und auf den Zinnen des Kapitols das vaterländiſche Banner wehen wird. Wie aber Preußen berufen iſt, durch das Schwert des freien Geiſtes Propaganda zu

machen, ſo bemüht ſich auch ſein Vertreter in Rom, indem er Künſtler und Gelehrte aller Nationen um ſich verſammelt, vom Kapitol aus den Kirchenſtaat geiſtig zu erobern, während die Franzoſen und Oeſterreicher den kürzern Weg vorziehen und die ultima ratio, den letzten Grund aller Dinge, rein vom materiellen Standpunkt auffaſſen. Einen Theil dieſer preußiſchen Eroberungen haben wir der Autorität der deutſchen Wiſſenſchaft zu verdanken, die auch neben dem Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol ſich angeſiedelt und in dem „archäologiſchen Inſtitut" eine wiſſenſchaftliche Kolonie angelegt hat. Deutſche Gelehrte bemühen ſich hier die geheimſten Gedanken des Romulus und Remus zu erforſchen, und Niebuhr, der die Wolfsmilch und die Geſchichte der römiſchen Könige chemiſch und kritiſch zerſetzt hat, liefert noch immer eine reiche Ausbeute. Auf wie feſtem deutſchen Grunde aber dies Gebäude ſteht, in dem das archäologiſche Inſtitut ſich befindet, zeigt ſchon ſein Name; es heißt nach ſeinem Beſitzer „Casa Schulze", das Haus Schulze, und die Römer lernen auf ſolche Art, daß auch wohlklingende Namen und berühmte Geſchlechter im rauhen Norden zu finden ſind. Der Hof des Hauſes nimmt den äußerſten Vorſprung des kapitoliniſchen Hügels ein. Er iſt durch deutſchen Fleiß in den ſchönſten duftenden Blumengarten verwandelt und die Kamelien ſprießen hier ſo üppig, daß ſelbſt im Januar ganze Bouquets

davon für wenige Groſchen zu haben ſind. Aber das Liebliche und das Entſetzen Erregende begegnet ſich ſtets in der ewigen Stadt, die an blutigen Erinnerungen ſo reich iſt. Wir gehen noch einige Schritte bis zur Grenze des Gartens und ſehen plötzlich herab, ein jäher Abgrund thut ſich vor uns auf und der Kuſtode ſagt: dies iſt der tarpejiſche Felſen, die rupe tarpea, von dem die alten Römer die Verbrecher herabſtürzten. Die Unglücklichen verloren nicht nur ihre bürgerliche Ehre, ſondern ſogar das Gleichgewicht und kamen unten an, zerſchmettert an Haupt und Gliedern. Schon zu des Aeneas Zeiten ſcheinen die Landleute die künftige Richtſtätte geahnt und gefürchtet zu haben. Virgil ſagt: jam tum religio pavidos terrebat agrestes, eine heilige Scheu erfüllte die Furchtſamen. Jetzt ſcheint Natur und Kultur die Rachegeiſter verſöhnen zu wollen. Eine proteſtantiſche, zierlich eingerichtete Kirche, aber ohne Thurm — denn das iſt nicht geſtattet — ſteht zwiſchen dem Palaſt Caffarelli und dem tarpejiſchen Felſen und die ſchönen Römerinnen, die nur echten Schmuck tragen, erſcheinen in Geſellſchaften und im Theater geſchmückt mit den ſchönſten Blumen, die häufig der Richtſtätte des tarpejiſchen Felſens entnommen ſind. Schulze'ſche Blumen, eine germaniſche Flora im glänzend ſchwarzen Haar einer Römerin, dieſen Gedanken konnte Horaz noch nicht faſſen!

Aber wir müſſen dem Kapitol den Rücken drehen.

Verweilen wir einen Augenblick auf den Stufen, die nach dem Forum zu führen: welch' ein Anblick bietet ſich uns dar! ein Anblick, der einzig in der Welt vorhanden iſt, den keine Kunſt wiedergeben, kein Gemälde darſtellen, keine Beſchreibung verſinnlichen kann. Eine Straße, die aus Tempeln, aus Triumphbögen, aus Ruinen von Paläſten zu beſtehen ſcheint, ſchlanke Säulen, die in die Lüfte ſtreben, und umgeſtürzte, die geviertheilt am Boden liegen, die edelſten Schöpfungen der Baukunſt, in ihren zerſtörten Gliedern vielleicht noch großartiger, als in ihrer einſtigen harmoniſchen Exiſtenz! Die Trümmer der Paläſte, die hochgewölbten Hallen mit der grünen Decke des Epheu bekleidet, zu beiden Seiten der Tempel und der Säulen ſich hinziehend. Endlich im Hintergrunde, das Gemälde abſchließend, die großartigſten, etagenförmig aufgebauten Rundbogen des Koloſſeums, wie geſchaffen für Titanen, die den Himmel erſtürmen wollen. Und Alles noch belebt durch die Reize einer verſchwenderiſchen Natur, die, wo ſie nur unter der Wucht der Steinmaſſen athmen konnte, das reiche Füllhorn der Vegetation aufſchloß, den Kranz von Höhen und Hügeln durch die Säulen der Cypreſſen und durch die Dächer der Pinien hervorhob und mit dem tiefblauen italieniſchen Himmel den Silberblick der Albaner Schneeberge auf's Schönſte kontraſtiren ließ.

Das iſt die via sacra, die heilige Straße, die

uns ein tieferes Gefühl von Heiligkeit, von Ewigkeit und Vergänglichkeit einflößt, als es irgend eine menschliche Schöpfung vermag. Hier war bei den alten Römern die Wohnung der Vestalinnen und des Pontifex maximus. Die Auguren nahmen bei ihren religiösen Verrichtungen ihren Weg durch diese Straßen und die Triumphatoren zogen von hier auf den Hügel des Kapitol. Hier machte Horaz seinen täglichen Spaziergang und wir denken an das ibam via sacra, sicut meus est mos. Steigen wir hinab, wandeln wir auf den wohlerhaltenen Quadersteinen des antiken römischen Pflasters — wir sind auf einer Schädelstätte der Geschichte und die Geister von Jahrtausenden wehen uns an. Der Engländer macht seinen „Murray" zu, der Deutsche seinen „Förster", selbst die Töchter Eva's verzichten auf das Erbtheil der weiblichen Neugier, denn hier predigen die Steine mehr als es jedes Papier vermag. Mag es den Archäologen von Fach interessiren, ob diese drei, 60 Fuß hohen, korinthischen Säulen zum Tempel der Minerva gehören, oder ob auf dieser Stätte der Tempel der Schutzgöttin Roma stand, ob dort der Tempel der Vesta war, ob diese Basilika mit dem kühnen Schwung ihrer Bogen wirklich vom Kaiser Konstantin erbaut ist — genug, wir sind hier auf dem alten römischen Forum, dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, wo man den Göttern und den Menschen zugleich diente, wo das Volk zu-

ſammenkam, wo die Redner auftraten, wo der Brennpunkt des religiöſen und politiſchen Lebens war. Durch die Normannen und Sarazenen zerſtört, lag das Forum Jahrhunderte lang unter häuſerhohem Schutt begraben; da erſt faßte der erſte Napoleon den Entſchluß, die Wunder des Alterthums wieder an's Licht zu bringen. Denn die römiſche Regierung fürchtete ſich ſtets vor ihrer eigenen großen Vergangenheit und beſchäftigte ſich weit lieber mit dem Ueberirdiſchen, als mit dem Unterirdiſchen. Noch in ſpäterer Zeit machte der ruſſiſche Fürſt Anatole Demidoff der päpſtlichen Regierung den Vorſchlag, die ganze Umgebung des Forum, die gewiß noch die denkwürdigſten Schätze enthält, auf ſeine eignen Koſten aufdecken zu laſſen; aber Gregor XVI. lehnte es hartnäckig ab und die Obſkuranten, die Alles in das Dunkel der Nacht begraben möchten, riefen ihm Beifall zu. Für dieſe Triumphe, die das gegenwärtige Rom feiert, ſind die Triumphbogen des Titus und Konſtantin nicht mehr paſſend; das herrſchende Geſchlecht iſt ihnen entwachſen, die Kardinäle ſind alte wohlbeleibte Greiſe, die in mittelalterlichen ſchwerfälligen Karoſſen zur Verdauung ſpazieren fahren. Nur Pius IX. hielt vor einem Dezennium zur Feier der Konſtitution einen feierlichen Umzug durch das alte Rom, er fuhr wie ein Triumphator durch die Siegeshallen; es ſchien, als ob die Vergangenheit wieder aus ihrem Grabe auferſtanden wäre;

das Forum war mit den dichteſten Volksmaſſen belebt und die alten Götter ſchauten neugierig auf ihre Stellvertreter. Von dieſer Scene hat der deutſche Maler Wittmer, der Günſtling des Königs von Bayern, eine eben ſo lebendige wie durch die Perſönlichkeiten intereſſante Skizze entworfen. Doch das ſind tempi passati! Rom, wie es jetzt erſcheint, iſt eine todesmüde Stadt, in der die Menſchen ſchleichen wie die Schatten, in der das dolce far niente nur die Lethargie der Abſpannung, nicht der ſüße Genuß iſt. Nur durch die zahlreichen Fremden erhält die einſtige Beherrſcherin des Erdkreiſes einen belebenden Odem, und die Mitglieder der verſchiedenſten Nationen, die ſchon längſt das römiſche Joch abgeſchüttelt, die Gallier, die Germanen, die Celten, die Luſitanier werden hier gaſtlich aufgenommen, damit ſie ihr Geld verzehren und dem darbenden Volke wenigſtens einigen Erwerb verſchaffen. So iſt denn das Forum nur belebt durch die Fremden, die „forestieri“, nicht durch die Römer; auch den Namen Forum hat es längſt verloren: es heißt jetzt campo vaccino, allgemeine Viehweide, und in der That war bis zu der Zeit, wo der letzte der Cäſaren, Napoleon, das alte Rom entdeckte, der Tummelplatz der politiſchen Leidenſchaften weiter nichts, als ein Ruheplatz der Pferde und Ziegen, der Büffel und Eſel. Wo Curtius ſich mit ſeinem Roß in den Abgrund geſtürzt hatte, wo Cicero ſeine Reden gehalten, da hörte

man nur die Pferde wiehern und Ochs und Esel um die Wette brüllen. Die alten mit ihren Tempeln begrabenen Götter mögen über den Fortschritt der Menschheit gelächelt haben, der Geschlechter, welche die Kunst und die große Vergangenheit so wenig zu schätzen wußten, Götterbilder ihren Viehheerden preisgaben und in ihrer Verkehrtheit den Wahlspruch hatten: Quod licet bovi, non licet Jovi.

Das gegenwärtige Geschlecht bereut die Sünden seiner Väter. Selbst das jüngste Volk, das allein durch einen glücklichen Anachronismus der römischen Weltherrschaft entgangen war — es kommt über's Meer und pilgert zu dem ältesten. Die freien Ueberseeischen, die Ultramarinen kommen schaarenweise zu den gedrückten Ultramontanen. Was kann aber mehr die Phantasie der Yankees entzünden, was springt dem unbefangenen Sinn am meisten in die Augen, als das Kolosseum, dessen Wunder mit Händen zu greifen sind? Zu allen Tageszeiten, am Morgen, am Abend, in der Nacht und namentlich beim Mondschein finden wir hier in dem großartigsten und am besten erhaltenen Amphitheater die Amerikaner aller Farben, vom blonden Sohn des Nordens bis zu den wechselnden Schattirungen des Südens, vom Befreier des Onkel Tom bis zu seinem Bedrücker. Deutsche, Engländer, Franzosen wissen nicht so laut und in so spitzen Tönen ihr Erstaunen auszudrücken, als die Bewohner der

Vereinigten Staaten, die hier einen so klassischen Durst entwickeln, wie einst die wilden Thiere nach dem Blute der Christen. Zu zwei der größten Paläste hat das Kolosseum seine Quadern hergeben müssen, und doch sind seine Ruinen noch so bedeutend, daß unter einem schweren nordischen Himmel die höchsten Spitzen der Rundbogen häufig von den Wolken verschleiert wären. Vier Stockwerke, von denen drei mit 80 Bogen überwölbt sind, bilden das Amphitheater, das 90,000 Menschen faßte. An verschiedenen Punkten finden sich sogenannte Vomitoria, Mündungen, aus denen die Treppen bis zu den höchsten Sitzen aufsteigen. Tritt man beim Mondenschein in die Arena, so erhalten die Ruinen fast noch gigantischere Formen, es verschwinden die Lücken, die Wunden, welche die Barbarei geschlagen, nur die Umrisse treten auf's Schärfste hervor, das sanfteste Licht vermählt sich mit den verwitterten Steinen und gießt einen unnachahmlichen Zauber aus über die von Epheu umsponnenen mächtigen Steinmassen. Bedenkt man nun noch, in welcher Umgebung das Kolosseum liegt, wie seine Nachbarn und Vorläufer Triumphbogen, Tempel und Trümmer von Palästen sind, die auch im Mondschein von schwarzen Cypressen umgeben wie Traumbilder aus einer andern Welt erscheinen; so muß man unsern mondsüchtigen Amerikanern in ihren enthusiastischen Lobpreisungen beistimmen. Auch Goethe, der stets seine Marmorkälte bewahrte,

ruft bei dieſem Anblick begeiſtert aus: „Sonne und Mond haben hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegenſtehen.“

Aber unſere Amerikaner, deren Parole das „nil mortalibus arduum“ iſt, ſind mit dieſer mächtigen Wirkung noch nicht zufrieden und ſuchen noch nach andern Emotionen. Deutſchland gab hierzu die erſte Veranlaſſung. Ein deutſcher Profeſſor grollte vielleicht mit der Luna, die ſich ihm nicht unverſchleiert zeigen wollte. Da faßte er in einer Geſellſchaft von Herren und Damen den Entſchluß, das Koloſſeum durch Fackelträger beleuchten zu laſſen, um ſo die Wirkung des Lichts auf die Ruinen nach einander mit Ruhe betrachten zu können. Die Koſten wurden von der Geſellſchaft beſtritten. Wie ein Lauffeuer lief die Nachricht durch alle Zirkel, daß die Germanen um 9 Uhr Abends im Dunkel einer Dezembernacht entſchloſſen wären, mit der Fackel der Aufklärung die ſchwarzen Trümmer des Amphitheaters zu beleuchten. An jenem Abend hörte man in der Arena alle Dialekte des zerſplitterten Deutſchlands, von der Spree, von der Elbe, vom Rhein und von der Donau. Aber die wenigen Fackeln zeigten ſich als ohnmächtig dieſen ungeheuren Maſſen gegenüber, die Fackelträger liefen eifrig auf den höchſten und mittleren Gängen umher und beleuchteten die verſchiedenſten Punkte; aber vergebens, die Wirkung

blieb aus, es war der Kampf von Pygmäen gegen Riesen, es war die Schwäche der Halbheit, es war ein kleindeutsches Dämmerlicht. Da zeigten nun die naturwüchsigen Amerikaner wenige Tage später dem deutschen Gelehrten, wie man das Ding anfassen muß. Nicht eine einzelne Flamme, nicht ein akademischer Fackelzug, nur ein Meer von bengalischen Flammen kann der kolossalen Schöpfung des Titus ein Farbenspiel abgewinnen, das nur noch einen ebenbürtigen Nebenbuhler hat, nämlich die keusche Luna. Die Amerikaner, ohne weitere philologische oder pekuniäre Bedenken, zahlten der Verwaltung der Museen ungefähr 600 Thaler; die tüchtigsten Priester des Lichts wurden auserseyen, und das herrliche Schauspiel spottete aller Erwartungen. Kein Volk versteht besser die Kunst der Beleuchtung, als das römische; durch eine Uebung seit vielen Generationen und durch ihre unzähligen Kirchenfeste können sie mit dem Feuer spielen, wie keine andere Nation. Ganz Rom war zu diesem seltenen Schauspiel hinausgeströmt, Europa und Amerika hatten ihre vollständigsten Kontingente geliefert, Kopf an Kopf standen die Massen gedrängt in der Arena, aus deren Mitte das große hölzerne Kreuz, das hier zu Ehren der Märtyrer aufgerichtet ist, gespenstisch hervorragte, dies Kreuz, das beiläufig dem Küssenden für hundert Tage und vielleicht für hundert andere Küsse Ablaß ertheilt. Da glühte nun das alte Mauerwerk und eine

ganze Reihe von Pfeilern wie von roſiger Farbe übergoſſen; es war ein Aufflackern und Verſchwinden, das Werk eines Augenblicks, denn ſchon zeigte ſich an der gegenüberliegenden Seite ein hellgrüner Stern, der nun, zur Flamme ſich ausbreitend, mit den dunkelgrünen Schlingpflanzen, die jede Spalte bekleidet haben, den herrlichſten Kontraſt bildete. Das Koloſſeum fing förmlich an, die Künſte der Koketterie zu entfalten, es zeigte ſich in den verſchiedenſten Toiletten, verlor ſeinen erhabenen Charakter, aber es trat den Menſchen näher, indem es ſeine Reize in bunten Bildern dem Auge vorüberführte. Das illuſtrirte Koloſſeum riß ſelbſt die Römerinnen, die ſonſt nicht laut ihren Beifall äußern, zu den feurigſten Exklamationen hin. Sie riefen mit ihren ſonoren Stimmen ein ſchallendes „bellissimo“ und ließen die transatlantiſchen Republikaner leben. Die tiefe Melancholie, die häufig auf den Geſichtern der ſchönen Römerinnen liegt, wie ein ſchwarzer Flor über blühendem Roſenſtrauch, ſie war für dieſen Abend verſchwunden, und noch beim Nachhauſegehen freuten ſie ſich kindlich, als der Triumphbogen des Konſtantin zur allgemeinen Ueberraſchung ſeine ſchönen Linien in rothem Feuer erglänzen ließ. Ein „Gute Nacht“ ertönte nun in allen Sprachen die ganze via sacra entlang bis zum Kapitol, wo das Gedränge ziemlich groß war, und die Wagen oft einen gordiſchen Knoten bildeten. Alle Völker ſind mit dem Wunſche

„gute Nacht“ zufrieden, nur die Italiener sagen „glücklichste Nacht“, felicissima notte, wohl wissend, daß italienische Nächte von anderen wie Tag und Nacht unterschieden sind. Bald auch wurden die Straßen einsam, man hörte die Tritte wiederhallen, und die „felicissima notte“, die die glücklichsten Träume spendet, hüllte die ewige Stadt in die tiefste Ruhe ein.

II.

Ein Künſtler-Kaſé. — Der Korſo. — Das Pantheon.

Es giebt einen gewiſſen klaſſiſchen Heißhunger, den man ſogleich in den erſten römiſchen Tagen befriedigen muß, theils um den vielen Generalfragen zu entgehen, die von allen Seiten an den Fremden gerichtet werden, theils um die Traumbilder der Vergangenheit, wie ſie Lektüre, Tradition und Phantaſie ausmalen, in Wirklichkeit vor ſich erſcheinen zu laſſen. Kennen Sie ſchon die ſieben Hügel, auf deren Höhe das alte Rom ſeine Jugendjahre verlebte? Haben Sie die Antoninsſäule geſehen, das Pantheon, den Quirinal, die Peterskirche? Haben Sie den Papſt noch nicht geſehen? Dieſes „noch“, das die flüchtigſten Touriſten gewöhnlich Einem entgegenhalten, kann den gewiſſenhaften Reiſenden wahrhaft zur Verzweiflung bringen. Es fängt Einem an der Kopf zu ſchwirren und die ſtille, geräuſchloſe Stadt, in der man kaum einen Pulsſchlag hört, iſt faſt eben ſo Nerven aufregend, wie das ſtets im Fieberzuſtand befindliche Paris. Zwar hat in Rom der Tag

wirklich 24 Stunden und oft, wenn man nach der Uhr fragt, und nicht die ora francese sich ausbittet, hört man vor Sonnenuntergang irgend eine mystische 20, aber trotzdem hat der Zeiger für den Fremden hier Flügel, während der Einheimische nur zu häufig sein Bleigewicht bemerkt. Das „carpe diem", benutze die Stunde, das einst Horaz seinen Landsleuten zurief, ist jetzt weit mehr die Parole der Germanen als der Römer, und als wir heute unsere Reise nach dem Pantheon antraten, waren wir entschlossen, die Zeit so gewissenlos auszubeuten, wie ein Kapitalist die Arbeitskraft. Nur das ist das Schlimme, Rom hat außer dem schlechten Pflaster so viele historische Steine des Anstoßes, daß, wer nicht mit einem Kompaß in der Hand seine Richtung verfolgen will oder den „Förster" als Evangelium betrachtet, von den entgegengesetztesten saufteſten Winden hin und her getrieben wird. Jedoch auch das hat seine Reize, sich von den Wellen schaukeln zu lassen und auf jedem grünen oder verdorrten Eiland Anker zu werfen.

Zu welcher Kategorie gehört aber dies Kafé, auf das unser künstlerischer Cicerone uns aufmerksam macht, das erste Hinderniß auf dem dornenreichen Wege zum Pantheon? Das ist das cafe greco, das schon zu den Zeiten Winckelmann's, Goethe's und Thorwaldsen's bekannt und stets der Sammelplatz der Deutschen war. Griechen waren in Rom die ersten Kaffeewirthe und

BIBLIOTECA NAZ ROMA VITTORIO EMANUELE

daher der Name. Eine nicht hohe gewölbte Halle nimmt uns auf, die, braun getüncht, vom Lampenrauch eben so angeschwärzt ist, wie vom Tabacksrauch; nicht sehr reinlich gekleidete Kellner in abgetragenen Fracks mit abgetragenen Mützen auf dem Kopf bringen hier das geforderte Getränk in mäßigem, südlichem Tempo, stets ohne Uebereilung: der „primo ministro", wie hier der Oberkellner heißt, da Rom sonst keine Premierminister kennt, sitzt nachlässig, den Kopf auf den Arm gestützt, hinter dem Büffet und ordnet die ein- und ausgehenden Gelder. Er ist der glückliche Besitzer eines höchst interessanten Albums, zu dem jeder Künstler, der hier den Mokka schlürfte, ein Blatt lieferte und oft als einzigen letzten Scheidegruß zurückließ. Da sitzen die deutschen Koryphäen der hiesigen Künstlerwelt. Jener mit den scharfgeschnittenen Zügen, deren feine Linien der starke Bart nicht beeinträchtigt, ist Riedel, dessen Albanerin mit dem Kinde einst in Berlin die allgemeine Bewunderung erregte. Seine Palette ist ein schöpferisches „es werde Licht", das er in allen Nüancen wieder zu geben weiß, und er malt weit besser den gebrochenen Lichtstrahl, als mancher Dichter das gebrochene Herz. Sein Nachbar mit der feinen aristokratischen Physiognomie ist Rudolf Lehmann, der Maler des Salon, der selbst den Volksscenen die höchste Eleganz zu verleihen weiß und zugleich den zartesten Blüthenstaub der Lamartine'schen

Poesie in seiner „Graziella“ in Farben nachdichtete. Eine weit derbere Natur ist der eben eintretende Ernst Meyer von Altona. Der Norden schuf ihn vielleicht, um zu erfahren, wie der Süden aussieht. Trotz seines gebrechlichen Zustandes malt er die gesundesten, den Volksgeist wiedergebenden Genrebilder, und seine humoristischen Skizzen zeigen, daß er auch ohne Hände ein großer Maler geworden wäre. Auch an die Berliner Kunstschätze werden wir hier erinnert durch einen preußischen Landsmann, durch Muhr, der einst im neuen Museum die Kaulbach-Geister an die Wand malte und jetzt so eben ein großes Figurenbild vollendet hat, das eine Funktion in der sixtinischen Kapelle im vollen Glanze der Hierarchie uns zeigt, wobei die Köpfe mit eben so großer Treue wiedergegeben sind, wie der betäubende Weihrauchsdunst, der sie umschwebt. Ueberhaupt liefert Preußen und der Norden die meisten Stammgäste des café greco. Der mit der Augsburger Zeitung in der Hand ist der Bildhauer Wolff, dem die Berliner Schloßbrücke eine ihrer Gruppen zu verdanken hat. Selbst im schönen Süden wußte er den Winter in so charakteristischer Figur darzustellen, daß er ihn bereits zehnmal wiederholen mußte. Wir hören den reinsten Berliner Dialekt aus dem Munde eines talentvollen Genremalers, der, gleich dem Hamburger Michael, dem dürren Stein der Alltäglichkeit den poetischen Funken zu entlocken weiß. So sitzen

hier die Jünger der Kunſt harmlos zuſammen, entwerfen Pläne für Gegenwart und Zukunft oder beſprechen das Treiben der Fremden aller Länder, die ſtets einen pikanten Unterhaltungsſtoff abgeben. In den hintern Zimmern hören wir mehr italieniſch, franzöſiſch und ſpaniſch, die romaniſche Race hat der germaniſchen den Vorrang gelaſſen.

Doch wir wollen bei den Künſtlern unſere Kunſtreiſe nicht vergeſſen. Wir verlaſſen den Centralpunkt Deutſchlands, noch begleitet von den ſtereotypen Rufen hungriger Gäſte: caffe nero, caffe latte, zigari; wir treten hinaus — da überfällt uns eine bettelnde Familie, die hier ſtets ihren Sitz aufgeſchlagen. Eine mater dolorosa im Nationalkoſtüm, ein Schmerzenskind auf dem Arm, und ein kleines luſtiges Mädchen, das neben ihr herſpringt. Dieſe Köpfe haben wir ſchon auf vielen Bildern geſehen. Die Familie, belehrt mich mein Freund, ſind Bettler in der Wirklichkeit und in der Kunſtwelt; ſie ſind ſowohl Bettler wie das Modell dazu und in ſo fern die objektivſten Darſteller. Das Urbild der Kunſt geht hier noch mehr nach Brod als die Kunſt ſelbſt. Wir ſtehen jetzt in der via condotti, einer der wenigen eleganten Straßen der ewigen Stadt, in der die Fenſter nicht dazu benutzt werden, die Familienwäſche dem Spiele der Winde preiszugeben. Kleine, ſchmuckloſe Verkaufsläden ſind hier dicht neben einander und die Induſtrie der

Mosaikarbeiter und Steinschneider hat ihre graziösen Erzeugnisse zur Verlockung der Fremden ausgestellt. Alle Blumen finden wir in den feinsten Schattirungen musivisch zusammengesetzt und die Herzen der Damen pochen hörbar, wenn sie hier, wo die Versuchung so groß ist, vorübergehen. Den gesammten Olymp und die Engel des neuen Himmels finden wir hier in Muscheln und Steinen geschnitten, und die Römer wissen so genau mit den Göttern ihrer Vorfahren Bescheid, daß mir einer treuherzig versicherte, dieser Jupiter sei Portrait. Ja, selbst die antiken Monumente wissen die Mosaikarbeiter in kleinen Umrissen mit großer Treue darzustellen, und wir fanden wirklich geschmacklose Engländerinnen, die das ganze Kolosseum wie es leibt und lebt als Broche auf der Brust trugen und dadurch ihr Asthma, zu dessen Heilung sie hier waren — wenigstens für den Beschauer — noch steigerten. Diese Künste hat das neue Rom vom alten gelernt und betreibt sie schon seit Jahrtausenden; in der Gegenwart haben die Römer sich nur die Photographie angeeignet, in der sie es zu großer Meisterschaft gebracht haben. Die zahlreichen Magazine der Kunsthändler zeigen in ihren Schaufenstern die denkwürdigsten Monumente und wir wandeln häufig an einer Reihe von Tempeln und Tempeltrümmern vorüber, die wie aus einer fremden Welt uns anstaunen. Das strahlende Licht des Südens erleichtert die Kunst der Photographen und

das Spiegelbild fixirt sich hier so klar und glänzend wie in den Augen der Römerinnen.

Biegen wir jetzt um die Ecke, so nimmt uns eine Straße auf, deren Regelmäßigkeit uns an die heimischen Gestade mahnt. Indem wir sie von Anfang bis zu Ende übersehen können, giebt sie der Phantasie keine Nahrung und ist weniger in der Geschichte der Vergangenheit, als in der der Gegenwart bekannt. Ganz regelmäßig gebaut, ohne irgend wie über die Schnur des Geometers zu hauen, ist sie für den Wettlauf der Pferde wie geschaffen und führt deshalb den stolzen Namen „Corso“, der von Rom aus der ganzen Welt sich mitgetheilt und bei uns sogar zu Wasser und zu Lande eine klägliche Berühmtheit erlangt hat. Keine Straße ist so oft beschrieben worden wie diese und keiner andern hat das neue Rom seinen Ruhm zu verdanken; denn in dieser engen, kaum 1/4 Meile langen Passage, in der nur zwei Wagen bequem neben einander Platz haben, ist der Karneval, das Wettrennen und die tägliche Promenade der Römer, die hier vom Piazza di Venezia bis zur Piazza del Popolo im langsamen Tempo den Glanz ihrer Equipagen entfalten, während die Fußgänger eine wandelnde Kette bilden, die nur durch die Querstraßen und die Gruppen vor den Kafés eine Unterbrechung erleidet. Mit Ausnahme des im Florentiner Styl gebauten venetianischen Palastes unterscheiden sich die hier befindlichen Paläste

Doria, Bonaparte, Ruſpoli in ihren Fronten nur wenig von den bürgerlichen Häuſern, wie man überhaupt mit dem Namen Palaſt in Italien nicht ſehr gewiſſenhaft iſt. Nur ein großer Platz unterbricht die moderne Monotonie der via del Corso und erinnert uns an die Vergangenheit. Es iſt die Piazza Colonna, in deren Mitte ſich die marmorne 175 Fuß hohe Antoniusſäule erhebt. Mark Aurel's Siege über die Markomannen ſind hier in Reliefs dargeſtellt, die, ſchneckenförmig abgetheilt, den ganzen Säulenſchaft, der 12 Fuß im Durchmeſſer hat, bedecken. Von dem gutmüthigen Kaiſer, Krieger und Stoiker iſt aber ſonſt keine Spur mehr vorhanden; ſeine Schlachten hat der Griffel der Geſchichte noch dauernder eingegraben, als der Meißel des Bildhauers, aber auf der Höhe der Ehrenſäule iſt ſeine Statue nicht mehr zu finden, ſondern die des Apoſtels Paulus, der hier in vergoldeter Bronce mit dem Heiligenſchein umgeben ſtrahlt. Der Papſt Sixtus V. hatte die Geſchmackloſigkeit, ein Kriegerdenkmal einem geiſtigen Kämpfer zu weihen, und Roß und Reiter im Schlachtengetümmel dienen dem erſten Diener des Evangeliums als Piedeſtal, eine Art der Verherrlichung, von der er ſich gewiß nichts hatte träumen laſſen. Eine kleine plätſchernde Fontäne ziert dieſen Platz, wie überhaupt in Rom Säulen, Fontänen, Obelisken immer innig verbrüdert ſind. Hat man den Hals emporgeſtreckt, um zur Höhe der Vergangenheit

ſich emporzuſchwingen, ſo kann man gleich darauf zur Erde ſich beugen, und ein erquickender Strahl empfängt uns. Dicht neben den Denkſteinen der Geſchichte erblicken wir die maleriſchſten Scenen am ſprudelnden Brunnen, Mädchen in dem kleidſamen Koſtüm des Landes füllen irdene Krüge, und Bauern von der Campagna tränken Pferde und Eſel. Ja die Römer wußten beſſer ihre Waſſerleitungen zu benutzen als die Berliner, deren Aquadukte in gußeiſernen Röhren ſchlummern und lebendig begraben ſind. Unſre einzige Hoffnung auf die Wiederauferſtehung des Waſſers iſt der hier lebende Bildhauer Troſchel, der ſo eben mit ſeltener Meiſterſchaft eine großartige ſchwungreiche Fontäne vollendet, die den Sieg Amors über die Tritonen darſtellt. Königliche Munifizenz hatte ſie anfangs für Potsdam beſtimmt, wie wir aber jetzt hören, ſoll ein ſo bedeutendes Kunſtwerk der Vaterſtadt des Künſtlers erhalten bleiben, die bis jetzt den Schmuck der Waſſerwerke faſt ganz entbehrt. In eine großartige Häuſermaſſe bringt das ewig friſche Element einen belebenden Funken; das Waſſer iſt lebendig, darum wirft es die Todten aus.

Ueberſchreiten wir jetzt den ein Viereck bildenden Kolonna-Platz, ſo finden wir die eine Seite durch ein großartiges mit einer Säulenhalle geſchmücktes Gebäude eingenommen. Ueber dem Balkon der erſten Etage weht eine dreifarbige franzöſiſche Fahne, die mit der

eben betrachteten Antonius-Säule und dem Apostel Paulus einen seltsamen Kontrast bildet. Würde der Apostel Paulus auf seinem hohen Ehrenplatz sich umdrehen und einen Blick in den ersten Stock werfen, so würde sein Auge hier nur auf rauchende, spielende und lesende Gruppen fallen, die alle rothe Hosen tragen und mit Säbeln und Dominosteinen klappern. Das ist das Kasino der französischen Offiziere, die sich hier von den Anstrengungen des Dienstes erholend auf dem Schachbrett manövriren, und nachdem sie am Tage den Papst gestützt, am Abend dem Könige Schach bieten. Durch die Freundlichkeit eines Offiziers erhielt der Verfasser nicht nur Zutritt in die schönen Räume, sondern wurde auch als Mitglied des „cercle de la division d'occupation" aufgenommen. Das französische Militär besitzt nicht jenen exklusiven Standesgeist, der seine aristokratische Abgeschlossenheit durch eine chinesische Mauer bewahren möchte; indem viele Offiziere aus den Schichten des Volks selbst hervorgegangen sind und von der Pike auf gedient haben, ist der Krieger auch stets mit dem Volke verbrüdert und thut dennoch stumm seine Pflicht, wenn ein höherer Befehl und die Disziplin die Zerreißung des brüderlichen Bandes verlangt. Ihr esprit de corps beruht weit mehr auf esprit als auf Standesvorurtheilen. Dem gegenwärtig an der Seine herrschenden Systeme kann man gewiß nicht eine zu große Liberalität zum Vorwurf machen, aber dennoch

gestattet es die Regierung, daß im französischen Kasino an der Tiber die zahmen Journale der Opposition wie der „Siecle" ausliegen; ja selbst die englischen Zeitungen, die gewiß mit Louis Napoleon nicht immer sanft umgehen, sind nicht gefürchtet, und die Offiziere können ohne Gefahr für ihre Stellung dem Kampf der Presse ihre Theilnahme und Aufmerksamkeit schenken.

Vom Kolonna-Platz gelangen wir durch ein Gewinde enger Gassen, in denen mephitische Dünste herrschen, endlich nach dem Platz der Rotonda. Die Rotonda kennt in Rom Jedermann, aber man hüte sich, nach dem Pantheon zu fragen. Das Pantheon hat längst seinen Namen verloren, es lebt noch in den Reisebüchern, aber nicht mehr im Munde des Volks. Jedoch der prosaische Name „la Rotonda" paßt nicht für jenes imposante Gebäude, das uns so stolz und mächtig entgegentritt und als Triumph des menschlichen Geistes mit pantheistischen Gedanken uns erfüllt. Den Eindruck, den es hervorbringt, hat Niemand besser und prägnanter wiedergegeben, als der geistvolle Adolf Stahr. „Das Pantheon", ruft er aus, „ist einfach und groß wie das Gewölbe des Himmels." Als letzter und einziger Ueberrest der augusteischen Zeit ist es das erhaltenste Monument des alten Roms und kann in Hinsicht seiner gigantischen Formen nur mit dem Kolosseum verglichen werden. Ein solcher Tempel, dem allein ein 60 Fuß breiter, aus riesigen Säulen gebildeter

Portikus als Vorhalle dient, konnte nicht Einem Gott, er mußte entweder der Gottheit oder allen Göttern geweiht sein. Denn alle übrigen Tempel verschwinden gegen dieses erhabene Rundgebäude wie Spreu, und die Archäologen, die das Pantheon nur dem Jupiter ultor als Residenz geben, können uns den Gedanken nicht rauben, daß hier alle Götter ihre Majestät und Hoheit entfalten. So groß war weder die Hierarchie im Olymp noch der Respekt der Menschen, daß man dem Vater der Götter diese kolossalen Räume als alleinigen Wohnsitz anwies und seiner Familie jene Tempel, die der Sturm der Zeit vernichtet und deren Ueberreste im Vergleich zum Pantheon nur auf Pygmäenwohnungen schließen lassen. Allen Stürmen der Zeit und allen Barbareien der Päpste hat die Rotunde widerstanden. Seine 20 Fuß dicken Mauern spotteten aller zerstörenden Kräfte und des Augustus Schwiegersohn, Marcus Agrippa, der Erbauer des Tempels, hat sich hier ein Denkmal gesetzt, das wirklich „aere perennius“, dauernder als Erz ist. In der That hat Alles was an Erz und Bronze und kostbaren Statuen vorhanden war, der Vandalismus vernichtet; der Rundbau, der 133 Fuß Höhe und ebensoviel im Durchmesser hat, glänzt noch in seiner alten Pracht und macht jetzt durch seine schmucklose Einfachheit einen Eindruck, den die kunstreichste Dekoration nur schwächen könnte. Die sechs Nischen im Innern dienen gegenwärtig zu Ka-

pellen. Auf der linken Seite vom Eingang liegt neben der Bildſäule der Madonna Raphael begraben, deſſen letzter Wunſch es war, an dieſer geweihten Stätte zu ruhen. Die lateiniſche Grabſchrift, die der Kardinal Bembo verfaßte, lautet in der Ueberſetzung:

Hier iſt Rafael's Grab, den, lebend als ihren Beſieger,
Sterbend, zu ſterben mit ihm, fürchtete Mutter Natur.

Ruhen wir aus am Grabe des Genius, der wie ein Meteor glänzte und verſchwand; wir ſind in Rom, im Pantheon und am Grabe Raphael's — wer könnte da ſeine Wanderung fortſetzen?

III.

Die Engelsburg. — Cellini und Cenci.

Wenn man eine Säule, einen Thurm, oder einen Hügel in Rom beſteigt, von jedem Höhenpunkte aus tritt dem Blicke ein geflügelter Engel entgegen, der über der Stadt zu ſchweben ſcheint, um der gequälten und altersſchwachen Frieden und Troſt zu bringen. Mißt man aber den Engel vom Kopf bis zu Fuß, ſo entdeckt man, daß er ein ſehr haltbares Piedeſtal hat, einen koloſſalen feſtungsartigen Rundbau, deſſen dunkle Maſſe grell gegen die blaue, durchſichtige Luft abſticht. Der Engel iſt ein mehr als ausgewachſener, geflügelter Jüngling, der eben im Begriff ſteht, das Schwert in die Scheide zu ſtecken; der koloſſale Rundbau, die nach ihm benannte Engelsburg, gegenwärtig eine Citadelle, im Alterthum ein Grabmal. Hadrian, der prachtliebende Kaiſer, der Philoſoph und Dichter, der mit dem Philoſophen von Sansſouci auch die Liebhaberei für Hunde theilte, legte hart an den Ufern der Tiber in den Gärten der Domitia dieſes koſtbare

Mauſoleum an, das zum Erbbegräbniß der Cäſaren beſtimmt und mit den reichſten Wandmalereien geſchmückt war. Die ſpätere Zeit erkannte jedoch, daß wer auf dieſem 150 Fuß hohen Thurm ſo feſtſtehe, wie der geflügelte Engel, zugleich die ewige Roma beherrſche. Deshalb wurde dieſe Ruheſtätte der Todten ein Zankapfel in der Geſchichte, und bei Roms Belägerungen und den Kämpfen der adligen Familien geht von ihr die Entſcheidung aus.

Die letzten Belagerer Roms, die Franzoſen, hatten daher nach ihrem Einzug nichts Eiligeres zu thun als ſofort in die Engelsburg eine ſtarke Beſatzung zu legen, und noch jetzt iſt es nur vermittelſt einer Legitimationskarte, die der franzöſiſche Kommandant ertheilt, möglich, das campo santo Hadrian's zu ſehen. Die Staatsgefangenen, die Galeerenſklaven, ſelbſt die Schatten der Kaiſer ſind verſchwunden; ſichtbar ſind nur 400 Mann Franzoſen, theils Infanterie, theils Artillerie, deren napoleoniſche Adler treu denen der Cäſaren nachgebildet ſind. Von hier aus halten ſie den Kirchenſtaat im Zaume und ſchützen die ewige Stadt vor dem nicht weniger dringenden Rettungseifer der Oeſterreicher, die ſofort in Eilmärſchen aus den Legationen einrücken würden, wenn „der ältere Sohn der Kirche“ ſeine Truppen abriefe. Hat der Touriſt vermittelſt einer „permission“ die franzöſiſche Wache paſſirt, ſo erhält er einen Sergeanten als Begleiter, welcher mit

seltener Zungenfertigkeit die ganze romantische Geschichte der Engelsburg an den Fingern abzählt und bei jedem Zweifel auf den gedruckten Führer sich beruft, dessen Wahrhaftigkeit er bei seinem Fahneneide betheuert.

Nachdem wir einige Treppen erstiegen, gelangen wir in einen langen finstern Gang, der wie ein Eisenbahntunnel durch die Fackel des Führers erhellt werden muß. Er ist von der ganzen Umfassungsmauer des Rundbaues eingeschlossen und senkt sich bis in den Wasserspiegel der Tiber hinab. An seinem äußersten Ende, wo wir schon den Strom rauschen hören, stand der Sarkophag Hadrian's, dessen Euthanasie so weit ging, daß er selbst seinen Todesschlaf durch das Plätschern der Wellen versüßen wollte. Der Mann mit der erhobenen Fackel machte uns auf den Genius mit der umgekehrten aufmerksam, von dessen Bilde einige Spuren an den Wänden sichtbar waren, die aber durch die Feuchtigkeit der Jahrtausende so gelitten hatten, daß die Phantasie eines Philologen dazu gehörte, um aus den verwitterten Steinen göttliche Züge herauszulesen. Doch bei jedem Zweifel, der sich irgendwie in den Mienen kund gab, sagte der Sergeant, indem er seine Mütze lüftete: „Messieurs, c'est dit dans mon livre", und alle Widerrede war abgeschnitten. Der Autoritätsglaube herrscht noch immer in Rom. — Hadrian muß auf eine lange Reihe von Nachfolgern gerechnet haben, denn Hunderte von Särgen würden in

der gewölbten Halle bequem Platz finden. Wir wissen nur, daß bis zu Septimius Severus, dessen Leichenbegängniß Herodian beschreibt, die sterblichen Ueberreste der Kaiser hier beigesetzt wurden. Später, unter Aurelian war das Mausoleum wahrscheinlich schon ein befestigter Brückenkopf, und unter dem kriegerischen Justinian mußte jede Pietät gegen die Todten den strategischen Rücksichten weichen. Eine herrliche Säulenhalle umgab damals das Rundgebäude und glänzte im reichsten Schmuck plastischer Werke. Wie Prokop erzählt, hatten die Truppen des Belisar das Mausoleum besetzt, als die Gothen die Stadt belagerten. Da boten sich den Soldaten des Kaisers die Statuen als das bequemste Wurfgeschütz und ein ganzer Olymp von Götterbildern flog auf die Häupter der Barbaren. In anderer Weise, wie in der alten Zeit ihrer Herrschaft, mußten sie sich am Kampfe der Sterblichen betheiligen; auf dem Schlachtfelde lagen die Gebeine der Menschen und Götter in schamloser Verwirrung; kein Sieg Belisar's wurde theurer erkauft. Nur einem listigen Faun gelang es, den Greueln der Zerstörung zu entgehen und sich in den Graben zu retten, der den Thurm umgiebt. Mehr als 1000 Jahre später fand man ihn dort in schlafender Stellung und mit Ausnahme einiger Kontusionen und Narben noch wohl erhalten. Er wurde im Triumph nach der barberinischen Gallerie gebracht, wo er unter dem Namen des b a r b e=

riniſchen Faun am Licht des Tages eine neue Periode der Unſterblichkeit begonnen hat. Auch einen anderen glorreichen Ueberreſt finden wir noch im Muſeum des Vatikan, den Kopf einer Statue Hadrian's. Alles Uebrige ging durch den Vandalismus der Oſtrömer zu Grunde.

Wie oft Rom gerettet wurde, ſchon bevor zuletzt die Franzoſen ſich dies Verdienſt erwarben, das zeigt das Caſtell St. Angelo, das ſtets der Preis des Kampfes war. Im Jahre 1379, als Papſt und Gegenpapſt ſich bekämpften, wurde das ganze Mauſoleum vernichtet, und namentlich der innere Gang, der zur Grabkammer führt. Erſt im Jahre 1822 fand man die Räume wieder auf, die alles Schmucks beraubt und unter Schutt begraben lagen. 12,000 Karren Schutt wurden aus dem Tunnel herausgeholt, deſſen Mauern den Jahrtauſenden und allen Zerſtörungen widerſtanden, obgleich ſie von der oft hoch anſchwellenden Tiber beſpült werden. Wir treten jetzt an das Licht des Tages, um auch die letzte traurige Beſtimmung der Engelsburg kennen zu lernen, ein Grab der Lebendigen, ein Staatsgefängniß zu ſein. Auf den zerſtörten Trümmern des Grabmals ließ im 15. Jahrhundert Papſt Bonifazius IX. die Feſtung wieder einrichten, die von dieſer Zeit an zwar nicht mehr in den Kämpfen der Weltgeſchichte eine bedeutende Rolle ſpielte, aber die Saat der Thränen reichlich ausſtreute und von herz-

brechenden Seufzern erschüttert wurde. Wenn Steine sich erbarmen könnten, müßte die Engelsburg längst aus den Fugen sein. Wer das Unglück hatte, in irgend einer religiösen oder politischen Angelegenheit denunzirt zu werden oder einem angesehenen Großwürdenträger zu mißfallen, bekam in den dunklen nur 8 Fuß langen Zellen seinen unfreiwilligen Wohnsitz. Dort wurde er zuweilen gänzlich vergessen und mußte ausharren, bis der Tod ihn erlöste. Wer so glücklich war, in dem oberen Stockwerke untergebracht zu werden, wo heute die französischen Soldaten ihre Uniformstücke reinigen, dessen Ketten waren noch mit Rosen umwunden. Er hatte wenigstens ein vergittertes Fenster mit der Aussicht auf die Tiberbrücke, auf das jenseitige Ufer, auf die zahlreichen Kuppeln der Kirchen und die mit Pinien bekränzten Höhen. In einer solchen Zelle saß der berühmte Benvenuto Cellini, der vom Sohn des Papstes Paul III. fälschlich angeklagt war, einen Theil der Juwelen der päpstlichen Krone entwendet zu haben. Er erzählt in seiner Biographie: „Die Häscher führten mich in's Kastell St. Angelo und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf dem Thurm. Das war das erste Mal, daß ich das Gefängniß schmeckte; ich war eben 37 Jahre alt.“ Beim zweiten Male, als sein Fluchtversuch zwar geglückt war, aber sein vermeintlicher Freund, ein Kardinal, ihn für den Preis eines Bis-

thums dem Papſt wieder auslieferte, ging es dem wackern Künſtler um ſo trauriger. Die ſchlimmſte Zelle ward für ihn auserſehen. Unſer Sergeant empfiehlt uns, uns auf einen ſchweren Gang gefaßt zu machen, in dem namentlich unſere Geruchsnerven auf eine harte Probe geſtellt werden würden. Wir müſſen von dem höchſten Stockwerk in den inneren Hof herab, und ſteigen dann mit gebücktem Haupt auf einer ſchmalen Treppe in die Keller hinunter. Ehe wir an die Zelle Benvenuto's gelangen, müſſen wir uns langſam durch das Fegefeuer der Kloaken durchwinden, zu denen gegenwärtig ein Theil dieſer unterirdiſchen Räume benutzt wird. Endlich erhellt uns die Fackel des Führers ein Kellerloch, das höchſtens ſieben Fuß hoch und eben ſo viel breit iſt, und in welches das Licht nur durch eine ganz enge Spalte eindringen kann. Benvenuto beſchreibt dieſe Jammerſtätte etwas ausführlicher: „Ungefähr anderthalb Stunden des Tages", ſagt er, „drang ein wenig Widerſchein durch eine kleine Oeffnung in die unglückſeligſte Höhle. Das ganze Behältniß war feucht, voll von Taranteln und giftigen Würmern." Und doch ſcheiterten die barbariſchen Mittel der Feinde an der kräftigen Natur des Künſtlers, die noch durch das Bewußtſein des Rechts und ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit geſtählt wurde. Sein Lebensmuth konnte nicht gebrochen werden; ja er dichtete ſogar Sonette in die-

ſer elenden Höhle und an ſeinem geiſtigen Auge gingen die erhabenſten Viſionen vorüber. So waren acht Monate vergangen, da ward eine glückliche Weinlaune des Papſtes benutzt und ein Cellini der Welt und der Kunſt wiedergegeben.

Noch ein anderer Kerker von hiſtoriſcher und künſtleriſcher Berühmtheit iſt in der Nähe. Unſer Führer öffnet uns ein ähnliches dumpfes Gemach, in das kaum der Schein des Tages dringt. Eine der edelſten Jungfrauen Roms ſchmachtete hier zwei Jahre lang des Verbrechens angeklagt, das der atheniſche Geſetzgeber für unmöglich hielt. Beatrice Cenci, eine Verwandte des Papſtes Clemens VIII., war beſchuldigt, ihren Vater, der ſie in der brutalſten Weiſe gemißhandelt, ermordet zu haben. Trotz aller Folterqualen betheuerte ſie ihre Unſchuld, ein beredter Vertheidiger wies die Grundloſigkeit der Anklage nach, Kardinäle flehten den Papſt um Gnade, alle Mittel wurden erſchöpft, aber vergebens. Der Governatore ſprach das Urtheil. Beatrice Cenci wurde am eilften September 1599 in ihrem zwanzigſten Jahre auf dem Platze vor der Engelsburg unter großem Zulaufe der Menge hingerichtet und ihre Güter zu Gunſten der päpſtlichen Familie der Aldobrandini's eingezogen. Sie wurde hingerichtet, aber nicht gerichtet. Dieſes tragiſche Ereigniß wäre vielleicht, wie manches andere

aus den Kriminalakten, längſt der Vergeſſenheit anheimgefallen, wenn nicht die Kunſt das unglückliche Opfer verewigt hätte. Wenige Tage vor dem Tode Beatrice's trat ein Maler in ihre Zelle und warf mit der ganzen Gluth, die ſeiner Palette eigen iſt, jenen bezaubernden Kopf auf die Leinwand, in welchem die höchſte Reinheit der Seele, der Gram über unverſchuldete Leiden, vereint mit der lieblichſten Anmuth, ſich ausdrückt. Dem Bluturtheile gegenüber ſind ihre dunkelbraunen Augen, die uns ſo wehmüthig anblicken, und im Lichte einer milden Verklärung ſelbſt für ihre Feinde um Vergebung bitten, die Apoſtel ihrer Unſchuld. Auf dieſe ſtille Madonnenſtirn hat kein Unmuth und keine Spannung eine Welle geworfen, und die losgeringelte Locke, die aus der weißen Drapperie, mit der ihr blondes Haar wie mit einem Turban umwunden iſt, hervorquillt, ahnt nichts davon, daß ſie bald vom Blute geröthet ſein wird. Das iſt der Kopf Beatrice Cenci's in der Barberiniſchen Gallerie, durch den Guido Reni ſich eben ſo unſterblich machte, wie ſein Urbild. Dies Portrait begeiſterte den Dichter Shelley zu einer ſeiner ſchönſten Tragödien; in unzähligen Kupferſtichen und Lithographien an den Schaufenſtern der Kunſthändler, begegnen uns ſeine idealen Züge, und ſelbſt die römiſchen Steinſchneider und Goldſchmiede bilden ſie auf

Armbändern und Brochen nach, ſo daß ſie auf der Bruſt mancher Jungfrau wie ein Talisman erſcheinen. So ſühnt die Nachwelt, was ihre Zeit an der ſchönen Beatrice verſchuldet.

Was unſterblich in der Kunſt ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

IV.

Der Monte Pincio. — Die Villa Borgheſe.

„Wie geht's?“ lautet unſere Anrede, wenn wir uns nach dem Befinden eines Freundes erkundigen. Die Franzoſen haben dieſelbe Frage der Theilnahme. Die Engländer wünſchen von ihren Freunden noch mehr als ein harmloſes Gehen zu hören: ſie verlangen eine Thätigkeit und ein „how do you do“ iſt ihr erſtes Wort der Begegnung. Nur allein für die beſchaulichen Italiener iſt ſelbſt das Gehen der Deutſchen und Franzoſen ſchon zu beſchwerlich, ſie wünſchen keine ruheloſe Thätigkeit, ſie ſind das eigentliche Volk der Stabilität und ihre Anrede lautet: „come sta?“ Wie ſteht's? Ein zweckloſes Gehen, etwa nur um die Luft zu genießen, um eine Gegend zu betrachten, um dem Körper Bewegung zu machen, erſcheint dem Italiener wie widerſinnig; ein zweckloſes Stehen vor dem Kafé, auf dem Marktplatz in der Sonne — dazu iſt er immer bereit und hat auch darin eine ſolche Fertigkeit erlangt, daß er die beſte Schildwache abgeben würde,

wenn dieſer das Plaudern, das far conversazione, geſtattet wäre. — Vielleicht ſind auch deshalb in den italieniſchen Theatern weit mehr Stehplätze, als anderswo, denn das Stunden lange Stehen iſt für die Nation, die auch die beſten Künſtlermodelle liefert, keine Qual. Nicht umſonſt haben die alten Römer dem Jupiter stator, dem Stehgott der Schlachten, einen Tempel errichtet, auch die neuen huldigen in ihrem friedlichen Lebenswandel dieſer jetzt ſo müßigen Gottheit, ſo ſchwer es ihnen auch ſonſt wird, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Indem nun der Römer ein abgeſagter Feind alles Flanirens und aller Spaziergänge iſt, hat leider auch die herrliche Natur unter dieſer Antipathie leiden müſſen: Alles was nur geſchehen kann um einen Blick in's Freie, um eine Ausſicht zu verhindern, das geſchieht hier in höchſter Potenz, ſo daß vor den Thoren überall auf beiden Seiten der Wege hohe, ſteinerne Mauern uns entgegenſtarren, die die Gärten und Villen einſchließen und jede Durchſicht verhindern. Die Species des „Landſchaftstigers", welcher nach E. Koſſak in deutſchen Bädern hauſt, dieſer Vergnügling, der ſelbſt Städte zerſtören würde, nur um anmuthige Veduten zu gewinnen, er ſchlägt hier gerade in ſein Gegentheil um, und man ſehnt ſich hier täglich nach einem ſolchen Mauerbrecher, der, mit der Axt in der Hand, eine maleriſche Perſpektive um jeden Preis zu ſchaffen vermag. Vor der Porta Salara,

vor der Porta pia, vor der Porta del Popolo überall eintönige, verzweiflungsvolle Mauern, kein Mittel, in kurzer Zeit „aus der Straßen quetschender Enge“ die freie Natur mit einem Blick zu erobern!

Erst der erste Napoleon, der in so vieler Beziehung der Wohlthäter Italiens war, erkannte auch diese Mängel, die von den Fremden so hart empfunden wurden. Obgleich er selbst nie in Rom war, so hat er dennoch das unterirdische Rom eben so von Schutt befreit, wie er dem überirdischen einen freien Luftzug gönnte. Auf der Höhe des Monte Pincio, der den nördlichen Theil der Stadt wie ein grüner Wall umkränzt, ließ er einen zu einem Kloster gehörigen Weinberg zu einem anmüthigen Garten umschaffen, der mit Baumreihen, Bosquets, Blumenbeeten und schön gruppirten Pflanzen aus allen Zonen geschmückt ist. Vom spanischen Platz, also vom eigentlichen Fremdenquartier, gelangt man in wenigen Minuten hierher, und man kann alltäglich das entzückendste Schauspiel des wunderbarsten Panorama ohne irgend eine Beschwerde genießen, und jede freie Stunde, die das alte Rom dem Fremden übrig läßt, in diesem Glanzpunkt des neuen zubringen. Läßt sich auch von dem zierlichen Gärtchen, mit seinen Palmen, Pinien, Lorbeern, Cypressen, von den schattigen Baumreihen seiner immergrünen Eichen eine detaillirte Beschreibung liefern: von der Aussicht, die man von der Balustrade des Walles ge-

nießt, iſt es unmöglich. Muß man ſich auch ewig das nil admirari hier zurufen, weil man ſonſt aus dem Enthuſiasmus nicht herauskommt, hier helfen alle Vorſichtsmaßregeln nichts; ſelbſt dem Engländer bleibt ſein „beautiful“ im Munde ſtecken, und wie man ſelbſt eine Leidenſchaft empfunden haben muß, um zu wiſſen, was Leidenſchaft iſt, ſo muß man ſelbſt von dieſem Hügel herab dies Panorama geſehen haben, in dem Natur, Kunſt, Geſchichte und alle Faktoren, die das Herz erheben können, vereinigt ſind. Denn nicht nur, daß die ſtolze Roma, von Bergen umkränzt, in ihrer ganzen Ausdehnung zu unſern Füßen liegt, nicht nur, daß alle großen Paläſte, Kirchen, Obelisken, faſt alle Formen der Architektur mit ihren höchſten Spitzen aus dem wirren Häuſermeer hervorragen: auch Michel Angelo's Meiſterſtück, die koloſſale Kuppel der Peterskirche, iſt es, die hier mit ihrem prächtigen Rundbau in ſchnurgrader Richtung uns gegenübertritt und mit ihrer impoſanten Maſſe das Gemälde abſchließt. Non soli cedit kann man von ihr mit Recht ſagen, denn die Sonne geht erſt dann unter, wenn ſie mit ihren letzten Strahlen das Gewölbe vergoldet. Und dicht hinter ihr erhebt ſich der welthiſtoriſche Monte Mario mit ſeinen ſchwarzen Cypreſſen, die Pinien der Villa Pamphili zeichnen ſich in der durchſichtigen Luft ſo ſcharf als möglich ab, und wenden wir uns rechts, ſo ſehen wir über die Gärten der Villa Borgheſe die maleriſch ge-

formte Kette der schneebedeckten Apenninen. Der zakkige Sorakte ist noch eben so weiß wie zu Horaz Zeiten, und wir könnten eben so gut wie der römische Dichter ihm die Worte zurufen: „Vides ut alta stet nive candidum Soracte.“ So zeigt sich hier Rom als ewige Stadt in seiner ganzen Unsterblichkeit.

Aus diesen horazischen Erinnerungen, diesen landschaftlichen und geschichtlichen Genüssen stören uns plötzlich die heimischen Klänge des Strauß'schen Elisabethwalzers, die von der Banda, dem Musikkorps des Schweizerregiments, so eben angestimmt werden. Und nun kommen, wie von den Tönen gerufen, auf allen Seiten Wagen und Fußgänger auf die wohl terrassirten Wege hinauf, und der Lustgarten des Monte Pincio, der nur zweimal so groß ist als der Berliner vor dem Museum, ist plötzlich um 3½ Uhr, wo im Monat Dezember, eine Stunde vor Sonnenuntergang, das Gartenkonzert beginnt, mit Spaziergängern gefüllt. Die Töne rauschen jetzt ebenso wie die Fontainen oder die Krinolines der Damen, die ihre Equipagen verlassen. Wir sind wie durch einen Zauberschlag in das Getümmel eines Badeorts versetzt. Es begegnen uns fast dieselben blasirten Physiognomien in modischen Trachten, wie sie die deutschen Bäder aufzuweisen haben, Engländer, Russen, Amerikaner, gegen welche die Deutschen, die im Ganzen bescheidener auftreten, vortheilhaft abstechen. Namentlich scheinen die sonst als

ſolide bekannten Engländer ihre ganze Maſſe junger Abenteurer nach Rom zu ſchicken, um dort ihr Glück zu machen, während die Franzoſen nur ein ſehr kleines Kontingent ſtellen. Die Söhne Albions, die in Rom eine geſellſchaftliche Karriere machen wollen, ſind gewöhnlich junge Leute, die mit einer angenehmen Perſönlichkeit begabt ſind. Sie laſſen ſich in die Salons einführen, knüpfen Bekanntſchaften mit einflußreichen Prieſtern an, werden katholiſch, und nun ſteht dem Proſelyten die ganze höhere Geſellſchaft offen. Wenn dann der Miſter So und So bei Prozeſſionen baarhäuptig mit geſenktem Blick einhergeht, mehremal am Tage in den Kirchen auf eine auffallende Art ſeine Andacht verrichtet, viel mit Prälaten und Monſignores ſich blicken läßt, ſo gelingt es gewöhnlich dem Inſulaner, an deren Bekehrung der römiſchen Kirche ſo viel gelegen iſt, eine vortheilhafte Heirath zu ſchließen und der Engländer iſt plötzlich ein Mitglied der römiſchen Ariſtokratie geworden, während er in ſeiner Heimath nur zum Mob gehörte. Sie dienen dann wieder zu Vogelfängern und blenden Andere durch ihren Glanz. Es iſt übrigens dieſe engliſche Spekulation ſo bekannt, daß ich ſelbſt einen Engländer in Rom traf, der faſt mit keinem ſeiner Landsleute umging, weil ſie ihm alle wie verdächtige Parvenus vorkamen.

Unter einer Gruppe von Herren und Damen zeigt mir mein geſellſchaftskundiger Freund, der ſchon mehrere

Winter in Rom zugebracht, eine Dame von auffallender, pikanter Schönheit, die vorzugsweise das Gespräch führt und außer ihrer Sprache auch in ihren Zügen die echte Französin verräth. Das ist die echte Repräsentantin jener echt französischen gesellschaftlichen Sphäre, sagte mir mein Begleiter, wiewohl sie eine Verwandte des Kaisers Napoleon. Aber sie hat sich durch ihre republikanische Gesinnung so sehr den Unwillen ihres kaiserlichen Freundes zugezogen, daß sie aus Paris und Frankreich verbannt wurde und nur von einer Pension lebt, die die Großmuth ihr zukommen läßt. Aber ein Mitglied dieser Sphäre, sobald sie solchen Stammbaum aufweisen kann, muß stets auf seiner Hut sein und fürchten, verkannt zu werden; deshalb haßt auch die Baronin nichts mehr, als das Inkognito, und wir entdecken sogleich in einer einfachen zierlichen Stickerei ihre hohe soziale Stellung. Nicht nur auf ihrem Sonnenschirme, sondern auch auf dem Kopfe ihres zierlichen Hütchen hat die Dame das gegenwärtige Wappen ihrer Familie, die Kaiserkrone, eingestickt, so daß, von welcher Seite wir sie auch betrachten mögen, uns immer ein Diadem entgegenstrahlt, das bekanntlich die Kraft besitzt, in menschlichen Schwächen nur die liebenswürdige Herablassung zu andern Sterblichen hervorleuchten zu lassen. Die Dame ist eben im Begriff, wieder in ihre Equipage einzusteigen, und der Lakai in reicher, auch mit Kronen geschmückter Livree hält den Wagen-

ſchlag, als plötzlich wie durch ein Spiel des Zufalls die Frage an unſer Ohr vorüberrauſcht: Où est donc le temple de Vesta? Die Antwort verhallt in den Klängen einer Verdi'ſchen Melodie aus der Traviata, der in Muſik geſetzten „dame aux camélias“, ſo daß der unglückliche Archäologe, der noch in Rom ein Neuling iſt, auf ſeine antiquariſchen Fragen lüſterne Klänge als Echo erhält. Das alte Rom, das neue Paris, die Aera der Cäſaren, alles bewegt ſich wie im Kreiſe um uns umher und die langſam um das grüne Viereck des Parks auf- und abfahrenden Wagen bilden zu dieſen bunten Bildern eine eigenthümliche Staffage. Zu beiden Seiten des Fahrweges haben die Römer eine Chaine gezogen, ſo daß wir auch hier wieder ihre Fertigkeit, mehr ſpazieren zu ſtehen als zu gehen, bewundern können. Der geſammte römiſche Adel, der hier faſt dieſelbe geſellſchaftliche Stellung wie die königlicher Prinzen einnimmt, iſt ihnen wohlbekannt; ſie erkennen ſchon durch die lange Uebung von weitem an Pferden und Wappen den fahrenden Ritter und zeigen mit einem gewiſſen Stolze dem Fremden die Häupter der alten Ariſtokratie: „Ecco il principe Borghese, il principe Doria, vedete Piombino.“ Man glaube aber nicht, daß das Verhältniß der niedern Klaſſen zu den höheren hier etwa ein unterwürfiges iſt; die natürliche Empfindung, die allen romaniſchen Nationen eigen iſt, läßt das rein Menſchliche weit mehr hervor-

treten und verbannt alle kriechende Abgötterei, und der reiche „Inglese“ verbreitet hier, schon weil er weit über's Meer gekommen ist, einen größern Nimbus als die Spitzen der alten Geschlechter. Ueberdies sind die Italiener durchaus keine Freunde von Reisen und bewundern daher und respektiren jeden Touristen. Es mag dies auch mit ihrer Liebe zur Stabilität zusammenhängen, und wenn schon Virgil sagte: „Lobe nur große Gefilde (ingentia rura), kleines baue du selbst“, so haben die Römer von heute, deren Blick nur auf das Nächstliegende gerichtet ist, ein ähnliches Sprüchwort: „Man müsse die Berge loben, aber von der Ebene sich nicht entfernen.“ Nur mit ihren sieben Hügeln machen sie eine Ausnahme, und der Monte Pincio ist wenigstens an Sonntagen, wenn die Sonne so hell scheint wie heute und im Januar 16 Gr. Wärme sind, fast ebenso sehr von Einheimischen als von Fremden gefüllt.

Wenn die Stabilität der Gegensatz des Kosmopolitismus, wenn das Kleben an der Scholle der erste Keim zur Vaterlandsliebe ist, so zeigt uns auch unser Spaziergang diese römische Tugend im hellen Glanze. Die Hauptalleen, die die Bosquets und Gartenanlagen umschließen, sind alle mit Büsten der berühmtesten Italiener geschmückt, die auf hohen Postamenten sich erheben. Und über die Köpfe der Dichter, der Staatsmänner, der Künstler, der Gelehrten, der Naturforscher

breitet der natürliche Lorbeer seine krönenden Zweige aus, und es scheint, als ob der Lorbeer im Schatten, welchen die Bildnisse großer Männer werfen, üppiger wachse als je. Nennt ihn doch schon Plinius janitrix Caesarum, den Pförtner der Cäsaren! Tasso's, Dante's, Petrarka's, Raphael's, Volta's Lorbeern sind hier mit Händen zu greifen und zu pflücken, ja selbst dem Boccaccio hat das dankbare Vaterland hier ein Denkmal gesetzt, obgleich seine Schriften noch immer zu den streng verpönten gehören. Diese plastische Stätte, der sichtbare Beweis einer hoch gesinnten Nation, stammt erst aus der jüngsten Zeit, als seit dem Regierungsantritt Pius IX. ein nationaler Geist Italien zu durchwehen begann und auch im Jahre 1848, im Jahre der Unruhen und Stürme, vergaß das Volk die Unsterblichen nicht, die dem glücklichsten Himmelsstriche noch den Ruhm des klassischen Bodens verliehen haben. Rückert ruft einmal aus: „O Lorbeerzweige! Ihr wächst auf einem himmelhohen Gipfel, zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige." Der Römer ist so glücklich, alltäglich auf diesem himmelhohen Gipfel wandeln zu können, und er sonnt sich in der Glorie seiner großen Vorfahren.

Und wiederum tönen die heitersten Melodien, die Horaz, der Sänger der irdischen Freuden, wenn er von seinem Postamente herabsteigen könnte, gern mit seiner Leier begleiten würde. Kinder spielen im Grase, pflücken

Blumen und freuen ſich an dem bunten Prisma, mit dem der Sonnenſtrahl den Strahl der Fontänen umgaukelt; als echte Sprößlinge der Ariſtokratie machen ſie ſich durch eine Art Univerſalſprache verſtändlich, ein Kauderwelſch, das aus allen linguiſtiſchen Formen zuſammengeſetzt iſt. Denn die Bonne iſt gewöhnlich eine Franzöſin, die Wärterin ſtammt vom klaſſiſchen Boden und die Mutter iſt eine nervenſchwache Ruſſin oder Engländerin, die in einem milderen Klima den Winter zubringen will. Von einer Mutterſprache iſt hier keine Rede mehr und die naive Wärterin, deren Obhut die zarten Kleinen anvertraut ſind, macht nach Art der Italiener weit mehr durch handgreifliche Pantomimen, als durch Worte ihren Willen kund. Und wie unſchuldig iſt dieſe Einfalt vom Lande, ja die Naivetät gehört hier zu dem kleidſamen Koſtüm der Albanerinnen, denn die ſilberne Nadel, die den Haarknoten und das viereckige Schleiertuch feſthält, iſt das Unterſcheidungszeichen, ob die Trägerin eine Frau oder Jungfrau iſt. Eine offene oder geſchloſſene Hand, die an den Enden der Nadel ſich befindet, deutet darauf hin, ob die Hand noch frei iſt oder ſchon vergeben, ob das Paradies der Unſchuld noch beſteht oder verloren iſt. Der Italiener iſt ein Feind aller Prüderie und Zimperlichkeit. Nur in der Zeit des Karnevals trägt er eine Maske, während die Völker des Nordens die Maske der Unnatur nur ausnahmsweiſe ablegen.

Deshalb hängt auch der Römer mehr mit dem Boden und dem Klima zusammen, als die anderen Nationen, die mehr oder weniger auf einer ewigen unruhigen Völkerwanderung sich befinden. Er führt mehr ein an die Scholle gebundenes Pflanzenleben, das in seiner Naturwüchsigkeit doch der Kultur der Treibhauspflanzen bei Weitem vorzuziehen ist. Er hat eine Menge klimatischer Gesetze und Vorschriften, die seine Gesundheitsregeln sind, und der Monte Pincio entvölkert sich in dem Augenblicke, wo die Sonne ihre letzten Strahlen wirft. Im Winter, sagen die Römer, ist die kurze Zeit der Dämmerung dem Körper sehr schädlich, sie erzeugt Fieber und gastrische Störungen; sie fliehen dann wie vor dem bösen Feind, und selbst der schwerfällige Franziskaner, dessen Gesichte man es ansieht, daß er selbst die Arbeit des Denkens haßt, eilt, seine Kutte zusammenschnürend, so schnell wie möglich nach seinem Kloster. Nur die Fremden und hauptsächlich die jüngere Generation der Engländer und Germanen trotzen den Einflüssen der Witterung und den Sanitätsvorschriften der Römer. Die Künstler, gleich kenntlich an ihren blonden Bärten und ihren schwarzen Kalabresern, kommen erst jetzt aus ihren Ateliers, um den herrlichen Sonnenuntergang nach der Tagesarbeit als frischesten Eindruck zu genießen und am Lichterspiel, am Abschied des schönen Gestirns, vor dem der Schnee der Berge erröthet, ihr phantasiereiches

Auge zu erfreuen. Aber nur wenige Minuten und die Nacht tritt ein. Unklare, zweideutige Stimmungen, das eigentliche Element des Zwielichts, ſind auf dem klaſſiſchen Boden nicht zu finden, und erſt dem Menſchen ſind ſie künſtlich aufgepfropft worden. In das aut — aut des Cäſar ſtimmt hier die Natur ein und kurz nachdem die Sonne dem St. Peter den letzten Kuß gegeben, ſtehen ſchon die Sterne am Himmel. In der Zwiſchenzeit aber ſtrömen Wagen, Reiter, Fußgänger vom Pincio herunter, und man wird an die Worte, die Livius ſo häufig gebraucht, erinnert: „Populus descendebat in campum Martium.“ Das alte Rom war auf den Hügeln gebaut, es mußte in die Ebene, in das Marsfeld hinabſteigen, wo die Volksverſammlungen gehalten wurden; das neue Rom iſt für immer von der Höhe hinabgeſtiegen und liegt eingeſchloſſen in der ungeſunden dumpfigen Fläche. Aber die Menge, wenn ſie den Spaziergang verläßt, ſteigt noch immer in das Marsfeld, in die Nähe des Korſo, aber nicht um zu berathen und Recht zu ſprechen, ſondern um in die vielen dort liegenden Wirthshäuſer und Reſtaurationen ſich zu verlieren. Das Videant consules, der Mahnruf der Freiheit, wird nicht mehr gehört und der Prätor, der, treu dem „interna curat Praetor“, die inneren Angelegenheiten beſorgt, iſt nur ein nachläſſig gekleideter Kellner, der cafe nero oder cafe bianco je nach Belieben beſtellt. Und die Unter-

haltung ist leise und vorsichtig, denn die Censoren des alten Rom sind die Spione des neuen.

Früher hatten die Römer dicht bei der Stadt vor der Porto del Popolo noch einen Park, der alltäglich für Fahrende und Fußgänger geöffnet war. Es waren die herrlichen, zur Villa Borgheſe gehörigen Anlagen, die, mehr als eine halbe deutſche Meile im Umfange, ein Panorama von maleriſchen Perſpektiven darbieten, wie leicht kein zweites zu finden iſt. Schattige Gänge mit ſprudelnden Fontainen, plätſchernde Waſſer, in denen Trauerweiden ſich ſpiegeln, ſonnige, mit Blumen bedeckte Wieſen, auf den Triften weidende Pferde und Kühe, ſanft anſteigende grüne Hügel, ganze Reihen dunkler, melancholiſcher Cypreſſen, einſame auf den Höhen ſtehende Pinien, Alles iſt hier vereint, ſo mannigfaltig und doch ſo harmoniſch und zugleich ſo kunſtlos, um dem Geiſte jene Stimmung zu geben, die die Wiege des Großen und Schönen iſt. Hier unter dem Schatten der Lorbeern und Cypreſſen vollendete einſt Goethe ſeine Iphigenie, und wenn die Wipfel rauſchen „des alten heiligen dicht belaubten Haines“, der dunkelblaue Himmel über dem Dom der Bäume ſich wölbt, und die Sonnenblitze ein buntes Lichterſpiel verbreiten, dann ſcheint die tauriſche Göttin mit ihren Geſpielinnen einen Tanz aufzuführen und ein Flüſtern, Koſen und Summen dringt von allen Seiten durch die dichten Zweige. Leider iſt dieſer herrliche Park und

die dazu gehörige an Kunſtſchätzen ſo reiche Villa jetzt nur einmal in der Woche dem Publikum geöffnet. Das Hauptportal an der Porta del Popolo iſt ganz geſchloſſen und der Eingang nur auf einem großen Umwege zu erreichen. Der Fürſt Borgheſe, der ſonſt mit der höchſten Liberalität ſein Eigenthum faſt mit dem Volke zu theilen pflegte, ſah ſich leider zu dieſen reſtriktiven Maßregeln gezwungen, als im Jahre der Unruhen und der Belagerung böswillige Rotten die Popularität und Munificenz des Fürſten durch arge Zerſtörungen und Verwüſtungen in niedrigſter Weiſe vergalten. Noch ein Denkmal exiſtirt, das dem Haupt des römiſchen Adels zur höchſten Ehre gereicht, das Salve, das der Fürſt dem eintretenden Fremden entgegenruft, und das der römiſche Nobile ſo lange zur Wahrheit gemacht hatte, bis die Bosheit Anderer ihn daran hinderte. Die lateiniſche, am Hauptportale der Villa befindliche Inſchrift zeugt von einem ſo großartigen Sinn, daß wir hier, in Ehrfurcht vor einem ſo wahrhaft adligen Charakter, ihre Ueberſetzung folgen laſſen:

„Fremder, wer du auch ſeieſt, wenn nur ein freier Mann, fürchte nicht die Feſſeln des Geſetzes: Gehe hin, wo du willſt, pflücke, was du willſt, gehe fort, wann du willſt. Mehr für Fremde, als für den Herrn iſt Alles dies gepflegt worden. (Exteris magis haec parantur quam hero.) In dem goldenen Zeitalter.

wo die Sicherheit das höchste Gut ist, will der Herr keine eisernen Gesetze anschlagen; der eigne edle Wille sei hier das Gesetz des Fremden. Wenn aber einer vorsätzlich, böswillig und wissentlich die goldnen Gesetze des Anstandes zerbricht, so hüte er sich, daß nicht der erzürnte Aufseher ihm das Wahrzeichen der Gastfreundschaft (tesseram amicitiae) zerbrochen vor die Füße werfe."

Der Fürst hat sein Wort gehalten, die Tücke hat es gebrochen. Die ungeschmiedeten Ketten der Sitte, wie Euripides den Anstand nennt, sind vor seinen Augen zerrissen worden. Wenn das Wort „Noblesse oblige" ein wahres ist, so ist das alte Geschlecht der Borgheſe im höchsten Grade seinen Verpflichtungen nachgekommen und hat der Bedeutung seines Namens, ein „Bürger" zu sein, die größte Ehre gemacht. Und wenn die Engländer über die gegenwärtige Beschränkung stolz die Nase rümpfen, so kann man ihnen nur zurufen: Ihr seid die umgekehrten Römer, euer Staatsgebäude ist so öffentlich wie eure Privatgebäude verschlossen sind. Während in dem kunstsinnigen Rom die Kunstschätze der Großen noch mit größerer Liberalität dem Volke zugänglich sind als die öffentlichen, habt Ihr ein politisches Asyl, aber kein künstlerisches. Eure Musen kränkeln unter dem polizeilichen Schutz der Habeas-Corpus-Akte und an der Tiber ist das Sprüchwort, daß das Haus ein Kastell ist, nicht entdeckt worden.

Wie wir übrigens jetzt hören, ist in diesem Jahre schon eine Milderung eingetreten. Die gastlichen Pforten der Villa Borghese öffnen sich von Neuem, wenn auch nur in den Nachmittagsstunden, und die glücklichen Römer und Fremdlinge halten wieder nach achtjähriger Entbehrung ihren täglichen Korso in den von immergrünen Eichen gewölbten Hallen und ihre tägliche Siesta auf schwellendem Rasen beim Rauschen der Pinien und Cypressen.

V.

Die induſtriellen Bettler.

Wenn auch Italien fortdauernd von politiſchen Agitatoren bearbeitet wird, die das Land aus ſeinen Banden befreien wollen und nur über die Mittel nicht einig ſind; wenn auch politiſche Probleme, die eine Regeneration bezwecken, in den leicht beweglichen Herzen den reichſten Anklang finden: ſo iſt es für die heſperiſche Halbinſel charakteriſtiſch, daß die ſozialen Fragen, die im übrigen Europa den treibenden Stachel bilden, in der ſchönen Heimath der Lorbeern und Orangen noch keinen Boden gefunden haben, daß der Staat hier nur in Frage geſtellt wird, nie aber die Geſellſchaft. Die ſoziale Bewegung iſt noch nicht über die Alpen gekommen, und doch begegnen uns im paradieſiſchen Süden, im Kirchenſtaat, in Neapel, in Sizilien Elend, Noth, Armuth auf jedem Schritte, und die Bettelei gehört zu den Landplagen. Bleiben wir jetzt beim Kirchenſtaate, ſo iſt nirgends der Beſitz ſo wenig getheilt, wie hier, nirgends wird die induſtrielle Thätig-

keit so wenig angeregt, nirgends die Gelegenheit zum Erwerb durch Zollwesen, schlechte Kommunikation und Unsicherheit der Straßen so sehr erschwert. Und doch wenn es kocht im Herzen des armen Römers, wenn er die Stirn runzelt — die heitere Sonne lächelt ihm die Falten fort; er läßt sich wirklich die Sonne in den Magen scheinen, schläft ein auf den Stufen eines Palastes und genießt, von den sanftesten Lüften umweht, im Traum die süßesten Früchte. Und bald darauf, nachdem der Schlaf ihn erquickt, schenkt ein günstiges Geschick ihm eine Orange, eine Melone oder auch nur eine seiner Lieblingsspeisen, die Kürbiskerne — und er vergißt seine Noth, seine Sorgen, denn mit dem Wenigsten ist er zufrieden. In einer seiner sozialistischen Schriften ruft Louis Blanc mit Emphase aus: „Sklave ist derjenige, der wegen Kleidung, Nahrung und Wohnung in Sorgen ist, ist der, welcher auf den Stufen eines stolzen Palastes schläft. Sklave ist der Arme, den man bestraft, weil er seine Hand nach der Mildthätigkeit des Reichen ausgestreckt, ist der Mensch ohne Zufluchtsort, den man festnimmt, weil er obdachlos am Eckſteine ruht. Sklave ist das Kind des Armen, das mit sechs Jahren in die Fabrik geschickt wird, die Tochter des Armen, die mit sechszehn sich preisgiebt." Alle diese schneidenden Worte mögen wohl an der Seine verständlich sein, an der Tiber haben sie ihre Bedeutung verloren; selbst das Wort Alfieri's von dem

„knirschenden Sklaven“: „Servi siam, si, ma servi ognor frementi“, mag wohl nur auf die höhern Regionen, auf die besitzenden Klassen, anwendbar sein. Der besitzlose Römer ist doch noch reicher als mancher Besitzende und Steuerzahlende in andern Ländern. Er hat nicht nöthig, die dunstige Luft der Fabriken einzuathmen und vom Morgen bis Abend die eintönigste Arbeit zu verrichten; er hat nicht nöthig, für Kleidung und Wohnung besorgt zu sein; die stets geöffneten Kirchen geben ihm am Tage eine Schlafstätte, ein günstiger Himmel erleichtert ihm das nächtliche Bivouak, und der Gott, der den Lilien auf dem Felde ihre Nahrung giebt, er verläßt ihn nicht in der Noth. Durch den Schutz, den die Regierung der Bettelei angedeihen läßt, die sogar ganzen Mönchsorden diese passive Thätigkeit als Gelübde auferlegt, gereicht das Betteln durchaus nicht zur Schande so wenig wie die Armuth entehrend ist, wie überhaupt das Wort „povero“ als Entschuldigungs- und Milderungsgrund für alle antisoziale Thätigkeit gilt. Der Ausruf des Mitleids, „der arme Teufel oder der Unglückliche“, tröstet den Verbrecher, den Mörder, den Dieb, wenn er von den Sbirren gefaßt wird, und in den Augen der Bevölkerung steht er mehr als ein Opfer da, denn als Schuldiger. Oft wird er sogar als ein Held betrachtet, der die Todesgefahr und das Schaffot nicht scheut. Die Italiener, so wenig sie sonst die sozialistischen

Lehren kennen, haben dennoch den Grundsatz der Sozialisten und Bettina's: der Verbrecher ist der Gesellschaft eigenstes Verbrechen — eine Theorie, die auch im Kirchenstaat und in Neapel ihre volle Berechtigung hat; denn hier müssen die traurigen Zustände, welche jede Ader des Erwerbs verstopfen, fast mit organischer Nothwendigkeit Verbrechen erzeugen. Der Verbrecher gilt daher nicht wie ein Ausgestoßener, vor dessen Berührung man sich zu hüten hat, dessen Atmosphäre verpestend wirkt; im Gegentheil es umgiebt ihn ein gewisser ritterlicher Nimbus, der an die Zeit des Faustrechts erinnert, während der Bettler, im Gefühle, ein anerkannter Stand der Gesellschaft zu sein, sich mit der prosaischen bürgerlichen Ehre begnügt. Der Bettler, da er sich für vollkommen gleich berechtigt mit dem hält, den er anspricht, ist daher lange nicht so zudringlich wie er von den Reisenden verschrieen wird; nur die Menge derselben erregt den Unwillen. Will man ihm nicht die kleinste Kupfermünze geben, so reichen ein paar tröstende Worte hin, ihn sogleich zu entfernen; wenn man ihn mit den Worten „la Madonna vi proveda“ dem Schutze des Himmels empfiehlt, so geht er zwar betrübt, aber doch ohne ein Wort weiter zu verlieren, von dannen. Indem er den einen Vorübergehenden ruhig verläßt, rechnet er schon auf den folgenden. Der Bettelstolz im wahren Sinne des Worts ist in Italien noch zu Hause und der Diogenes

der weiter nichts verlangt, als den Sonnenschein, ist noch in vielen Exemplaren zu finden, wogegen die Lüge des verschämten Armen, der den Wohlstand heuchelt, im Geheimen sich aber Almosen zustecken läßt, bei dem natürlichen Sinne des Volkes nicht aufkommen kann. Schon Homer sagt: „ein schamhafter Bettler ist elend", und Goethe kommt in Italien zur Erkenntniß des naturwüchsigen Cynismus. „Der zerlumpte Mensch", ruft er aus, „ist hier noch nicht nackt; wer auf den Schwellen der Paläste und Kirchen die Nacht zubringt, noch nicht verstoßen. Alle Klassen arbeiten nicht bloß um zu leben, sondern um zu genießen und wollen sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden."

Mit demselben Stolze, mit dem Belisar sein „Date Belisario obolum"„ ausgerufen haben mag, läßt der römische Bettler seinen Ruf: Una carita, Signore, sono povero" ertönen und kassirt mit den besten Wünschen die Gabe ein. Besitzt er nun gar ein ihm von der Polizei verliehenes messingenes Schild am Knopfloch, worauf er als privilegirter Bettler verzeichnet ist, so erlaubt ihm seine Standesehre nicht sich auf weitläufige Diskussionen beim Einziehen der Steuern einzulassen, eine einfache ablehnende Handbewegung läßt ihn sogleich den Rückzug antreten. Blinden, Lahmen, Altersschwachen, Verstümmelten werden solche Orden ertheilt, häufig sind aber die Gebrechen nur simulirt; es sind wie der Witz sagt: „Bettler, die von der Leiter

der Faulheit gefallen und den Arm gebrochen haben." Einer der erfindungsreichſten Induſtrieritter in dieſer Beziehung war ein ſchlauer Kerl, dem wir regelmäßig des Sonntags begegneten. Er war immer in der Nähe einer vielbeſuchten Kirche zu finden und promenirte auf der Straße ganz harmlos in blühender Geſundheit; ſobald aber die Meſſe zu Ende oder wohlgekleidete Fremde ihm begegneten, bekam er plötzlich epileptiſche Zufälle, die er ſo treu zu ſimuliren wußte, daß die Grenze zwiſchen Dichtung und Wahrheit ſchwer zu finden war. Die Krankheit ging in allen Stadien vor dem mitleidigen Auge des Publikums vorüber; nur mit dem aus dem Munde hervorbrechenden Schaum erlaubte er ſich eine kleine poetiſche Licenz, die offenbar die Wirkung erhöhte. Er zerkaute vor dem Beginne der Vorſtellung einige Kohlblätter, da ihm wahrſcheinlich der weiße Schaum zu abgenutzt ſchien, und ſtellte dadurch ein Dekokt her, das in allen Regenbogenfarben hervorquoll und zugleich ſeine Krankheit und das Elend ſeiner ſchlechten Nahrung offenbarte. Das iſt doch Induſtrie! Der eigentliche König der Bettler iſt aber Peppo, der ſich am einträglichſten Platze poſtirt hat, auf der Höhe der ſpaniſchen Treppe, die zu dem beſuchteſten Spaziergang, dem Monte Pincio führt. Peppo, obgleich ſeine Beine vollkommen verſtümmelt und er ſich nur auf den Händen bewegt, über die er große lederne Handſchuhe gezogen, ſieht doch ſehr wohlgenährt aus und

ſcheint immer guter Laune zu ſein. Er kräht ſeinen Wunſch „una buona passeggiata“, einen angenehmen Spaziergang, jedem entgegen und hält immer ſeinen Hut in Bereitſchaft. Nur dann geräth Peppo in Zorn, wenn man ihm erzählt was die Augsburger Zeitung einſt über ihn mitgetheilt, daß er reicher geworden ſei als mancher Kavalier, daß er ſeiner Tochter eine glänzende Ausſtattung gegeben, daß er eigentlich Almoſen geben müſſe und nicht welche annehmen. Peppo erklärt alle dieſe Gerüchte für elende Lügen ſeiner Neider und Feinde. So viel iſt aber gewiß, der König der römiſchen Bettler iſt nicht vollkommen beſitzlos. Er reitet ſtets auf einem Eſel zu ſeinem Poſten hin und tritt auch ſo wieder ſeinen Rückzug an. Außerdem ſoll der alte Knabe neuerdings eine junge ſehr ſchöne Frau geheirathet haben; die Eiferſucht plagt ihn aber ſo, daß er ſeinem älteſten Freunde täglich 2 Paul (ungefähr 6 Sgr.) giebt, damit die Treue der Frau bewacht werde und der glückliche Gatte in Seelenruhe betteln kann.

Während Peppo allein auf den höchſten Stufen der ſpaniſchen Treppe umherkriecht, zeigen ſich auf der unteren und auf dem ſpaniſchen Platze ganze Bettlerfamilien, die in den warmen Strahlen der Sonne ihr Quartier aufgeſchlagen, hier eſſen und trinken und die nöthigen Unterſuchungen zur Bewahrung der Reinlichkeit anſtellen. Großentheils aus dem Gebirge ſtammend, haben ſie alle die maleriſchen Trachten des Volks,

wodurch sie zugleich zu Modellen der Kostümbilder dienen und nur dann betteln, wenn die Kunst sie im Stich läßt. Man findet hier die schönsten Physiognomien und oft sind Kerle darunter, die in ihrem Leben weit mehr Kugeln als Hemden gewechselt haben. Von diesen Kunstmodellen, die Hirten, Räuber, Engel, Madonnen, je nach Bedürfniß, darstellen, wird der Kommende fast nie belästigt, sie stehen im Gegentheil größtentheils in einer malerischen Positur und zeigen durch ihre Haltung ihren äußern und innern Beruf; dagegen erscheinen auf dem Platze selbst, wo die meisten Hotels sind und der lebhafteste Fremdenverkehr, ganze Bettlergruppen, die hier besonders in den Mittagsstunden eine unermüdliche Thätigkeit entfalten. Sobald ein Wagen anhält, und namentlich ein gefüllter Reisewagen, da präsentiren sich gleich den Blicken der Ankommenden alle möglichen Gebrechen. Der Lahme, der Blinde, der Altersschwache, der Taugenichts mit seiner Familie, sie stimmen förmlich einen Chor an, umlagern von allen Seiten den Wagen und strecken ihre Hände hinein. In einem solchen Falle ist entweder schnelle Flucht die einzige Hülfe, oder was noch besser ist, Konkurrenz, d. h. noch ein zweiter Reisewagen; dann stürzt sich, wie auf einen Verjüngungsquell, die ganze Schaar der Leidenden auf den zuletzt Kommenden und der Refrain „date qualche cosa Signore“ ertönet in allen Stimmen. Nur die Kinder haben ihre eigne Melodie;

ſie ſterben fortwährend vor Hunger einen Tag wie den andern; ſie ſchreien: Mi muojo di fame und weiſen dabei mit gekrümmten Fingern auf den geöffneten Mund, als argumentum ad hominem, daß er nichts enthält als eine beredte Zunge. Doch immer reicht eine Kupfermünze hin, ſich aus dem Fegefeuer zu erlöſen, und nie wird man ein Wort des Zorns oder einen Ausruf des Unwillens hören, ſelbſt wenn man jeden Tribut verweigert.

Der Bettler, der am Tage ſeinem Erwerbe nachgegangen, ruht ſich am Abend von ſeinen Anſtrengungen aus, aber nur, um einem ſeiner Kollegen Platz zu machen, der eine höher ſtehende Klaſſe bildet. Nach Tiſche, wenn die Kaffeehäuſer ſich füllen, in den Abendſtunden, erſcheint der wohlgekleidete Bettler, deſſen Toilette noch ziemlich wohl erhalten, der ſich nur vor die Tiſche der Gäſte hinſtellt und mit der kläglichſten Miene die Konſumenten betrachtet. Seine größte Kunſt iſt das Mienenſpiel, denn er verſchmäht es, irgend ein Wort fallen zu laſſen. Es ſind aber weniger Männer, die ſich mit dieſer ſtummen Rolle befaſſen, größtentheils ſind es ältere Frauen, die, ſchwarz gekleidet, wie in tiefer Trauer erſcheinen, von Kummer und Sorgen gebeugt und wie Geſpenſter von einem Tiſche zum anderen mit leiſen Schritten ſich bewegen. In die Welt der Heiterkeit und des Genuſſes, wo häufig Muſikanten und Bänkelſänger die luſtigſten

Lieder ertönen lassen, werfen diese schwarzen tonlosen Gestalten einen eigenthümlichen Schatten; sie erinnern uns so recht daran, daß wir in Rom sind, in der Stadt, die mit dem einen Auge weint und mit dem andern lacht, und deren Grundcharakter die Wehmuth ist. Und Abend für Abend wiederholt sich das Schauspiel und nur ein leises, mit einem tiefen Seufzer verbundenes „gratias“ dankt für jede Gabe.

Bei der reichen Auswahl von Bettlern, die wir hier treu nach der Natur geliefert, müssen wir doch, um ehrlich zu sein, bekennen, daß Rom eine Kategorie nicht besitzt, die gerade bei uns die einzig erlaubte ist. Wir meinen den Bettler mit der Drehorgel, den alten Invaliden, welcher stets seinen Erwerbszweig auf dem Rücken mit sich herumträgt. Der Kirchenstaat, der nur mit seiner geistlichen Miliz Kriege führen läßt, hat nur wenig Militär-Invaliden und sorgt in ausreichender Weise für die zum Dienst nicht mehr tauglichen. Leyer und Schwert haben in dieser Mitleid erregenden Weise an der Tiber keinen Bund geschlossen, und der so löbliche „National-Dank“ fände auf seinem speziellen Gebiet hier keine Thätigkeit. Der singende Bettler, der ewig dieselben Litaneien ertönen läßt, ist nur auf den Brücken zu finden, wo die Wagen langsamer fahren und das Geräusch nicht so groß ist. So hat jede Brücke ihren Nepomuk, der Jahr aus Jahr ein seinen Platz behauptet, und immer in derselben getragenen

Melodie um ein Almoſen fleht und mit der Blechbüchſe klappert: denn das Klappern gehört auch zum Handwerk der Bettler.

Man hat die Armuth die zehnte Muſe genannt, weil ſie ſo häufig an der Wiege großer Männer geſtanden und ihre Energie geſtählt hat. Sollte es der zehnten Muſe auch hier gelingen, ihren Schweſtern, die hier nur leiſe zu athmen wagen, endlich wieder öffentlich Lorbeern zu flechten? Oder ſollte die rächende Nemeſis der Geſchichte das neue Rom mit maſſenhafter Noth und Trübſal ſtrafen wollen, weil das alte in Luxus und Schwelgerei untergegangen? Noth lernt beten und denken. Für das Vaterland der doppelten Buchhaltung iſt das Studium der National-Oekonomie von höchſter Wichtigkeit, und die Grundlage alles Kredits, das Vertrauen auf ſich ſelbſt, muß hier geſtärkt werden. Die Fremden ſind nur Wohlthäter, ſo lange die Saiſon dauert. Indem ſie mit Stolz auf ihr Heimathland ſehen, bringen ſie es nur zu Exklamationen und rufen höchſtens, indem ſie die Bettlerſchaar betrachten, mit Louis Napoleon aus: „Die Augen aller Leidenden ſind auf uns gerichtet!“

VI.

Die Römerinnen.

Als Alexander der Große in heißer Schlacht den Darius besiegt hatte und die nähere Bekanntschaft mit der zahlreichen Familie des Perserkönigs gemacht, da äußerte er in einem nur von den Geschichtsschreibern belauschten vertraulichen Gespräche zu seinem Freunde Klitus, die Frauen und Töchter der Perser scheinen ihm weit gefährlicher als diese selbst; trotz seines Heldenmuthes zweifle er sehr, ob er in einem Kampf mit dem schönen persischen Geschlecht Triumphe davon getragen hätte, mit jenen verführerischen Schönheiten, aus deren Augen Geschosse fliegen, die im Herzen unheilbare Wunden zurücklassen. Alexander der Große fühlte seine schwache Seite und senkte seine strahlende Krone vor der persischen Krone der Schöpfung. Wer weiß, wenn der berühmte Feldherr erst die Römerinnen von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte, wie dann sein Urtheil gelautet! Der große König wäre wahrscheinlich sich selbst als ein kleiner Sterblicher erschienen,

und die Römerin, die dem Ideale am nächsten steht, hätte in einem Augenblick das bewunderte Diadem des Makedoniers in den Staub getreten. Die aristotelische Philosophie, in der Alexander so bewandert war, hat unter solchen Umständen keine Macht mehr; auch die Schelling'sche wies sich nicht als stichhaltig, als einer ihrer Anhänger und Amtsgenosse Alexander's, der König Ludwig von Bayern, nach Italien gekommen war und es offen erklärte, daß die Römerin nicht Feuer, nein Lava in den Augen hätte, deren heißer Gluth kein Sohn der Erde zu widerstehen vermöchte. Die vulkanische Natur der Römerinnen hat der kunstsinnige Herrscher mit diesem Ausspruch treffend bezeichnet. Sie ist es, die so manchen Fremden beim ersten Anblick erbeben macht, so daß wie beim Ausbruch eines Vulkans der Boden unter seinen Füßen zitterte. Wir hatten oft Gelegenheit, die mächtige Wirkung dieser dämonischen Kräfte auf der Straße, auf Spaziergängen, in den Kirchen zu beobachten. Der nordische Herkules, der sich seiner freien Willenskraft rühmte, der selbst dem Feuer in mancher Schlacht getrotzt hat, steht unentschlossen da, und zeigt nur noch darin seine eiserne Natur, daß er dem Magnete unwiderstehlich folgt, wo dieser ihn hinzieht. Zahllos sind die Opfer, die an der Tiber gefallen sind, und wenn auch die Römer seit einigen Jahrhunderten kein eroberndes Volk mehr sind, die Römerinnen sind es noch bis auf den heutigen Tag.

Jo sono Romana, das ſind die erſten Worte, mit denen die Römerin bei der erſten Bekanntſchaft den Fremdling begrüßt. Es ſind dieſe Worte zugleich ein Siegesruf und ein Warnungsruf; ein Siegesruf, der Unterwürfigkeit verlangt, ein Warnungsruf, der dem Zögernden die ſchnelle Umkehr als ſicheres Heilmittel zeigt. Ja, die Wiſſenſchaft muß umkehren, das läßt ſich im hohen Norden, wo das Queckſilber unter den Gefrierpunkt fällt, ſehr ruhig doziren, aber die Leidenſchaft weiß nichts davon, und die Stimme des Bluts ſiegt über den warnenden Kopf und über das Papier mit allen ſeinen Lehren. Rouſſeau ſagt: Im Süden war das erſte Wort aimez-moi, im Norden aidez-moi. Die Römerin zeigt ſich daher ehrlich im Kampfſpiel der Liebe, ſie verſchweigt nicht die Gefahren und erklärt, daß, wer die Roſe brechen will, auch die Dornen nicht fürchten muß. Denn die römiſche Liebe unterſcheidet ſich dadurch von einer deutſchen und einer franzöſiſchen, daß mit ihr nicht zu ſpaßen iſt. Sie hält ſich frei von allen Verirrungen, iſt weder Sentimentalität noch Koketterie, weder thränenreiches Schmachten noch berechnende Gefallſucht, ſie würde im Unglück weder entſagen noch ſofort leichtfertig zu andern Göttern ſchwören, aber das iſt gewiß, ſie würde kein Mittel ſcheuen, um die Schmach und die Beleidigung zu rächen. Die italieniſche Rache, die den Dolch als ultima ratio ſo ſicher zu führen weiß, macht hier

das Spiel der Liebe zu einem der gewagteſten, es wird blutiger Ernſt daraus und es ſind nicht wenige fremde Künſtler, die ſich hier dauernd feſſeln ließen, weil ſie nur zwiſchen dem Tod und der Treue zu wählen hatten. Die Römerin gehört daher durchaus nicht zum ſchwachen Geſchlecht, das Wort „und er ſoll dein Herr ſein“ ſteht nicht in ihrem Geſetzbuch, im Gegentheile, ſie iſt ſich ihrer Herrſchaft wohl bewußt und ſie kämpft für das „beati possidentes“ mit noch größerer Ausdauer als — die preußiſchen Rittergutsbeſitzer. Wer an die Erbſünde glaubt, der kann leicht zu dem Gedanken kommen, daß die geraubten Sabinerinnen, die gewaltſam von den Römern aus ihren freien Bergen entführt wurden, bis auf den heutigen Tag dieſe Schmach noch nicht vergeſſen haben und daß ſie jetzt Herz, Kopf und ſelbſt wenn es nöthig iſt das Leben rauben, um nicht von Neuem der Gewalt anheim zu fallen. Waren die Römer die Söhne der Wölfin und wollen ihre geraubten Frauen ſelbſt das raufluſtige Geſchlecht beherrſchen, was müſſen das für Frauen ſein? Sie müſſen den gefährlichſten Raubvögeln gleichen, bei denen, wie die Naturgeſchichte lehrt, immer die Weibchen kräftiger gebaut als die Männchen ſind.

Und in der That, betrachtet man hier die beiden Geſchlechter, ſo iſt die vollkommene Schönheit beiden nicht abzuſprechen; bei den Frauen iſt aber die Schönheit nicht jene zarte bleiche der Treibhauspflanzen wie

sie in anderen Ländern bei den höheren Ständen sich zeigt: im Gegentheil sie scheint fast die männliche an Kraft und Fülle der Gesundheit zu übertreffen, und man wird beim Anblicke dieser naturwüchsigen Gestalten, die selbst den Fesseln der Mode zu spotten scheinen, immer daran erinnert, daß zwei Frauen es waren, Lukrezia und Virginia, die den Römern die Freiheit gaben. Heroische Erscheinungen, wie sie der Pinsel des Künstlers in der Judith verewigt hat, gehören nicht zu den Seltenheiten; sie sind so imponirender Natur, daß es nicht zu verwundern ist, daß mancher liebeglühende Jüngling darüber den Kopf verliert, und ein noch traurigeres Loos als der unglückliche Holofernes zu erwarten hat, indem er nicht wie dieser auf einmal, sondern auf Wochen, Monate lang den Kopf verliert. Die Natur hat die Römerinnen vor allen ihren Schwestern auch darin bevorzugt, daß sie verhältnißmäßig fast immer größer als ihre Männer und Anbeter sind, ja häufig sind sie ihnen in jeder Beziehung über den Kopf gewachsen. Vielleicht erklärt sich dies dadurch, daß die Männer hier seit Jahrhunderten die dienende Pflicht des Cicisbeo ausüben, des cavaliere servente, und jeder Mann ist hier ein solcher, wenn auch nicht bei seiner eigenen Gattin, sondern immer bei der seines Freundes. Ein Cicisbeo hat nun, sobald er mit der Dame seines Herzens in die Oeffentlichkeit tritt und im Salon erscheint, das schwierige Amt, den ganzen

Abend hinter dem Stuhle seiner Schönen Posto zu fassen, in dieser gebückten Stellung, die offenbar dem Wuchse nicht zuträglich ist, Stunden lang zu verharren und ihr von oben her in's Ohr zu flüstern und die Zeit zu vertreiben. Es ist bezeichnend, daß „cicisbeo“ eigentlich ein Flüsterer heißt, zugleich aber auch Fächer und Bandschleife bedeutet, und es geht daraus ohne Zweifel hervor, daß ein Cicisbeo ein nothwendiger Gegenstand der weiblichen Toilette ist. Wie doch die Sitten verschieden sind? Wer sich auf den Brettern bewegt, die die Welt bedeuten sollen, hat bei uns ohne Unterschied des Geschlechts einen Cicisbeo, einen Flüsterer, einen Souffleur, der wie Noah im Kasten sitzt und den darstellenden Mimen zu seinem Echo macht. In Italien würde das Publikum, das eine vollständige Beherrschung der Rolle verlangt, einen solchen Kastengeist nicht dulden, weshalb auch hier die wichtige Stellung eines Theatersouffleurs, die bei uns oft als der erste und letzte Anker der Rettung gilt, ganz unbekannt ist; dagegen treten nach dem Fallen des Vorhangs die gleichen Menschenrechte ein und zwischen der Dame von Welt und der von den Brettern, zwischen Prinzessin und Theaterprinzessin, hört in Bezug auf den Soufleur jeder Unterschied auf. Während man bei uns nur den Damen vom Theater in nachsichtiger Milde einen öffentlichen und anerkannten Anbeter gestattet, hat jede römische Dame dieses Privilegium;

man spricht ganz offen, selbst die zunächst Betheiligten von diesem Verhältniß, und bemüht sich nicht, dieses Verhältniß mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, obgleich in der That der Mantel der Liebe hier jedem sichtbar ist.

Sollte nicht das Cicisbeat zu diesem freieren, ungezwungenern Wesen der Römerinnen, das wir selbst in ihrer äußeren Erscheinung wiederfinden, beigetragen haben? Die römischen Ehen sind größtentheils Konvenienz-Ehen, die Mädchen aus den höhern Ständen werden im zwölften oder vierzehnten Jahre in klösterliche Pensionate geschickt, wo sie, von frommen Schwestern bewacht, in stiller Zurückgezogenheit leben. Von diesen Fesseln befreit sie nur die Ehe und jeder Mann, der ihnen von den Eltern bestimmt wird, erscheint wie ein Erretter aus der strengen Zucht und Abgeschiedenheit. Da nun durch die Ehe nicht die Herzen verbunden werden, sondern im Gegentheile die Fesseln gesprengt, so suchen sich die Herzen in anderer Art zu entschädigen und ein feuriges römisches Herz verlangt sein Recht. Das allgemeine Wahlrecht wird daher hier in so unumschränkter Weise ausgeübt, wie es selbst die freieste Verfassung nicht gestattet, die es immer nur den Männern vindizirt, und der einmal Gewählte genießt weit größere Vorzüge als die Volksvertreter anderer Länder. Dagegen haben diese Bevorzugten auf die Unverletzlichkeit der Deputirten, diesen schützenden

Fels jeder konstitutionellen Verfassung, durchaus keinen Anspruch; die Wählerin, sobald sie ihre Rechte verletzt glaubt, macht oft sehr kurzen Prozeß, bei dem sie sich nicht immer in den Schranken der Gesetze hält, weshalb auch das Amt eines Cicisbeo neben seinen Lichtseiten auch seine unverkennbaren Schattenseiten hat.

Ein Roman wie die Wahlverwandtschaften, von dem selbst die neueste Kritik noch nicht weiß, ob er die Ehe preist oder lästert, ob er, wie man sich ausdrückt, unsittlich ist, bleibt an der Tiber ganz unverständlich, und als wir bei einer geistvollen Römerin den Versuch machten, ihr diese feinen Beziehungen zu erklären, die einen Prozeß aus der Welt der chemischen Stoffe auf die der Herzen übertragen, da scheiterte nach langen Debatten unsere Beredtsamkeit und es thürmten sich Hindernisse auf, die selbst die allmächtige Curie durch keinen Machtspruch beseitigen könnte. „Eduard und Charlotte" würden hier für Tölpel gelten, die einer Satzung zu Liebe sich opfern und die Stimme des Herzens unterdrücken und anstatt der Natur und dem chemischen Prozeß zu folgen, gegen die Natur reagiren. Von einer solchen Reaktion hat man hier keinen Begriff und die römische Regierung hätte nicht nöthig gehabt das Göthe'sche Werk auf den Index der verbotenen Früchte zu setzen, da solche Gedanken hier keinen Cours haben. Die Bedenken der Gewissen, die eben nicht so viel Bedenken haben, heilen unter dem heitern Himmel weit

leichter und werden schnell abgethan und „ein Herz, das zu genesen fürchtet" wie der Dichter die Grundidee des Romans bezeichnet, ist kein römisches Herz. Unklare Stimmungen machen sich nicht geltend, so wenig wie in der Natur die Dämmerung, und wie Eduard und Charlotte hier nicht empfunden werden können, so würde selbst der melancholische Refrain „Eduard und Kunigunde", der sich in Klagetönen verzehrt, kaum eine gleichgestimmte Seele finden. In einem Lande, wo weder die Männer, und noch viel weniger die Frauen über zu große angestrengte Thätigkeit sich beklagen können, ist das Verliebtsein eine Beschäftigung, und dient nicht nur zur Ausfüllung von Mußestunden. Ein Fremder war einer römischen Dame empfohlen. Sie las den französisch geschriebenen Empfehlungsbrief, ließ ihm aber als Antwort sagen, daß sie sehr bedaure, ihn für's Erste nicht empfangen zu können, wobei sie das entscheidende Wort nur italienisch ausdrücken konnte, parceque elle est „innamorata". Amor verlangt hier einen blinden Gehorsam und duldet keine Zerstreuung. Seine Fackel brennt oder erlischt — aut Caesar, aut nihil — und ewige Liebe oder ewiges Verderben, der Genius mit der erhobenen, oder der Genius mit der umgekehrten Fackel, das ist das Dilemma der Leidenschaft, die mit Ausschluß aller feineren Schattirungen nur glühende Liebe oder glühenden Haß kennt. Ist doch selbst Amor nur ein Anagramm von Roma! Die

kokette Französin versammelt ein Heer von Anbetern um sich, die einfache Römerin verlangt nur einen Unterthan, aber er muß im höchsten Grade loyal und ergeben sein, sonst trifft den Treulosen die Strafe des Hochverraths.

Wo der Cicisbeo zur Haushaltung gehört und ein gesellschaftlich anerkannter Stand, da muß auch sein Opfer, der Hahnrei, der getäuschte Ehemann, kein solcher Unglückspinsel sein, wie wir ihn uns vorstellen. Schon daß er von vorn herein, indem er das eheliche Band schließt, auf sein Schicksal gefaßt ist, giebt ihm eine gewisse Sicherheit; auch erkauft er sich seine Freiheit außer dem Hause durch die Nachsicht, die er im Hause übt. Er gehört daher nicht zu dem einfältigen Hornvieh, das Jeder verlacht, er ist sich seiner Hörner wohl bewußt, und kann nicht betrogen werden, da er das Spiel durchschaut. Wird ihm aber doch die Sache zu arg und er gänzlich bei Seite gesetzt, so findet er Schutz und Trost bei zwei Heiligen, bei St. Giuseppe und bei St. Martino, die sich hülfreich seiner annehmen. Daraus, daß zwei Heilige, zwei Erretter für ein und dasselbe eheliche Leiden existiren, kann man schließen, daß das Uebel ein ziemlich verbreitetes ist, und daß trotz der großen gesellschaftlichen Konzessionen selbst die weit gezogenen Grenzen häufig überschritten werden. Und zeigt sich nicht in dieser Einsetzung zweier Schutzpatrone der ideale Charakter des römischen Volks?

Der Geist wird höher geschätzt als der Körper; während jedes Körperleiden immer nur einem höheren idealen Arzt anvertraut wird, wird dem Seelenkranken ein zwiefacher Trost. Wem es recht in der Seele weh thut, findet einen reichen Gnadenschatz; wem es recht in den Gliedern weh thut, wer am Reißen und Rheumatismus leidet, der findet nur einen Schutzpatron, der, wie wir aus dem römischen Kalender ersehen, St. Trofimo heißt, und dort als „protettore per la podagra“ bezeichnet ist. Vielleicht erklärt sich die Gesundheit, und das physisch unverkommene Wesen des römischen Volks daraus, daß es mehr Heilige hat als Aerzte. Die Heilung durch Sympathie ist jedenfalls weniger gefährlich als die durch Kräuter und Salben.

So frische, kräftige, naturwüchsige Gestalten, wie wir sie täglich auf dem belebtesten Spaziergang, dem Monte Pincio, treffen, solche Frauen, die das Starke mit dem Zarten vereinigen und an die milesische Göttin erinnern, wir finden sie in anderen Städten kaum in vereinzelten Exemplaren. Die noch nicht raffinirten Künste der Toilette gestatten den Körperformen eine freiere Entwickelung, und der hochgewölbte Busen zeigt uns, daß selbst in der Stadt der geistlichen Herrschaft an die Stelle des „pectus facit Theologum“ das pectus facit Romanam mit vollem Rechte zu setzen ist. Die noch weniger bekannten Künste der Erziehung lassen den Gesichtszügen ihren natürlichen Aus-

druck und geben den Physiognomien nichts Gekünsteltes und Gemachtes. Indem die Römerinnen nicht viel lernen, haben sie auch nichts Angelerntes. Im Auftreten und in der Haltung zeigt sich eine natürliche Unbefangenheit, die doch mit jenem Selbstbewußtsein gepaart ist, wie es der erinnerungsreiche römische Boden jedem seiner Bewohner verleiht. Und alle diese Vorzüge sind nicht etwa ein Privilegium der höheren Stände! Nein, oft sehen wir in unscheinbarer Tracht so vollendete Gestalten, die in ihren Bewegungen, im Gang, im Adel ihrer Züge wie Götterbilder erscheinen, die von ihren Piedestalen herabgestiegen. Das Prädikat „Wohlgeboren“ liegt in ihrer ganzen Haltung und sie brauchen nicht dies bezeichnende Beiwort wie bei uns sich schriftlich geben zu lassen. Wenn Virgil schon im majestätischen Einherschreiten die Göttin der Schönheit preist, so sind seine Worte „vera incessu patuit Dea“ noch heute auf die Römerinnen anzuwenden. Und es scheinen die Füße der Majestät bewußt zu sein, die sie zu tragen berufen sind. Die Füße sind wohl gebildet, aber nicht so klein und zierlich wie die der Pariserinnen, auch sind sie nicht wie diese und wie Atalante in der Kunst bewundert, über den Boden zu fliegen, ohne einen Eindruck zurück zu lassen. Auch die Hände haben ein verhältnißmäßiges Volumen und sind, wenn es die Sitte verlangt, nicht zu eng in Leder eingepreßt, sie sind weiß wie das

Mondlicht, aber zeigen nicht jenen Zug geheimen Schmerzes, den der Dichter des „Immenſee“ an Frauenhänden wahrgenommen, die Nachts auf krankem Herzen liegen. So hat die Römerin Hand und Fuß, und zwar im naturwüchſigen Zuſtande. Sie weiß die Anmuth mit der Würde zu vereinigen und der Hals, der ſich hoch über die Schultern erhebt, zeigt jene herrlichen Biegungen, welche den Stellungen einen ſo maleriſchen Ausdruck verleihen. Der etwas zurückgeworfene Kopf läßt das Feuer des Auges noch brennender erſcheinen, und nur die langen ſeidenen Wimpern und die wie der Regenbogen ſich wölbenden Augenbrauen mildern die verzehrende Gluth. Da, wie Winkelmann ſagt, die blauen Augen vorzugsweiſe von den braunen angezogen werden, ſo läßt es ſich wohl erklären, weshalb die Nordländer, namentlich die Skandinavier, bei denen das nordiſche Kolorit ſich noch rein erhalten hat, hier noch ſchneller gefeſſelt werden als Deutſche und Franzoſen; der Reflex dunkler Farben, die bekanntlich die Lichtſtrahlen mehr concentriren, ſchmilzt den Schnee oft in einem Augenblick und die nordiſchen Recken vergeſſen ihre alten und kalten Götter und werden auf römiſchem Boden die eifrigſten Feueranbeter. Wie bevorzugte Weſen immer außergewöhnliche Kontraſte vereinigen, ſo haben die Römerinnen neben der ſüdlichen Farbe ihrer Augen und Haare zugleich jenes feine Inkarnat, das ſonſt nur

den blonden Töchtern kälterer Regionen verliehen iſt. Das Erröthen und Erbleichen, dieſe ſtumme Sprache des Herzens, wechſelt ſchnell in ihren Zügen, welche gleich dem Himmel ihres Landes von Licht durchglänzt ſind. Ihre Empfindungen ſind ſichtbar und werden durch ein lebhaftes Geberdenſpiel ſelbſt dem Blindeſten einleuchtend; eine prüde Engländerin, deren ganzes Leben ein Kampf mit ihren Gefühlen iſt und eine natürliche Römerin, die keiner Regung ſich ſchämt und in der Beichte von der Laſt ihres Herzens ſich erleichtert, ſind die größten Gegenſätze. Wo iſt mehr Wahrheit, mehr Glück, wo mehr Heuchelei und Unnatur?

Glückliche Römerin, die du ſelig in das Leben hinein lächeſt, die du noch nicht unter dem Druck conventioneller Formen zur Maſchine herangebildet oder herabgeſunken biſt, du haſt nur einen unerbittlichen Feind: — das Alter. Das Alter richtet bei den Römerinnen die größten Zerſtörungen an, ein Beweis, daß viel zu zerſtören iſt. Ihre wellenförmigen Formen nehmen dann durch ein um ſich greifendes Embonpoint eine Kugelgeſtalt an, die zwar nach Oken das Sinnbild der Vollkommenheit iſt, aber wenigſtens in äſthetiſcher Beziehung nicht ſo erſcheint. Bei dem Anblick ſolcher maſſiven Mütter und Großmütter werden wir oft an die Worte des Dichters erinnert: Tantae molis erat Romanam condere gentem! Und die noch im Alter naive Römerin, die Alles über ſich ergehen läßt, kämpft

nicht wie die Französin durch alle Mittel der Kunst gegen den unerbittlichen Feind; nein, sie räumt dem Gegner ein Terrain nach dem andern und wandelt als Ruine dem Grabe zu. Indem sie sich weniger zu beherrschen versteht, gewinnt das Alter eine schnellere Herrschaft, und selbst in ihrer tiefen Stimme hört jede Modulation auf. Die Römerin trägt ihre Jahre nicht wie einen Kranz auf dem Haupte, sondern wie eine Bürde auf dem Rücken und ihr Leben ist dann nur eine Station zwischen dieser und jener Welt. Das „non sum qualis eram", das „ich bin nicht wie ich war" des Horaz, flößt ihr eine tiefe Demuth ein und das „io sono Romana", das einst mit solchem Stolze gesprochen wurde, ertönt dann nicht mehr von ihren Lippen; alles erscheint ihr eitel, und die Kirche allein ist für das gebeugte Haupt eine trostreiche Stätte. In einer Stadt, wo die architektonischen unsterblichen Ruinen eine ewige Bewunderung hervorrufen, da erscheinen die menschlichen so klein und gebrechlich, daß sie mehr Mitleid als Ehrfurcht erregen, und wo wir dem Gedanken der Vergänglichkeit so häufig begegnen, da werden die Herzen mehr gleichgültig als weich, mehr fatalistisch als mitfühlend.

Eine Ninon de Lenclos, die noch im siebzigsten Jahre gefährlich war, ist unter den Römerinnen nicht möglich. Der Sieg über das eigene Alter ist ihnen versagt, weil ihnen der Sieg über jedes fremde gelingt. Die Wunden

die die Zeit geſchlagen, verſteht die Römerin nicht durch esprit zu heilen. Sie findet ſich in das Unvermeidliche, und denkt am Abend ihres Lebens, daß ſie der Ehre eine Römerin zu ſein nicht unwerth geweſen. Die Frauen ernten an der Tiber noch Lorbeern, während die des ſtarken Geſchlechts ſelbſt in den ſchönen Künſten nur ſehr ſpärlich ſind. Alle heidniſchen Götter, namentlich die kriegeriſchen, haben der ewigen Stadt den Rücken gekehrt; die amathuſiſche Göttin iſt ihr treu geblieben. Und das Wort, daß ihre Eroberungen denen des Mars den Rang ſtreitig machen, gilt auch hier im vollen Maaße.

Quae dat Mars aliis, dat tibi regna Venus!

VII.

Die Theater.

Wenn auch die Geschichte häufig mit einem Saturn verglichen wird, der seine eigenen Kinder verschlingt, und wenn dieser Saturn aus alter Anhänglichkeit noch heute in Rom hausen sollte, so muß sein Appetit bedeutend geringer geworden sein. Gegen die frühere Pracht und Herrlichkeit giebt es nicht viel zu verschlingen, und wenn Kassiodor, der Privatsekretär des Königs Theodorich, in Rom zwei gleich zahlreiche Völker, nämlich Menschen und Statuen, gefunden hat, so hat jetzt die menschliche sowohl wie die künstlerische Population bedeutend abgenommen. Die Millionen Seelen, die der größten Stadt und dem größten Staat ihren Namen gegeben, sind dahin und haben in der öden Kampagna nur noch wenige Spuren ihrer einst so glänzenden Existenz zurückgelassen. Bis auf 170,000 zusammengeschmolzen, haben sie ein gleiches Schicksal mit den Statuen gehabt, obgleich diese im Verhältniß noch eines zäheren Lebens sich erfreuen und alljährlich

noch immer einige Helden aus dem Grabe auferstehen. Dahin sind die zwei Kapitole, das eine auf dem tarpejischen Felsen, das andere auf dem Quirinal, dahin sind die 80 großen vergoldeten Götterstatuen und die 66 aus Elfenbein, dahin sind die 1785 Erzstatuen der Kaiser und Feldherren, und von den 42 großen Reiterstatuen existirt gegenwärtig nur noch eine, die des Mark Aurel. Von solchem Glanze erzählt ein Führer durch Rom, eine Statistik, die der Kardinal Angelo Mai unter alten Handschriften aufgefunden. Damals im Jahre 540 war Alles noch im kolossalen Maßstab, selbst die Todten wetteiferten mit den Lebenden und 5000 öffentliche Begräbnißplätze bildeten fast wieder eine Stadt der Unterwelt, die sich bis nach dem Meere hin ausdehnte. Wie derselbe römische „Bädeker" berichtet, war der Luxus so groß, daß 2300 Parfümerie-Läden die feine Welt mit aromatischen Düften versorgten, und die Verbrechen, politische und gemeine, so häufig, daß 291 Gefängnisse mit knapper Noth ausreichten, und kaum den Bedarf befriedigten. — Von der kolossalen Vergnügungssucht zeugten die 31 Theater, die 11 Amphitheater, von denen die kleinsten doch noch 20,000 Menschen faßten. Wie bescheiden ist das heutige Rom in seinen Ansprüchen auf Genuß und Zerstreuung; selbst kleinere Städte, die in Norddeutschland Konzert- und Tanzfreuden so lieben, überflügeln bei weitem die einstige Gebieterin der Welten.

Rom hat zwar noch sechs Theater, aber sie sind den größten Theil des Jahres geschlossen. Die Vorstellungen beginnen nach dem Weihnachtsfest, dauern bis Aschermittwoch, fangen dann wieder nach Ostern an und hören auf mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit. In dieser kurzen Spanne Zeit werden dann gewöhnlich nur Zugstücke gegeben und das Publikum so lange mit einer Citrone gesättigt, bis sie vollständig ausgepreßt ist. Da für die Theater keine Staatsmittel verwendet werden, so fristen sie im Ganzen ein klägliches Dasein. Die geistlichen Behörden richten sich noch immer nach dem heiligen Chrisostomus, der diese Kunsttempel ohne Unterschied und ohne sich an die Intendanten zu kehren; „Gebäude des Teufels, Schauplätze der Unsittlichkeit und Katheder der Pest" nannte. Kein Geistlicher besucht diese Stätten, die Schiller als eine moralische Anstalt betrachtete, weder die höchsten Spitzen des Klerus, noch ihre untersten Satelliten, noch die zahlreichen Kandidaten und Collegienschüler; bei der großen Zahl geistlicher Würdenträger und solcher, die es werden wollen, geht daher eine bedeutende Einnahmequelle den Theatern verloren, und daß ein Komödiant einen Pfarrer lehren könne, wie der Schüler im Faust behauptet, ist gewiß in der Residenz der Propaganda eine Unmöglichkeit. Der Adel und die reiche Bourgeoisie dagegen, der „mezzo sito", wollen noch immer Stützen der dramatischen Kunst sein, und es

gehört, wie in allen italieniſchen Städten, zum guten Ton, eine Loge in der großen Oper während der ganzen Saiſon zu haben. Die Loge iſt zugleich Empfangszimmer für die Freunde der Familie, für die empfohlenen Fremden Geſellſchaftszimmer, das man nur in voller Tiolette im „abito da società“ betreten darf, und die Hausfreunde und Cicisbeen verfehlen nicht die lebhafte Converſation hier zu führen, die nur bei einer ausgezeichneten Leiſtung unterbrochen wird. So iſt es nur zu erklären, indem das Theater den verſchiedenſten Zwecken dient, daß der „Trovatore“ vielleicht 4 Wochen lang hinter einander gegeben wurde und die Logen von einem reichen Damenflor beſetzt waren, der gegen die ſchwarzen Fracks der Kavaliere im Hintergrunde, ſeine Farbenpracht noch glänzender leuchten ließ. —

Da in jedem Jahre eine neue Truppe engagirt wird, ſo ſind die Beziehungen zwiſchen Publikum und Darſteller nur ſehr loſe, und oft ſind kaum die Namen der Künſtler, ſo weit ſie nicht die Hauptrollen geben, bekannt. Die Eröffnung des „Apollo-Theaters“, des Opernhauſes, iſt daher ein bedeutendes Ereigniß, und der erſte Abend entſcheidet für die ganze Saiſon. Der Polizeidirektor, der die höchſte Inſtanz für alle Theater bildet, erſcheint dann in Amtstracht und ſendet in alle Logen des erſten und zweiten Ranges auf Koſten der Stadt ein „rinfresco“. Dieſe offizielle

Erfrischung besteht in Eis und Confitüren, das schwarz gekleidete Diener, mit Kandelabern in der einen Hand, in den Logen während des ersten Zwischenakts herumreichen. Der Proletarier im Parquet und in den nahe der Decke gelegenen Räumen erhält nichts, und die Plebejer betrachten mit Neid dieses letzte Vorrecht der Patrizier, das aus so süßen Naturalien besteht, und die Fabel des Menenius Agrippa von dem Magen und den Gliedern in einem eigenthümlichen modernen Licht erscheinen läßt. Der Parquetbesitzer, der 4 Paul zahlt, d. h. 16 Sgr., und noch einige Bajocchi für ein Lederkissen, um den zu tiefen Eindruck der Holzbänke zu lindern, muß sich mit dem Anblick der Schönen ersten Ranges, die ihre Gluthen durch Eis zu stillen suchen, begnügen, und für einen Lord Byron, der nach seinem eigenen Geständnisse nie Frauen essen sehen konnte, mußte ein solches Schauspiel des Zwischenaktes eine wahre Folter sein. So besteht das Theater am ersten Abend aus Parquet, Parterre, zwei Reihen gespeister und vier Reihen nüchterner Zuschauer. Aber welche Nüchternheit offenbart ein italienisches Publikum? Aus den engen Käfigen der Logen, die rechtwinklig übereinander gebaut, und nur spärlich mit Oel beleuchtet sind, erschallt gleich nach der ersten Arie der Primadonna eine wahre Salve, eine Beifallskanonade; die Plebejer im Parterre, die die höchste Kraft der Fäuste besitzen, suchen die vornehmen Klassen noch zu über-

flügeln, so daß Signora Dijuli erst nach langer Pause, nachdem der Lärm sich gelegt, wieder singen konnte. Aber nun trat auch eine Stille ein, in der eine fallende Nadel gehört wurde und der Enthusiasmus zeigte sich nur in stillen Verzückungen und schweigenden Gesten. Eine Sängerin, die eines so andächtigen Publikums sich erfreut und den Römern im Theater, dem einzigen Ort, wo sie sich noch Luft machen können, ein momentanes Schweigen auferlegt, muß schon ausgezeichnet sein, und selbst einige rigoristische deutsche Freunde, die in Italien Alles ebenso enthusiastisch rühmen, wie sie seine Opernmusik verdammen, stimmten mit dem allgemeinen Urtheile überein. Signora Dijuli entbehrt dabei, außer einer imposanten Gestalt, hervorstechender Reize, und sie mußte zu dem Mythus eines wechselvollen Lebens und einer hohen Geburt ihre Zuflucht nehmen. Seitdem der berühmte Tenorist Mario ein Graf, die Pikkolomini eine Gräfin ist, sind die italienischen Künstler mit dem Adel der Seele nicht mehr zufrieden und bemühen sich, ihre frischen Lorbeern womöglich auf einem ganz alten Stammbaum wachsen zu lassen. — Wer es weiß, daß bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Rom nie Damen die Bretter betraten, sondern alle Rollen in den Händen von Männern waren, die eigens dazu gebildet wurden und durch künstliche Mittel einen hohen, unmännlichen Sopran bekamen, und jetzt Marquisen und Comtessen auf der

Bühne erblickt, der sieht ein, daß die Frauen auch hier, wo man ihnen im Hause viel Freiheiten, aber außer dem Hause nur wenige gestattet, ein bedeutendes Terrain der Selbstständigkeit gewonnen haben. Ist doch die Französin darin von der Italienerin so unterschieden, daß jene sich stets einen unabhängigen Wirkungskreis schafft, und alle möglichen Aemter von der dame du comptoir bis zum Bahnwärter bekleidet, während diese am liebsten in ihren vier Wänden bleibt oder spazierenfährt, selbst häusliche Pflichten dem Mann überträgt, und eine geregelte Thätigkeit noch weniger liebt, als ihr Herr Gemahl. Allmälig schwindet aber auch in Italien das goldene Zeitalter der Frauen, sie müssen ebenso im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, sie hören auf, das schwache Geschlecht zu sein, und die Bühne wird den Beruf haben, den Uebergang von der schönen Kunst zu der mehr prosaischen Arbeit zu machen.

Doch um auf unsern Trovatore zurückzukommen, so war hier Licht und Schatten, Himmel und Hölle gleich am ersten Abend vereinigt. Der unglückliche Troubadour Signor Negrini, der eine wohlklingende, wenn auch nach italienischen Begriffen nur schwache Stimme besitzt, hatte außer diesem Naturfehler noch das Unglück, einen Kunstfehler zu machen. Ein falscher Einsatz und der Sänger ist für die ganze Saison vernichtet. So ging es dem Troubadour. Der falsche

Einsatz verfolgte ihn, so bald er sich blicken ließ, wie ein Gespenst der Rache heftete er sich an seine Fersen und schien wie ein schwarzer Schatten ihn zu umgeben. Das Gespenst wartete immer auf die Zischlaute des Publikums und es erging dem Sänger wie dem Zauberlehrling, der die bösen Geister nicht mehr bannen konnte. — Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! Die Römer sind im Theater die grausamsten Wesen. Entweder ein Heiligenschein oder eine öffentliche Steinigung, tertium non datur. Gleich ihren Vorfahren im Circus, die unglückliche Barbaren von wilden Thieren zerfleischen ließen, können sie einen Sänger zu Tode martern selbst wenn er bereut und sich bessert. Während die Söhne der Wölfin sonst für alle Schandthaten gleich ein milderndes Wort bei der Hand haben, und selbst den Mörder nur wie einen irrenden Bruder betrachten, ist auf der Bühne jeder Fehler noch mehr als ein Verbrechen. In der Kapelle der Kirche St. Onofrio sieht man das Monument des Odendichters Alexander Guidi von Pavia, der einen Umsturz in den Gesetzen der Metrik versuchte und 1712 an den Folgen eines Druckfehlers starb; ein solcher einmaliger Druckfehler in der Kehle kann hier ähnliche tragische Resultate herbeiführen, und wie ein falscher Satz den Dichter tödtete, so der falsche Einsatz den Künstler. Ardinghello sagt, die Italiener kennen die Regeln des Gesanges so genau,

wie die Preußen das Marſchiren, und wehe dem, der ſie übertritt!

Auf der anderen Seite iſt aber der Enthuſiasmus eben ſo rauſchend und alle Mittel, Klatſchen, Klopfen, Schreien, ſtehen ihm zu Gebote. Wenn eine bewunderte Arie ſich zu Ende neigt, hört man Enthuſiaſten, die plötzlich die allgemeine Stille durch die ſonderbarſten Töne wie durch ein Katzengeſchrei unterbrechen. Aber das iſt keine Katzenmuſik, es iſt nur die Aufforderung zum bravo und bravissimo, das jetzt wie ein Sturm losbricht und vom Parquet bis in die höchſten Ränge das Haus erbeben macht. Dieſe leidenſchaftliche Begeiſterung führt es mit ſich, daß die Italiener ſich ſo ziemlich von der Tyrannei einer Claque frei erhalten haben. Im Theater laſſen ſie ſich nicht beherrſchen und werfen muthig das Joch ab. Der Künſtler aber, der zum Siege gelangen will, ſcheut kein Mittel und dient den Launen des Publikums. Er läßt das Fortiſſimo anſchwellen bis der Saal erzittert und der Kronleuchter zu wanken anfängt, er wirft beim Abgange die Töne wie platzende Raketen in das Publikum, läßt den Oberkörper wie ſeine Stimme beben und vibriren, bis endlich der Wolkenbruch des Beifalls die Tonwellen überbrauſt, und ſämmtliche Hände und Kehlen der Anweſenden, kurzum alle Werkzeuge, womit der Menſch ſeinen Jubel ausdrücken und Lärm ſchlagen kann, in die ſtürmiſchſte Bewegung geſetzt werden.

Die Theaterpolizei hat in Rom noch nicht ſolche Fortſchritte gemacht, daß ſie neben jeden Mimen einen ſchützenden Konſtabler ſtellt, der in dem Parterre jede Stimme des Mißfallens durch Drohungen und Exmiſſion zum Schweigen bringt. Lob und Tadel können ſich hier nach Belieben Luft machen, und Kunſt und Polizei ſind getrennte Elemente. Indem kein Theater eine ſtehende Truppe hat und päpſtliche Bühnenſänger und Schauſpieler nicht exiſtiren, ſuchen die Künſtler ihre Stütze im Publikum und nicht in der Verwaltung; da der Kontrakt nur kurz iſt wie die Saiſon, ſo müſſen ſie in der kürzeſten Zeit die Kränze des Ruhmes zu gewinnen ſuchen, und von „eingetretenen Hinderniſſen" iſt nie die Rede. Ein Künſtler aber, der faſt alle zwei Monate ſein Publikum wechſelt, wird hauptſächlich ſeine Paradepferde reiten, durch welche er die große Menge zu gewinnen ſucht; deshalb haben die italieniſchen Sänger ſo viel Manieren und haſchen ſo nach Effekten; die Komponiſten arbeiten ihnen dabei in die Hände und der Himmel der Kunſt iſt hier nicht von der reinen Sonne beleuchtet, ſondern ſchillert in den bunteſten Regenbogenfarben, welche augenblicklich blenden und hinreißen. Wären die Stimmen nicht ſo ſchön und ſilberrein, was ſie ihrem ſilberreinen Himmel verdanken, ſo könnte der Fremde ſich ſchwer ausſöhnen, weder mit dieſer Art, die Kunſt zu üben, noch ſie zu genießen. Denn auch der Genuß iſt hier eigen-

thümlich und zerstückelt das Kunstwerk; die Aufmerksamkeit wendet sich nur den ausgezeichneten Sängern und auch bei diesen nur den effektvollsten Stellen zu, während sonst die Konversation, die nie ermüdet, ruhig weiter gesponnen wird, und wie ein murmelnder, geschwätziger Bach die Musik begleitet.

Im Teatro Apollo, im Operntheater, das noch das eleganteste ist, wenn es auch nach unsern Begriffen sehr einfach dekorirt und schmutzig ist, finden auch während der Zeit des Karnevals die Maskenbälle oder vielmehr die kostümirten Bälle statt, da Masken seit der Revolution nur geduldet und von den Sbirren sehr überwacht werden. Bühne und Parterre werden dann vereinigt und in dem weiten Raum ergehen sich neben dem schwarzen Frack und der Balldame, neben den Pierrots, Pantalons und Kolombinen die Kampagnolen in ihren bunten malerischen Trachten; bei den Damen ist die Tracht der Albanerinnen mit dem rothen silbergestickten Mieder und dem viereckig gefalteten Kopftuche die beliebteste, während die Männer irgend einen Sohn der Gebirge in grüner Jacke mit spitzem Kalabreser darstellen. Der Nordländer muß sich bis nach dem Süden versteigen, wenn er ein malerisches Kostüm anlegen will, der Römer geht nur vor die Thore oder jenseits der Tiber nach Travestere, wo noch immer die nationale ländliche Tracht zu finden ist. Seitdem die Masken auf diesem sogenannten

„Festino" streng beaufsichtigt werden und jeder beim Eintritt an der Thür auf Verlangen sich demaskiren muß, hat die Intrigue hier nur einen kleinen Spielraum. Es ist mehr ein Paradiren und Kokettiren, da der Reiz des Geheimnisses verloren geht, und noch schneller als im Don Juan ist der maskirte Ritter entlarvt. Der Schluß des Balls um 2 Uhr giebt noch eine interessante Scene. An der Wand im Hintergrund der Bühne stellt sich eine Reihe Soldaten auf und fegt auf Kommando die ganze Gesellschaft aus wie mit einem breiten Besen.

Das sind die glänzendsten Abende im Apollotheater: die Eröffnung, eine neue Oper, ein neues Ballet und der Festino. Das Ballet ist natürlich nicht so glänzend ausgestattet wie das Berliner; dagegen sind die Leistungen, was die Pantomime betrifft, ganz vorzüglich und bestehen nicht nur in jenem stereotypen nichtssagenden Lächeln, das unsre Koryphäen für den höchsten Zauber der Anmuth halten. Zwar unterscheidet sich durch das Lachen der Mensch vom Thier, aber wer an diesen Unterschied stets erinnert, der muß fürchten, daß das übrige Publikum ihn leicht vergessen kann. In Rom werden fünfaktige Dramen als Ballets aufgeführt; da überhaupt die Gesten die zweite Sprache des Italieners sind, so sind sie weit gewandter im mimischen Ausdruck. Wir sahen ein Ballet il giuocatore, der Spieler, in dem alle bösen Folgen der Spiel-

wuth dargestellt wurden: ein Familienkreis lieferte den rührenden Hintergrund, während Ball-, Gesellschafts- und Spielscenen mit entsprechenden Tänzen dem Balletmeister und seinen Zöglingen reiche Gelegenheit gaben, ihr Talent zu entfalten. Langweilige Solotänze mit telegraphischen Gliederverrenkungen, halb Wegweiser, halb Galgen, kamen gar nicht vor; dagegen waren die Ensembletänze eben so einfach wie originell erfunden, und ein Tanz unter Sonnenschirmen erregte den lautesten Beifall.

Die Oper wird jetzt in ganz Italien von Verdi versorgt, während die Sterne Bellini's und Donizetti's schon ziemlich zu erbleichen anfangen. Es giebt zwar eine Unmasse von Komponisten namentlich kleinerer Opern, aber ihr Name gelangt kaum über die Grenzen ihrer Vaterstadt hinaus. Dagegen herrscht Verdi von Venedig bis nach Palermo, während Meyerbeer noch wenig bekannt ist, und jetzt nach wie vor die Dichter aller Nationen in Musik. Schiller, Victor Hugo, Shakspeare, Kotzebue, Dumas, alle werden gesungen. Louise Miller singt und trinkt ihre Limonade, Macbeth singt und mordet, Attila schlachtet unter süßen Walzerklängen, und die Dame mit der Kamelie beschleunigt ihre Schwindsucht, indem sie trotz des Hustens lange Arien flötet. Die Dame mit der Kamelie ist von Verdi als „la Traviata" die Verführte, zu dreiaktiger Oper gemacht worden. In Rom fand die Censur dieses

Thema doch zu bedenklich und sie machte aus der Gefallenen eine „Violetta“, ein unschuldiges Veilchen. Wie die Sittenpolizei überhaupt mit Opern umspringt, ist sehr ergötzlich. Die Auber'sche Stumme von Portizi ist natürlich verboten und nicht einmal in der Bearbeitung erlaubt, wie sie in Petersburg als „der Bandit von Palermo“ aufgeführt wird; die Norma (la foresta di Irmensul) wird aufgeführt, aber da sie immer eine Priesterin, wenn auch nur eine heidnische, ist sie zur Unfruchtbarkeit verdammt. Sie darf durchaus keine Kinder haben, wenigstens sie nicht öffentlich im zweiten Akt dem versammelten Publikum zeigen; sie hat mit dem römischen Obrist Sever nur ein anständiges Verhältniß ohne weitere illegitime Muttergefühle. Aus der sizilianischen Vesper von Verdi ist, wenn wir nicht irren, ein deutscher Ritter „Gottfried von Wildungen“ geworden, und die Vesper badet sich hier nicht in Blut, sondern wie alltäglich in Milch und Kaffee. Die Verdi'sche Musik hat das Gute, daß sie, wie mancher konstitutionelle Minister, über den Parteien steht und in alle Formen sich schickt, so daß sie, wie Wollust und Grausamkeit nahe verwandt sind, auch selbst für Mord oder Idylle so ziemlich dieselbe musikalische Sprache hat. Verdi hält den Text nur für das äußere Kleid der Musik und er kann daher die Kleider beliebig wechseln; er macht aus einem gelben Glaceehandschuh einen Ritterhandschuh und aus einer Krinoline eine Jungfrau von Orleans.

Außer der großen Oper existiren noch 5 Theater: Argentina für das Trauerspiel und Schauspiel, das Theater della Valle für das Lustspiel, Konversationsstück und Operetten, das Theater Metastasio, wo die Ristori im feineren Lustspiel ihre ersten Triumphe feierte, endlich das Theater Kapranika und Teatro nuovo, wo niedere Possen und Farcen das Volk vergnügen und an die alten komischen Masken der Italiener erinnern. Um berühmt zu werden, mußte die Ristori erst nach Frankreich gehen; von Rom aus läßt sich selbst auf der Bühne die Weltherrschaft nicht mehr erringen. Die Bühne nährt sich in Rom auch größtentheils von Französischen Stücken und auch an der Tiber hat Charlotte Birch ihre Kommanditen, die das Geschäft des Zuschneidens nach der Elle besorgen.

Die Eintrittspreise sind in diesen Theatern im Ganzen um die Hälfte niedriger, als in der Oper. Ein Parquetplatz für das Schauspiel kostet nur 2 Paul ungefähr 8 Sgr., und nach diesem Verhältniß richten sich die übrigen Plätze. In den Volkstheatern, die in ihren Ankündigungen den Mund am vollsten nehmen, und Ritter und Räuber aus allen Zeitaltern agiren lassen, wird nur eine kleine Scheidemünze auf dem Altar der Kunst niedergelegt. Einer der populärsten Helden ist Friedrich der Große, der oft wie ein deus ex machina erscheint, mit seiner Schnupftabacksdose droht, und schon allein durch diese Drohung die

Feinde, die Vertreter des bösen Prinzips in die Flucht schlägt. Daß Friedrich der Große die Oesterreicher, die „Austriaci“ in vielen Schlachten besiegte, haben die heutigen Römer noch nicht vergessen, und trotz des deutschen Bundes gilt jeder Prussiano als der entschiedenste Gegner aller königlich-kaiserlichen Bestrebungen. Das Volksbewußtsein hat den nordischen Helden verklärt, und der alte Fritz ist fast schon ein Mythus geworden, der alles Gute, Edle und Ritterliche in dieser charakteristischen Erscheinung zusammenfaßt. Ganze Scenen aus seinem Leben werden dargestellt, seine Kämpfe mit seinem strengen Vater, Scenen, die insofern höchst ergötzlich sind, als mit den Kostümen und mit den Namen gleich willkürlich umgesprungen wird, aber der junge Kronprinz zeigt schon im Ertragen seiner harten Schicksale seine stoische Festigkeit und seinen kecken Humor, und der „Sergeant“ Friedrich schüttelt seine Leiden so muthig ab, wie der Löwe Thautropfen aus seiner Mähne. Das haben sich die Päpste gewiß nicht träumen lassen, daß einst an der Tiber der protestantische, der ketzerische Regent so gefeiert würde und wie ein guter Genius mit dem Heiligenscheine geschmückt. In starrsinniger Verblendung haben sie erst seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., als König anerkannt, und jetzt ist der Markgraf von Brandenburg bei weitem populärer geworden, als die ganze Reihe heiliger Väter, welche nicht müde werden, den

Kreuzzug gegen Preußen zu predigen und es nicht verschmerzen konnten, daß die Geburt des preußischen Staates der Tod des Mittelalters und das Ende ihrer Macht ist.

In diesen Theatern hat man Gelegenheit, die geistige und körperliche Gewandtheit der Italiener zu bewundern. Die Gymnastik ihrer Zunge ist eben so bedeutend wie die ihrer andern Glieder, und der komische „dottore“ aus Bologna stellt Kuren mit seinen Patienten an, wie die Aerzte in Siam, die den Kranken mit Füßen treten, um den Sitz des Uebels, wie sie sagen, zu erweichen. Hammer oder Ambos ist oft die Losung. Wer nicht Prügel austheilt, der erhält sie, und nur die jugendliche Geliebte ist unter Larven die einzig fühlende Brust. Ihr bleicher feiner Teint bildet einen schönen Kontrast zu der aufgedunsenen Fleischmasse, die ihren Onkel oder Vormund repräsentirt, der sie wie ein Schatten verfolgt und seine rothe blüthenreiche Nase in jedes Briefchen hineinsteckt. Wie durch alle Taue der englischen Marine ein rother Faden sich hindurchzieht, so begegnet uns diese rothe Nase des lüsternen Alten in allen Possen, wo die Schicksalsschläge und die Stockschläge gleich erheiternd wirken. Das Publikum in diesen Theatern ist zwar äußerlich nicht so elegant, wie das der Oper, und in den Rängen ist weder der Duft noch die Pracht eines Blumenflors, doch ist das Betragen der niederen Klassen so

fein und rücksichtsvoll, daß trotz mancher derben Bühnenspäße nie die Sitte verletzt wird oder gar eine Rohheit vorfällt. In Rom wie in ganz Italien macht nicht der Stand noch das Kleid den Mann; dem Gesetze der Höflichkeit und der guten Sitte unterwerfen sich Alle und sie finden in diesen ungeschmiedeten Ketten kein drückendes Joch. Wenn Liebig sagt, daß der Verbrauch von Seife den Kulturzustand eines Volkes bestimme, so gilt dieses ausnahmsweise nicht bei dem Volke, dessen Ahnen noch immer unsre geistigen Vorbilder sind. Hier sieht man oft die zottigsten Bären, die mit sehr wenig Seife dennoch in Bewegung und Manieren die feinsten Gentlemens sind. Das macht eine Kultur, die Jahrtausende alt ist. Als Herrn Liebig's Ahnen noch auf der Bärenhaut lagen, da blühte Kunst und Wissenschaft und beide gingen unter, um zum zweiten Mal hier wieder aufzublühen! So wenig wie der Italiener in der Sitte einen konventionellen Zwang sieht, weil Inneres und Aeußeres, Leib und Seele bei ihm nicht so getrennt sind, wie beim Nordländer, und die nie fehlende Geste gleich seine Gedanken verleiblicht, so wenig ist er fähig, aus sich selbst eine Maschine zu machen. Aus Menschen Maschinen zu machen und sie täglich wie Uhren aufzuziehen, sie zu einem bestimmten Fache zu dressiren, versteht man im Norden meisterlich; in Rom vermögen das nur die Jesuiten, aber noch besser als diese sind

im umgekehrten Prozeß, aus Maſchinen Menſchen zu machen, die Marionettentheater erfahren. Die Marionetten ſind hier zu einer Vollendung gelangt, daß ſie vielen unſrer hölzernen Schauſpieler als Muſter dienen könnten. Ja ſie wiſſen Alles, was hinter ihrem Rücken geſagt wird, und ſprechen es aus, nicht als ob ſie es nur gehört hätten, nein, als hätten ſie es tief empfunden. Da iſt keine unpaſſende Geberde, kein unrichtiges Drehen oder Wenden des Kopfes, keine böſe Angewohnheit; ja die lebensgroßen Künſtler des Teatro Emliani verſtehen ſogar die Euthanaſie, die Kunſt, ſchön zu ſterben, faſt beſſer als unſre tragiſchen Anſtandsdamen, die ſeit der Erfindung der Krinoline durch irdiſche Banden feſtgehalten, nicht mehr äſthetiſch ſchön ſterben können. — Gleich dem elektriſchen Telegraphen iſt hier der Draht beſeelt, und der Gedanke ſprüht wie der Blitz aus den wohlgeformten Organen.

Die Römer ſind ein ebenſo dankbares wie empfängliches Publikum. Sie wollen im Theater mehr ſich amüſiren als kritiſiren. Das credo quia absurdum iſt in den luſtigſten Schwänken ihr Glaubensbekenntniß und das Lachen hilft ihnen über manche Unwahrſcheinlichkeit fort. Nur im Geſange ſind ſie ſehr ſtrenge Richter und laſſen ſich ſelbſt durch die wirkſamſte dramatiſche Aktion nie beſtechen und über den Mangel der Stimme täuſchen. Dagegen ſind ſie in Bezug auf äußere Vorzüge bei weitem nachſichtiger, als ein deut-

ſches Publikum, und alternde Liebhaberinnen, ſobald ſie nur in Bewegung und Organ noch die jugendliche Geſchmeidigkeit haben, bleiben ihr Leben lang ihrer Liebe und ihrem Rollenfache treu. Auch iſt es den Römern wie den Pariſern höchſt gleichgültig, ob eine Liebhaberin in der Wirklichkeit ſchon gewählt, ob ſie ſchon verheirathet iſt oder nicht, worauf doch unſere Intendanten bei ihren langathmigen Kunſtverſicherungskontrakten ein bedeutendes Gewicht legen und oft beſondere Klauſeln darüber ſtipuliren. Im Gegentheil eine verheirathete Unſchuld erſcheint ihnen ſchöner und intereſſanter als eine Kollegin der drei Grazien, die bekanntlich alle drei ſitzen geblieben ſind. Auf den Zetteln ſind alle Damen nur mit „Signora“, Frau, bezeichnet, wogegen „Signorina“, Fräulein, hier gar nicht in Anwendung kommt. In Italien wie in Frankreich hat erſt die verheirathete Frau eine Wahl, während ſie der Jungfrau in den ſeltenſten Fällen geſtattet iſt. Heine ſagt einmal: „Wir Deutſche, wie unſere germaniſchen Nachbarn, wir huldigen immer nur mit unſrer Liebe unverheiratheten Mädchen und nur dieſe beſingen unſre Poeten; bei den Franzoſen dagegen iſt nur die verheirathete Frau Gegenſtand der Liebe, im Leben wie in der Kunſt.“

Das Theater iſt noch der einzige Ort, wo dem Römer wenigſtens ein Schatten von geiſtiger Anregung gegeben wird, ſo ſehr auch die Cenſur dieſe geiſtige

Quelle deſtillirt. Das Theater muß hier die mangelnde Preſſe, die Schule, das Volksbuch, das öffentliche Leben erſetzen. Hier giebt es noch eine andere Welt außer der der Prieſter; das Reich der Fabel läßt immer einige Streiflichter auch jenſeits der Kouliſſen fallen, und da die erdichtete Welt nie ganz mit den ewigen Prinzipien des Rechts und der Wahrheit brechen kann, ſo fängt die Gerichtsbarkeit der Bühne da an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt. Iſt die Preſſe der Mund und das Ohr des Volkes, wie ſehr iſt das Volk zu beklagen, dem dieſes zwiefache Organ gelähmt iſt? Wo es auf allen andern Gebieten nichts zu hören giebt, da muß die Muſik, die in eine Luftſchwingung eine ganze Seele zu legen vermag, eine höhere unumſchränkte Macht haben als anderswo. Die Italiener, die an ſich ein ſo empfängliches Naturell und ſo reizbare Nerven haben, hören daher weit mehr aus ihren Melodien heraus als andere Völker, und wo wir oft nur die ſentimentalen Klänge eines Liebesliedes zu vernehmen glauben, da werden ſie elegiſch geſtimmt, und eine Erinnerung an vergangene Größe, an verlorenes Glück macht ſie ſo weich und ſchwermüthig, daß ſie ſich in Schmerzen verzehren würden, wenn nicht immer wieder der wolkenloſe Himmel und die ſchöne Mondnacht ſelbſt die Wolke von ihrer Stirn vertriebe, und dieſelbe Hand, die ſich vor Zorn ballte, bald wieder dem glücklichſten Händedruck ſich hingäbe.

Alfieri sagt: „Wir sind Sklaven, aber solche, die mit den Zähnen knirschen, nur die schöne Natur mildert unsre Leiden.“ Aber hätte der Dichter nicht auch die Musik, diese einzige Muse, die aus Italien nicht gewaltsam verbannt ist, als lindernden Balsam preisen sollen? Auch das gesungene Lied befreit und erhebt die Brust und der Gesang zündet mehr als das Wort. Sieht man die Menge so warm und begeistert, so von Enthusiasmus trunken, wie das italienische Volk bei italienischer Musik, dann möchte man trotz des Verfalls der Kunst mit dem alten Plutarch übereinstimmen, wenn er in seinem Buche über die Musik die Macht der Bühne und der Töne wie eine Brücke zwischen Himmel und Erde preist. Und dieser alte Philosoph und Historiker, der unter dem besten der Kaiser, unter Trajan, längere Zeit in Rom lebte, er behauptet, Theater und Theos, Theater und Gott, sind verwandte Wörter und verwandte Begriffe. Ja, wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, werden die Götter der Poesie, die in Tönen und Farben reden und selbst dem Steine ein verklärtes Leben einhauchen, die tröstenden Orakel seiner Leiden!

VIII.

Rom und Berlin.

Ein Ehemann sagte zu seiner eifersüchtigen Frau, die ihm so eben eine Gardinenpredigt gehalten: „Liebes Kind, man kann das Schöne nur durch Vergleichung schätzen lernen.“ Mag dieses Wort auf alle Lebens- und Schönheitsverhältnisse anwendbar sein, auf dem römischen Boden hat dieser ästhetische Ausspruch keine Geltung: mögen seine Bewohner noch so eifersüchtig sein, Rom hat seine städtischen Schwestern nicht zu fürchten. Rom, dessen Reize nach der Anciennität zählen, hat doch zu Liebhabern die frischesten Geister, Rom ist Residenzstadt, Kunststadt, Winterquartier der Aristokratie, wie ein moderner Badeort, und doch Alles in eigenthümlicher Form; es ist Ruine, in der Verwesung begriffen nur durch künstliche Stützen getragen, und doch ein schweres Gewicht in der Schale der Politik; es ist dem Tode verfallen und liefert doch täglich neue Schätze zu Tage, und die Tiber, so leicht sie ist, ist dennoch der reichste Strom und ihr Bett ist mit

Götterbildern gepflastert. Alles, was andere Städte heut zu Tage mühsam schaffen: Paläste, Monumente, Denkmale, Wasserleitungen, Springbrunnen, das besitzt Rom in Fülle und noch geschmückt mit dem verschönernden Roste der Jahrtausende; Titanen haben seine Theater errichtet, seine Tempel, seine Säulen und Triumphbogen, und sehen mit Verachtung auf die Pygmäen der Gegenwart herab, welche nicht begreifen können, wie man vor Jahrtausenden riesige Quadern bis in die Wolken aufthürmen konnte.

Alfred Reumont hat in den „Briefen eines Florentiners" eine geistvolle Paralelle zwischen Rom und Konstantinopel gezogen. Die Lage beider auf sieben Hügeln, die Architektur der zahlreichen Moscheen und Kirchen, endlich die Geschichte der beiden weltbeherrschenden Kapitale geben ihm zu manigfachen Vergleichen und Bezügen Veranlassung. Das Alter, die historische Bedeutung, die Theokratie, wirft hier ähnliche Reflexe, und der Mönch und der Derwisch gehen nicht weit auseinander. Was soll aber der Bewohner der jüngsten Königsstadt sagen, wenn er in die ewige Stadt eintritt? Ist nicht die älteste Welt für ihn eine ganze neue, und wo ist die Brücke, die die Tiber mit der Spree verbindet? Wo sind die Berührungspunkte zwischen dem Jüngling und dem Greis, dem Berliner und dem Römer? In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden, sagte der Philosoph auf dem preu-

ßischen Thron, während die Päpste die Vernichtung der Ketzer verlangen. Und doch hatte der große Friedrich, der gewiß nicht Romantiker genannt werden kann, eine schwärmerische Sehnsucht und rief aus: „Ich gebe gern eine meiner Rippen darum, wenn ich nur einmal auf der Via Appia reiten könnte.“ Den Deutschen lag wie in ihren Kaisern immer der Römerzug am Herzen und noch jetzt machen Deutsche, und namentlich aus den nördlichen Theilen, ein Hauptcontingent der römischen Fremden aus. „Prussiano“ ist ein in Rom beliebter Name und das Fest der deutschen Künstler heißt der deutsche Karneval, das einzige Volksfest in Rom, das von Fremden veranstaltet wird. Man huldigt überhaupt nirgends so sehr dem Ketzer wie in Rom; die Macht des Katholizismus erscheint an seiner Quelle nur klein, der Strom wächst erst, je weiter er sich ausbreitet: mit der Entfernung der Leiber nimmt die Andacht der Seelen zu, während an der Tiber, wo man die Maschinerie in der Nähe sieht, die Illusionen so leicht schwinden. Marforio, eine komische Figur aus dem Volke, ein Kollege von Müller und Schulze, sagt zu seinem Freunde Pasquino: Ich gehe nach der Sixtinischen Kapelle, um die Musik zu hören. „Du gehst vergebens“ warnt Pasquino, „die Schweizer und die päpstlichen Kavaliere werden dich stoßen und dich nicht hineinlassen.“ „O fürchte nichts mein Freund,“ ich bin gestern ein Ketzer geworden.“ Und Thakeray ruft in

seinen „Newcomes" triumphirend aus: „Die alte Stadt der Cäsaren, die prächtige Residenz der Päpste ist mit allem ihrem Glanz und Ceremonien für das Vergnügen der Engländer eingerichtet. Wir gehen so unbefangen zum Hochamt nach St. Peter, wie wir das Feuerwerk in Vauxhall besuchen." Rom ist die toleranteste Stadt gegen fremde Gäste, und der Fremde kann hier ebenso nach seiner Façon selig werden, wie einst der Preuße.

Wo ist aber sonst eine Aehnlichkeit außer der beliebigen Vorbereitung zur Seligkeit? Das klassische Land der Schulen und Kasernen und das Land der geistlichen Exerzitien und Klöster sind nicht diametral entgegengesetzt? Die Stadt des Wissens und die Stadt des Glaubens, die Stadt der Intelligenz und die Stadt der Autorität, die Stadt des dolce far niente und der Bettler, die Stadt der Industrie und des Schwindels, sind sie nicht so verschieden, wie der dunkelblaue durchsichtige Himmel, in dem Rom sich spiegelt, und die graue Sackleinwand, die über unsere Fluren ausgespannt ist? Und doch ist Berlin regelmäßig schön gebaut, nach den Regeln der Symmetrie, hat schnurgerade Straßen wie ein Grenadier-Regiment, so daß kein Haus um einen Zoll hervorragen darf, während Rom an vielen Stellen einem elenden Landstädtchen gleicht, dessen enge Gassen aus den dürftigsten Hütten bestehen, die oft wie ein Schwalbennest an alten Ruinen

nur angeklebt ist. Dazu der Mangel an Reinlichkeit, der an jeder Ecke aufgehäufte Unrath, die Leibwäsche, welche an den Fenstern getrocknet wird, ist das nicht die höchste Anarchie für einen polizeilich gut geschulten Berliner?

Man denke sich einen Franziskaner, der in seiner braunen Kutte mit tellerförmig geschorenem Haupte, nicht nur vom Hemdkragen, sondern selbst vom Hemde emanzipirt, Sandalen an den Füßen, auf der Berliner Promenade unter den Linden spazieren geht. Wie wenig paßt er zu den aufgeputzten Häusern, Menschen und Läden, während er in Rom zu den Ruinen zu gehören scheint und wie eine malerische Staffage ihren Reiz erhöht. Ein Kleinstädter kann aus Paris, London, Wien nach seiner Heimath als Geck zurückkehren, er kann die Sitten und Moden dieser Ton angebenden Städte kopiren wollen, und in seiner äußern Erscheinung sie treu wiedergeben, an Roms Größe scheitert aber sein Nachahmungstalent. Hier ist noch so viel Ursprünglichkeit vorhanden, daß wir einen großen Theil unserer anerzogenen Formen über Bord werfen müssen, wenn wir den Römer kopiren wollen. Erscheint der Römer auch kriechend dem Fremden gegenüber, so ist dies doch nicht seine wahre Gesinnung, er betrachtet den Fremden nur wie eine Citrone, die er auspreßt und unbeachtet liegen läßt, wenn er seinen Durst gesättigt. Jene Lakaiendemuth, welche vor der

Ariſtokratie der Geburt oder des Geldes ſich unwillkürlich beugt, liegt durchaus nicht in ſeiner Natur, noch wird ſie ihm angelernt; zwiſchen Herrn und Diener iſt das Verhältniß ein ganz humanes, und ſelbſt in den Geſichtszügen iſt den niedern Klaſſen der Stempel der Unterwürfigkeit nicht aufgedrückt. Rom hat wohl eine unterſte Klaſſe, aber keinen Pöbel. Was wir patriarchaliſche Gefühle nennen, Liebe und Treue, die durch Geſchlechter ſich fortpflanzt und die gewöhnlich der alte greiſe Diener auf dem Theater repräſentirt, der dem Hauſe noch mehr anhängt als der Perſon, davon weiß der Römer nichts. Für ihn iſt das ſchützende Haus keine Nothwendigkeit, er iſt nicht obdachlos, ſelbſt wenn er kein Obdach hat und der glückliche Himmelsſtrich ſchenkt ihm ſo vieles, um was der Nordländer erſt dienen und kämpfen muß. Der Römer iſt der letzte Repräſentant des Diogenes, des Weiſen in der Tonne, und dieſer Menſchenkenner würde trotz der mangelhaften Beleuchtung der ewigen Stadt an der Tiber mehr Menſchen finden, als an der Spree, wo nur der gefüllten Tonne die allgemeine Verehrung gezollt wird. Ja, man kann, ohne paradox zu ſein, behaupten, daß man ſich in London, wo die Geiſter aufeinander platzen, nicht ſo frei fühlt als in Rom, wo ſie geknechtet ſind. Das Jagen nach dem Erwerb, der Luxus, die fieberhafte Konkurrenz, die Angſtarbeit, dieſe Errungenſchaften der Kultur, die den Menſchen

den Genuß ſo ſchwer erkaufen laſſen, ſind dem einfachen Römer noch unbekannt, er zieht es vor, lieber in der Gegenwart als in der Zukunft zu genießen, und das Sparen iſt ihm in der Seele zuwider. Er betet weit mehr die antiken Götter des Frohſinns an, als das goldene Kalb, und die Warnung, die in der Fabel des Midas liegt, berückſichtigt er in einem Jahrhundert, das ſie vergeſſen hat. Beim Römer iſt Leib und Seele nicht ſo getrennt wie bei dem Nordländer. Die beiden Faktoren ſind im Gleichgewicht der Schönheit und die Fauſtſage findet hier keinen Boden. Göthe dichtete den Fauſt in Deutſchland, die Iphigenie in Italien.

Nichts Gemachtes, nichts Gekünſteltes, einfach und natürlich iſt das Weſen des Römers, auch bei den Frauen keine Spur von Prüderie, falſcher Empfindſamkeit und Geziertheit. Wie muß da der ewig negirende Berliner zurückſtehen! In Berlin giebt erſt der Titel und das Amt dem Menſchen ein Relief, der Staat drückt ihm einen Stempel auf, während in Rom ſelbſt der höchſte Würdenträger keine Amtsmiene zeigt und häufig ganz harmlos nur beim Vornamen titulirt wird. Man denke ſich einen Geheimen Rath, welcher Signore Auguſto, Herr Auguſt oder Herr Wilhelm genannt wird. Dieſe geſellſchaftliche Gleichheit geht ſogar ſo weit, daß ſelbſt der Verbrecher kaum eine Stufe niedriger ſinkt und keine ſtändiſche Gliederung hervorruft. Die Wache unterhält ſich ganz harmlos mit dem

Galeerensklaven, der ihrer Obhut anvertraut ist, und der Soldat wartet geduldig und ehrerbietig vor dem Laden, in dem der zur Arbeit geführte Sträfling sich Schnupftaback kauft. Das homo sum, nihil humani a me alienum sagt auch noch der heutige Römer. Der entartete Verbrecher ist noch nicht der Verstoßene, so wenig wie der Arme der Unglückliche ist, und Bandito heißt nichts als ein Verbannter. Der freiwillige Gehorsam, der sich selbst eine Schranke auferlegt, um einem gemeinsamen höheren Zweck zu dienen, die Ehrfurcht, der ritterliche Sinn, der aus sittlicher Pflicht in strenger Unterordnung seinen Beruf sieht, das war dem alten Römer so wenig beizubringen wie es gegenwärtig dem neuen ist. Die Päpste nannten Deutschland „terra obedientiae“, Deutschland, das die große Bresche der Reformation in die starren Formen des Katholizismus geschossen, und stellten den Italienern niemals ein so befriedigendes Zeugniß einer guten Gesinnung aus. Auch die Völker des Alterthums gehorchten nur gezwungen, sie kannten nur Freiheit oder Sklaverei, Herr oder Diener, wie selbst Aristoteles die Knechtschaft als die Grundlage der Freiheit für nothwendig hält; jene Freiheit, welche nur innerhalb eines genau bestimmten Kreises sich entfalten will, und in der Begrenzung sich bescheidet, die stolz auf das eigne Recht das Recht Anderer achtet, sie fand in der romanischen Race keinen fruchtbaren Boden.

Eine Schwärmerei für mittelalterliche, feudale Institutionen, für das Helldunkel der Romantik ist dem Italiener, der in der Natur nicht einmal das Zwielicht der Dämmerung erblickt, kaum mit Worten deutlich zu machen. Er liebt so sehr das volle, frische Leben, daß, wenn das Christenthum die Religion des Opfers und der Demuth ist, sein Christenthum auf schwachen Füßen ist. In Rom, am Sitze des Stellvertreters Christi, wie selten ist da ein Christusbild zu finden! Wo man nur hinblickt in jedes offen stehende Haus, in jedem Laden, in der unscheinbarsten Kapelle immer nur die Madonna mit dem Kinde: nirgends der Märtyrer Christus, der an dem Kreuze blutet. Für die Leiden Christi hat der Römer keinen empfänglichen Sinn, der poetische Madonnenkultus, die himmlische Liebe der Jungfrau, das fesselt das Feuer seiner Sinne und erfüllt seine Phantasie mit den schönsten Bildern. Es sind so viele Madonnenbilder fast in allen Straßen, daß sie früher, bevor die Franzosen die Gasbeleuchtung einführten, da sie des Abends erhellt werden, fast die einzige Illumination der ewigen Stadt waren; man konnte damals mit vollem Rechte behaupten, daß nur von der Madonna das Licht ausging, das über Rom strahlte. — Oft dient selbst das Konterfei der Himmelskönigin, das an einer Häuserecke prangt, zugleich als Warnungstafel, und das worauf in anderen

Städten die Polizei achtet, ist hier der Mutter Gottes empfohlen. Ein gewissenhafter Eigenthümer, der sein Haus konserviren und vor Verunreinigung bewahren will, hängt ein Madonnenbild über der Eingangsthür oder an einem scharf hervorspringenden Eckpfeiler auf, und schreibt mit großen Buchstaben die schützenden Worte: rispetto alla Madonna! darunter. Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht, sagen auch die Engländer. Wozu sonst keine Gewalt der Erde den Römer zwingen kann, sich irgendwie in seinen Verhältnissen einen Zwang anzuthun, das vermag noch die unsichtbare Gewalt des Himmels. Vor den sichtbaren Dienern der Kirche ist wenig rispetto vorhanden, die unsichtbaren Heiligen aber und das ganze Heer der Schutzpatrone stehen noch immer in sehr hoher Achtung. Der Barbier stellt sein Geschäftslokal unter den Schutz des heiligen Ludwig und sein Schild ist mit den Lilien im blau und weißen Viereck geschmückt. Barbiere und Koiffeure haben immer eine besondere Zuneigung zu Frankreich, während im alten Rom die Barbiere großentheils aus Sizilien stammten und, wie Plinius berichtet, Scipio Afrikanus der erste Römer war, der sich täglich rasiren ließ. — Der Lohndiener übertheuert die Fremden, betet aber vorher zum heiligen Alexis, und der Restaurateur setzt uns einen geheimnißvollen Braten vor, wenn nur der heilige Joseph, der Patron der Küche, nichts dagegen hat. Nirgends

werden die Thiere ſo gemißhandelt wie in Rom, und die Pferde unbarmherzig geſchunden. Ein italieniſches Sprüchwort ſagt: „Rom iſt das Paradies für die Prieſter und die Hölle für die Pferde", und doch wird der heilige Antonius, der Schutzpatron der Pferde, Eſel und Rinder, am 17. Januar im feſtlichen Aufzuge verehrt und die unglücklichen Thiere werden von einem Kirchendiener eben ſo ſtark mit Weihwaſſer beſprengt wie ihre Tyrannen die Kutſcher. Der Italiener führt immer eine doppelte italieniſche Buchhaltung, er begeht eine Sünde und belaſtet ſeinen Heiligen dafür, und das unglückliche Zugvieh, das den Segen empfangen hat, erhält weit mehr Schläge als die vierbeinigen nicht eingeſegneten Ketzer in andern Ländern.

Dieſe ideale Schutzmacht, dieſes Protektorat der Heiligen, dem das römiſche Volk mit Freuden anhängt, da jeder Heilige einen Feſttag hat, ſchadet dem Anſehen der irdiſchen Obrigkeit. Wenn auch der heilige Trofimus, der protettore per la podagra, den wir ſchon neulich erwähnten, nicht die am Zipperlein Leidenden zum offenen Kampfe gegen die Obrigkeit anſtacheln wird, ſo verleihen doch die Schutzpatrone den Geſunden eine gewiſſe Stärke und Kraft, durch die ſo mancher ſich für ſchußfeſt hält und dem Arme der Geſetze trotzt. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß dieſer Arm höchſt ſchwächlich iſt und keine Muskeln aufzuweiſen hat, aber er wird hier noch mehr gelähmt,

da er gegen zwei Feinde, gegen den Missethäter und seinen Schutzpatron, zu kämpfen hat. Wie wundert sich hier der Berliner, welcher den Gensd'arm in der Brust trägt, wenn er eine Szene mit ansieht, wie wir sie erlebten. In der Via Montanara, wo der Gemüsemarkt abgehalten wird, nicht weit vom Tempel der Vesta, hatte sich ein Streit entsponnen zwischen einem Bauer und einem Gensd'armen; ein Volkshaufen sammelt sich, der Wortwechsel wird immer heftiger, endlich, nachdem die Kehlen ermüdet sind, gehen die Streitenden nach verschiedenen Richtungen auseinander. Der Bauer scheint aber kein Freund des Friedens zu sein. Er küßt den heiligen Isidorus, den Beschützer des Ackerbaues, dessen Amulet er am Halse trägt, nimmt plötzlich einen Stein und wirft seinen Gegner damit. Der Gensd'arm, dem das Wurfgeschoß vom klassischen Boden den Arm gestreift, läuft nicht seinem Gegner, sondern dem Steine nach, aber was thut er mit dem corpus delicti? Er wirft denselben Stein nach dem Bauer, der im Laufen sich vorsichtig bückt, als ob er schon diese Strafe erwartet hätte! Der verwegene Landmann verlacht noch die ungeschickte Obrigkeit, die sich jetzt nach der Niederlage ruhig aus dem Staube macht.

Wo bleiben da unsere Anschauungen vom Widerstand gegen Beamte im Dienst, von offner Widersetzlichkeit gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Wer

hat nun Recht, der Bauer, den sein persönlicher Schutzpatron zum Widerstand angefeuert hat, oder der Gensd'arm, der seine Pflicht thun wollte? In diesem Kampfe zwischen Kirche und Staat, wer ist da stärker, der Schutzpatron oder der Schutzmann? Und welche Gleichberechtigung zwischen den Streitenden? Nach unserer Anschauung steht der gesammte Staat und die bewaffnete Macht hinter der Polizei, die ein Organ der Verwaltung ist; in Rom wartet der exekutive Beamte nicht so lange. Er steigt von der Höhe seines Amtes herab und bekämpft den Frevler mit denselben Waffen, mit denen er ihn angegriffen. Welche Gleichberechtigung! Wo bleibt da die Büreaukratie, wo die Amtswürde!

Der Römer versteht es nicht, mit einem künstlichen Nimbus sich zu umgeben. Er ist zu sehr Naturkind, um dauernd eine Rolle zu spielen und sein Gesicht in bestimmte ehrerbietige Falten zu legen. Selbst die Priester machen hier keine fromme Miene oder tragen ihre geistliche Würde zur Schau. Sie sind keine Frömmler, sie zeigen offen die Schwächen aller anderen Menschenkinder, verkehren in den Kaffeehäusern, rauchen, spielen, reiten spazieren und sind gegen Damen die aufmerksamsten Kavaliere. In einem Staate, wo der Kriegsminister zugleich Geistlicher und Prälat ist, muß da nicht diese und jene Welt in der liebenswürdigsten Weise sich vermischen? Die transscendente

Welt wirft hier keine ſchwarzen Schatten in das Diesſeits und der Faßbinder gebraucht die Cypreſſenzweige, die Sinnbilder der Wehmuth, zu einfachen Tonnenreifen. Die geiſtige Geſundheit und Friſche iſt ein Erbtheil der Römer, und die frommen Werke, die den Katholiken ſelig machen, erregen nicht ſo viele Skrupel, wie der fromme Glaube. Geſpenſter, Kobolde und böſe Geiſter, wie ſie in den Sagen des Nordens ſo häufig erſcheinen, ſind hier unbekannt und den Teufel kann ſich Jeder austreiben laſſen.

Der Materialismus hat in Rom's Mauern noch nicht ſein Lager aufgeſchlagen, der Bauch wird hier nicht gepflegt, und Arbeit und Genuß ſtehen nicht ſchroff einander gegenüber. „Der Römer hat einen höheren Charakter, ruft Ardinghello-Heinſe aus, die Politiker mögen die menſchlichen Ameiſenhaufen preiſen, ſie müſſen ſich verkriechen vor der einfachen ſtillen Größe des Römers.“ So unzufrieden die Söhne der Wölfin mit den gegenwärtigen Zuſtänden ſind, ſo ſtolz ſind ſie auf ihre Vergangenheit und dieſes Gefühl giebt ihnen ein gewiſſes inneres Gleichgewicht, durch das ſie über die Intereſſen des Tages emporgehoben, ein mehr nach innen gekehrtes Leben führen. Das nil admirari, das jeder Stein hier predigt, iſt in das Blut des Römers übergegangen. Wenn Frau v. Staël ausruft L'on jouit à Rome d'une existence tout à la fois solitaire et animée que développe librement en nous mêmes

tout ce que le ciel y a mis! so heißt dies weiter nichts, als daß das Schnürleib der modischen Cultur hier den Geist noch nicht einenge. Der Berliner und der Norddeutsche, der mit seiner jugendlichen Geschichte ganz der Gegenwart angehört, fühlt dies am meisten, und Wilhelm von Humboldt, der der sandigen Mark entsprossen war, stimmt mit seiner französischen Freundin vollkommen überein. Er sagt: „Rom, hat wie keine andere Stadt, das Eigenthümliche, daß es nur mit vollkommen gesammeltem Gemüth, nur, indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, empfunden und gefaßt werden kann."

Wo giebt es noch eine Stadt in der Welt, die dem denkenden Menschen eine höhere Weihe ertheilt, und wie winzig erscheint das intelligente Berlin, dessen Intelligenz nur innerhalb der Wände des Studierzimmers besteht? Die modernen Städte mit ihren öffentlichen Vergnügungen, ihren mannigfachen Lokalen, die zur Zerstreuung und Erheiterung dienen, haben neben diesen ihre Bibliotheken, ihre Museen, ihre Sammlungen von Kunstschätzen, wo sich der Geist wieder sammeln kann, man muß sich dann von der bunten Welt des Straßenlebens zurückziehen, wenn man sich selbst wieder finden will; in Rom liegt die Weisheit auf der Gasse und wird die Wahrheit von den Dächern gepredigt. Der Lärm des Tages verscheucht hier nicht die Geister der Vorzeit, die Geisterwelt ragt in die Gegen-

wart hinein und die Welt des Diesseits und des Jenseits feiern zu jeder Stunde ihre Vermählung in der erhebendsten Weise. In Berlin, Paris, Wien spielt der Fremde gewöhnlich die angenehme Rolle des Schmetterlings, er flattert von einer Blume zur anderen, saugt den Honig, und nimmt auf und lernt durch Sehen und Vergleichen; in Rom allein erhebt sich, wie in der Fabel der Alten, der Schmetterling zur Psyche, der Wanderer blickt mehr in sich als um sich und die unsichtbaren Dinge wirken noch mächtiger auf ihn, als die sichtbaren.

Rom ist die Stadt der Phantasie, Berlin die Stadt der Kritik. Ein kalter Kritiker sieht in der Umgebung von Rom, in der römischen Campagna, nichts als wellenförmiges, unfruchtbares Terrain, mit spärlichen, verfallenen Häusern, Hütten, Ruinen, ein ödes, baumloses Land, das von den langen Arkaden der Wasserleitungen durchschnitten ist, aber je länger er diese wüste Stätte betrachtet, desto mehr schwindet seine Kritik; die scheidende Sonne wirft ihre goldenen Strahlen auf dieses weite Grab, die umgebenden Berge erscheinen wie in einen durchsichtigen röthlichen Schleier gehüllt; der Zauber des Farbenspiels ergreift die Sinne und die geschäftige Phantasie tritt unwillkührlich an die Stelle der Kritik. Das nicht cultivirte Land erscheint vor unsern Augen in so verführerischen Reizen, wie sie das beste cultivirte nie besessen, und aus dem klugen

und kalten Denker wird ein poetiſcher Narr der Campagna.

Das iſt die Metamorphoſe, die Rom aus ſeinen Gäſten macht. Sie brechen mit ihrer eigenen Vergangenheit und ſehen die Welt im neuen Lichte an. Der Franzoſe vergißt die kriegeriſchen Lorbeeren der großen Nation, der Engländer ſeine induſtriellen, der Brandenburger läßt das Gefühl über den Verſtand triumphiren. Rahel ſagt: „die Brandenburger laſſen ſich nichts weiß machen. Die große Ebene, nie eine Phantaſie nährende Berg- oder See-Ausſicht, die proteſtantiſche Religion, die kluge ökonomiſche Fürſtenreihe, dies ſind die Gründe, wesbalb keine Provinz weniger Narren hat.“ In Rom aber ändert ſich die Sache. Der Brandenburger kann nicht bis zur Tiber die geiſtigen Priviligien ſeiner Heimath mitnehnem, die wunderbare Stadt macht aus dem nüchternen Menſchen einen wunderlichen. Der preußiſche Staatsmann, der preußiſche Geſandte, von dem Görres ſagte, daß er kalt und klar wie die Dezemberſonne ſei, Wilhelm v. Humboldt, er ſchreibt an ſeinen Freund Göthe ſo begeiſtert von der römiſchen Anarchie, wie es wohl nie ein preußiſcher Miniſter geweſen iſt. Und Göthe citirt die hier folgenden Worte in ſeinem „Winkelmann:“ „Ich kenne,“ ſchreibt der preußiſche Geſandte, „nur noch zwei gleich ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt

machen wolle, in der kein Menſch mehr Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die 72 Kardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie, und um Rom eine ſo himmliſche Wüſteuei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dies ganze Geſchlecht."

Ungefähr um dieſelbe Zeit, als der Kommandant von Berlin die warnenden Worte „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht" den Berlinern zurief, pries der Vertreter der preußiſchen Krone in Rom die göttliche Anarchie. Wenn die Univerſitäten die Vorſchulen unſerer Staatsmänner ſind, aber häufig durch ihre einſeitige Richtung ihre univerſellen Zwecke vergeſſen und ſtatt Menſchen nur Fachmenſchen bilden, könnte nicht Rom die beſte Hochſchule ſein um jene ſchiefe Richtung zu vermeiden? Rom lehrt uns, daß es noch höhere Speiſen giebt als diejenigen, die vom grünen Tiſch ſervirt werden und daß die Actenbündel den Geiſt zuſammenſchnüren. Berlin ſieht durch die Brille des Verſtandes, Rom appellirt an das menſchliche Herz.

IX.

Die Modelle und die Polizei. — Ein Modellball.

Seitdem Rom die materielle Weltherrſchaft aufgegeben hat und in den Ruheſtand getreten iſt, treibt es nur noch die ſchönen Künſte und dieſe ſind es, welche der ewigen Stadt einen gewiſſen modernen Firniß verleihen. Wie es Univerſitätsſtädte giebt, die ganz für die Bedürfniſſe der Studenten eingerichtet ſind, Handelsſtädte, in denen der Kaufmann herrſcht, ſo iſt an der Tiber das Prinzipat auf die Künſtler übergegangen und die Abbate's, die noch zu Goethe's Zeiten ſo mächtig waren, treten in den Hintergrund. Würden die Künſtler, wie einſt die Plebejer, Rom verlaſſen und in Verruf erklären, ſo hieße das der Beherrſcherin der Chriſtenheit den Lebensfaden abſchneiden, und um die letzten Ueberreſte des populus romanus wäre es geſchehen. Wo ganze Straßen exiſtiren, die mit Bildhauer- und Maler-Ateliers angefüllt und große Marmorblöcke gleichſam die Aushängeſchilder der plaſtiſchen Künſtler ſind, da muß ein bedeutender Theil der Bevölkerung

im Dienste der Musen stehen, und fragt man nach einem bekannten „studio“, wie hier die Ateliers heißen, so erhält man weit eher genügende Auskunft, als wenn man einen hohen Würdenträger auskundschaften will. Während die Fremden sich nur wenige Wochen oder Monate aufhalten, werden die Künstler für längere Zeit einheimisch und nehmen Kräfte aller Art in Anspruch. — Zu dem unentbehrlichsten Material der Künstler gehören aber die lebendigen Vorbilder, die Modelle, die einen ganzen Stand, einen Staat im Staate bilden, der aus der Stadt, der Umgegend und dem Gebirge sich fortwährend neu rekrutirt. Den Modellen hat Rom noch den letzten Rest seiner Nationaltrachten zu verdanken, die sonst schon längst unter dem Niveau der modernen Trachten verschwunden wären, jetzt aber für Kostümbilder am passendsten zu verwenden sind. Schon um 8 Uhr des Morgens sieht man fingirte und pensionirte Räuber aus den Abruzzen, Hirten, Bauerburschen nach den Ateliers eilen, um dort irgend eine malerische Positur einzunehmen; die Mädchen und ihren künstlerischen Beruf erkennt man sogleich an der besonders sorgfältigen Toilette; das gefaltete Tuch, das den Kopf bedeckt, ist ganz frisch aus der Wäsche hervorgegangen; Knöpfe und Schnüre am Mieder sind wie neu aufgeputzt und den Hals ziert irgend ein Talisman oder eine Schaumünze. So ist „Marietta“ für den Glanz der Farben vollkommen

gerüſtet; doch, da ſie noch für ihre Tugend zu fürchten hat, ſo erfordert es der gute Ruf und der Anſtand, daß eine „Tante“ ſie begleitet. Die Tante, ein Modell aus der Zeit des ancien regime, iſt durch die lange Praxis in artiſtiſchen Leiſtungen wohl erfahren; ſie weiß, welche Drapirungen für die Darſtellung der „Tugend“ erforderlich ſind und welcher Faltenwurf für die Madonna am paſſendſten iſt, ſie kennt die Koiffüre der Magdalena ſo genau, wie das Schweißtuch der heiligen Veronika, und iſt bei glücklichen Müttern und verliebten Töchtern um maleriſche Hülfsmittel niemals verlegen.

Unter dieſer umſichtigen Leitung beginnt Marietta jeden Morgen ihre künſtleriſche Laufbahn, und man ſieht ſie ſchon in früher Stunde über den ſpaniſchen Platz nach der Via Margutta eilen, wo das Quartier der Künſtler beginnt, das in enge winklige Gaſſen ausläuft. Unſer Modell hat genau den Stundenplan inne. Die erſte Stunde, wo die Toilette noch am friſcheſten iſt, gehört dem glücklichen Landmädchen, welches mit klopfendem Herzen den Geliebten erwartet und nach ihm zu ſpähen ſcheint. Marietta tritt in das Atelier ein, der Künſtler begrüßt die Jugend und das Alter auf's Freundlichſte; die Tante erhält den Ehrenplatz auf dem wurmſtichigen Fauteuil, der mit ihr an Alter und Runzeln wetteifert und ſonſt nur für Mäcene beſtimmt iſt. Marietta iſt unterdeß hinter den grünen

Vorhang geſchlüpft, der die eine Ecke des Zimmers abſchließt; dort, wo die Garderobe des Künſtlers und der lebenden Bilder iſt, wirft ſie einen prüfenden Blick in den Spiegel und tritt nach wenigen Augenblicken — denn die Schönheit iſt immer mit ſich zufrieden — auf den Schauplatz ihres Ruhmes. Doch ehe der Künſtler die Palette anſetzt, zeigt er der Alten die Uhr, denn Maler wiſſen es wie die Dichter: die verlorene Stunde bringt keine Ewigkeit zurück. Sono le nove, ſagt der Künſtler oder, ſetzt er ſich verbeſſernd hinzu, le sedici, denn für die Modelle wie für das Volk überhaupt, fängt der Tag mit dem Untergange der Sonne, mit dem Ave Maria an. Und Marietta muß ihr vollſtändiges Penſum bis ſiebzehn Uhr ausharren.

Aber wie ſchnell weiß ſich die junge Römerin in ihre Aufgabe zu finden! Sie hat die ſchwierige Stellung der geſpannten Erwartung. Die Hand an die Stirn gelegt, um ſich vor den Strahlen der Sonne zu ſchützen und zugleich den Blick ihres Auges zu ſchärfen, ſoll ſie nach dem Geliebten ſpähen. Und wirklich ſcheint ihr Herz zu klopfen, ihr Auge ſcheint mehr ſchmachtend als feurig, denn ein feuchter Schimmer mildert die Gluth und die ſtark gezeichneten Lippen ſind feſt geſchloſſen, um die angeſpannten Geſichtsmuskeln nicht erſchlaffen zu laſſen. Und doch Alles natürlich und ungezwungen! Eine Idylle in ihrer

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft tritt vor uns, und obgleich die Kunst nur den Moment fixiren kann, so zeigt uns doch die Phantasie, die an keine Zeit gebunden ist, eine inhaltreiche Perspektive. Hume vergleicht in seiner Abhandlung von den Leidenschaften die Seele mit einem Saiteninstrumente, auf dem die Schwingungen der angeschlagenen Töne nach geschehener Berührung noch fortbeben. Das wahre Kunstwerk, sei es in Worten oder Farben, geht weit über seinen Rahmen hinaus, und Marietta, obgleich sie nur eine optische Täuschung ist, läßt uns doch ihren industriellen Erwerb vergessen, und der schöne Schein eines einfachen Landmädchens, das das Glück der ersten Liebe empfindet, fesselt unsere Sinne. Und dabei wird geplaudert und gescherzt, und die Alte, die die sittliche Haltung des Modells zu überwachen hat, äußert auch über die künstlerische ihr höchstes Wohlgefallen. Am Schluß der Sitzung fällt Marietta selbst ihr Urtheil, und sie betrachtet ihren Kopf, der schon einige hundert Mal portraitirt worden ist; sie ist nicht ganz mit der Auffassung zufrieden, sie fühlt sich nicht getroffen und macht die graziöse Geste der Verneinung, indem sie den Zeigefinger dicht vor dem Kinn hin und her bewegt. Der Künstler tröstet sie damit, daß auch Rom nicht in einem Tag gebaut worden ist, und daß in der nächsten Sitzung ihre Schönheit im höchsten Glanze strahlen werde. Marietta nickt und lächelt und zeigt

den Schmelz ihrer Zähne, die unter der stark markirten, echt römischen Lippe wie Perlen hervorquellen. Und wer hätte dieses Lächeln nicht schon gesehen! Diese lachende Römerin ist eben so bekannt in Rom, Paris, Newyork, wie in London, Berlin und St. Petersburg. Gemalt, lithographirt, in Kupfer gestochen, photographirt, kein Monarch, kein Feldherr, keine geistige Größe ist so oft wiedergegeben und vervielfältigt worden wie dieses einfache Mädchen aus der Via Felice, das, wie sie selbst bekennt, nie über die Berge von Albano hinausgekommen ist. Daran erkennt man die Macht der Schönheit. Die Schönheit ist universell, sie trägt das glänzendste Diadem, vor dem alle Nationen sich beugen. Es ist ein wahres Glück, daß die römischen Modelle nicht den Aberglauben der Orientalen haben, daß jedes Bild dem Original seine Ruhe raube und nach seiner Seele verlange; sonst würde die lachende Marietta das unglücklichste Wesen der Welt sein und könnte, wie der ewige Jude, den Erdball durchwandern, ohne einen Ort zu finden, wo sie in Frieden ihre Tage beschließen könnte.

Aber die Stunde ist längst abgelaufen. Marietta tritt mit der Alten wieder hinter den Vorhang, bringt die Toilette in Ordnung und legt das bunte Tuch über den Arm, das sie für alle Arten Drapirungen immer mit sich führt. Die Alte kassirt den immer feststehenden Preis von 5 Paul, d. h. 20 Sgr. für jede Stunde

ein und Patron und Schützling empfehlen sich, nachdem sie die nächste Sitzung verabredet, dem Signore pittore. Da noch ein zweiter Künstler ihrer harrt, so müssen sie sich beeilen. Sie gehen schnell und züchtig über die Straße und Marietta kümmert sich nicht um die Blicke der Vorübergehenden, die ein Modell durch Schönheit und vorzugsweise durch die reinliche, sorgfältige Tracht immer erregt. — Sie treten auf einen Augenblick in die Kirche St. Carlo ein, bekreuzigen sich, tauchen die Hand in das geweihte Wasser und verrichten ein stilles Gebet. Man braucht in Rom nicht gesammelt zu sein, wenn man in eine Kirche eintritt, die Religion gehört dort zum Tagewerk und oft ist sie das einzige, immer füllt sie aber die Zwischenpausen aus und dient ebenso zur Erbauung wie zur Erholung. Nach dieser kurzen Andacht und nach wenigen Minuten finden wir Marietta schon wieder in voller Thätigkeit. Bei einem frommen Maler, der der Partei der Nazarener angehört, die nur biblische Stoffe für eine würdige Aufgabe der Kunst hält, muß sie noch 2 Stunden lang zu einer büßenden Magdalena sitzen. Wie einst Canova sein berühmtes Modell die Morbidezza selbst koiffirte und ihre Flechten nach den Vorbildern der griechischen Statuen ordnete, so muß auch die neue Magdalena ihr Haar ganz nach Vorschrift des Künstlers auflösen und er legt es selbst über die Schläfen in akademische Linien, um kein Haar breit von den

alten Meiſtern abzuweichen. Und Marietta ſieht wirklich ſo vergrämt und abgehärmt aus, als ob ſie alle ſieben Todſünden begangen und mit dem Leben abgeſchloſſen hätte. Sie wird erſt am Schluß wieder heiter, nachdem ihr der Künſtler das Honorar eingehändigt und ſie ſtürzt nun mit der Alten ſchnell die ſteile Treppe hinunter, um ſich in einer Oſterie oder beim Friggitore, dem Reſtaurant des Volks, von den Strapazen des Tages zu erholen.

Wir haben hier ein Modell erſter Klaſſe nach dem Leben gezeichnet; nicht alle ſind ſo geſucht und ſo koſtbar und es findet unter Frauen und Männern, je nach der Schönheit und dem Ausdrucke ihrer Züge, eine ſtrenge hierarchiſche Gliederung ſtatt. Wir ſahen oft Gott Vater, den olympiſchen Zeus, die keuſche Diana, den Hirtengott Pan, ja ganze heilige Familien auf der ſpaniſchen Treppe und ſie warteten getroſt auf Verehrer. Die ſpaniſche Treppe iſt die Börſe der untergeordneten Modelle, die hier in maleriſchen Gruppen nachläſſig auf den Stufen ſitzen und in der wärmenden Sonne ihre Glieder ausſtrecken. Das Modell des dolce far niente iſt hier in allen Altersſtufen zu finden; die Sammetjacke, der breitkrämpige Hut, Beinkleider von Ziegenfell, Sandalen, und der Hirt aus der Kampagna iſt fertig. Gewöhnlich hat er ſeine ganze Familie bei ſich, die wohl fähig iſt, ein figurenreiches Genrebild auszufüllen. Dieſe kleinen Pifferaris, mit ihren langen

braunen Haaren und rothen Backen, die so lebensfroh in die Welt hinaussehen, deren dunkle, von langen Wimpern umsäumte Augen wie durchsichtige Krystalle glänzen, das sind die Nachkommen von Vernet's, von Robert's, von Polak's Hirtenknaben, die wie Marietta die Welt durchwanderten. Eine französische Malerin, die eben erst in Rom angekommen war und zum ersten Mal die spanische Treppe sah, wurde durch einen dieser Pifferaris so erschreckt, daß wenn er nicht noch Kind gewesen wäre, sie am hellen Tage die Flucht ergriffen hätte. Der Knabe stürzte auf sie zu, küßte ihr die Hand, und wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen. Er rief fortwährend Signora, Eccellenza, conosco da vero; da erinnerte sie sich denn, daß sie im vorigen Jahre schon den kleinen Kampagnolen in Couture's Atelier gemalt hatte. Seit kurzer Zeit nämlich sind die römischen Modellväter so industriell geworden, daß sie, was für einen Italiener sehr viel sagen will, von der geliebten Heimath sich losreißen und mit Frau und Kind bis nach Paris gehen, wo sie in den Ateliers sehr gesuchte Artikel sind und glänzend bezahlt werden. Sie, die sonst nur in effigie hingen, zeigen sich jetzt in eigener Person, und in dem Künstlerviertel von Paris sieht das erstaunte Volk oft Hirten ohne Heerde wandern, die mit ihrem naturwüchsigen Kostüm und dem mächtigen Gebirgsstock in der modischen Stadt wie biblische Gestalten erscheinen. Man sieht, daß,

wenn schon die Modelle, die aus den untersten Schichten stammen, Kunstreisen antreten und spekuliren, die Einfachheit der Sitten auch in diesen Kreisen immer mehr und mehr schwindet. Zu Vernet's Zeiten standen noch wirkliche Räuber, und das Modell, das so naiv war, einem Künstler zu sagen: „Ihr habt für mein Bild 100 Skudi empfangen und mir habt Ihr nur zehn gegeben", ist längst schlafen gegangen.

So sehr auch die Modelle dem Künstler nöthig sind, so haben sie doch auch ihre künstlerische Schattenseite. Sie machen aus dem Künstler einen treuen Kopisten und ersticken, indem sie mit dem akademischen Apparat so gut Bescheid wissen, die schöpferische Idee. Das Portrait, das auf einer geistigen Auffassung beruhen soll, sinkt dadurch oft zum Daguerreotyp herab und aus dem Genrebilde, das frisch aus dem Leben gegriffen sein muß, blickt uns das stundenweis bezahlte, oft ermüdete Modell an. Es sind unter den Malern nur sehr wenige Künstler, die sich von den stehenden Vorbildern so emanzipirt haben, daß ihre eigene schöpferische Phantasie nicht darunter leidet, es sind nur so wenige, daß eines Tages, im Februar 1856, die plötzlich fehlenden Modelle einen sehr komischen Auftritt herbeiführten. Eines schönen Morgens war die spanische Treppe ganz entvölkert, keine Götter, keine Jungfrauen, keine Laster, keine Tugenden, keine Bettler, nicht einmal die stets kauende Entsagung und der

lebensmüde Greis waren zu finden. Die Künstler waren im höchsten Grade erschrocken, zu der festgesetzten Stunde erschien kein lebendes Bild, sie stürzten aufgeregt auf die Straße — alle Sammelplätze der Statisten leer. Da verbreitete es sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß der Polizeidirektor Monsignore Mattenucci sämmtliche männliche und weibliche Ideale, weil viele von ihnen auch die Sicherheit des Eigenthums für ein hohles Ideal hielten, in der vergangenen Nacht verhaftet habe und sie, so weit sie nicht ortsangehörig, per Schub aus der Stadt bringen lassen. Hier war Gefahr im Verzuge; Gruppen von Künstlern bildeten sich auf den Plätzen und in den Kaffeehäusern, man delibirirte in allen Sprachen; da trat Frankreich, wie immer, an die Spitze der Bewegung. Denn schon Lamartine sagt in seiner Geschichte der Girondisten: „wenn Gott einen großen Gedanken auf Erden durchführen will, so legt er ihn in den Kopf eines Franzosen.“ Die französische Maler-Akademie unter der Führung ihres Direktors, des berühmten Historienmalers Schnetz, entwarf sofort eine Petition, die durch die Menge von Unterschriften den bedrohlichen Charakter einer Monstrepetition annahm. Es hieß in ihr wörtlich, daß wenn die Modelle nicht sofort ihrer Haft entlassen würden und ihrem gewohnten Berufe sich hingeben könnten, die Kunst ihrem Untergange geweiht sei (l'arte perisce). Es war dann

weiter gefolgert, daß weil Rom eine Kunststadt sei, und nur deshalb von den vielen Fremden besucht würde, die den größten Theil seiner Bewohner ernähren, mit dem Untergange der Kunst zugleich auch der Untergang Roms bevorstände. Bewaffnet mit dieser welthistorischen Petition und gefolgt von einer Künstlerschaar, zog ein Franzose, der des Italienischen vollkommen mächtig war, vor das Polizeigebäude, den Monte Citorio, und begehrte Einlaß beim Governatore, dem Polizeidirektor. Monsignore Matteucci war in der höchsten Bedrängniß; der Prälat fühlte die ganze Bedeutung dieses Augenblicks. Er unterhandelte nicht persönlich mit den Insurgenten, sondern ließ ihnen durch einen polizeilichen Laienbruder sagen, daß er in zwei Stunden eine Deputation, die aber nur aus drei Mann bestehen dürfe, empfangen wollte, daß sie aber alle ohne Stock, senza bastone, erscheinen müßten. Man sieht, welche furchtbare Gedanken an Real-Injurien und Attentate schon das Gehirn des Prälaten erhitzten. Zur festgesetzten Stunde erschienen die Herren und der Polizeidirektor in seiner geistlichen Tracht eröffnete ihnen, nachdem sie ihre Petition vorgelesen, daß er sich sehr wundere, wie friedliebende, gebildete Künstler einen im Interesse der allgemeinen Sicherheit erlassenen Beschluß durch drohende Aufzüge rückgängig machen wollen. Es wurde ihm darauf erwiedert, daß die Drohungen mehr in seinem Kopfe, als in der

Wirklichkeit vorhanden wären, und daß es ihnen nie einfalle, die Autorität im Kirchenstaate zu erschüttern, daß sie aber als Künstler unmöglich ohne Modelle leben könnten, welche gleichsam das Brod der Phantasie bei ihnen seien. Bei diesem auf die Spitze getriebenen Kampf zwischen den Musen und der Polizei entschied endlich der Monsignore, daß er diesmal wolle Gnade für Recht ergehen lassen und die Modelle noch heute in Freiheit setzen. Die Künstler empfahlen sich und noch am späten Abend hatte Rom seine Götter, seine Engel, seine Jungfrauen, seine Räuber, seine Bettler wieder, und die Unschuld und die Demuth, die Entsagung und das Vaterland gingen wieder ungestört ihrem lukrativen Erwerbe nach. Nur ein sehr beliebtes und sehr schönes Modell gerieth wieder in neue Gefahr. Kaum der Haft entlassen, ward die junge Dame von ihrem eignen, vagabondirenden Gatten der Desertion, der Untreue und einiger andrer Verbrechen angeklagt. Schon waren ihr die Häscher wieder auf die Spur und hofften diesmal ein reiches Lösegeld; da bekam das geängstigte Wild eine Ahnung oder einen liebreichen Wink und flüchtete spornstreichs, aber nicht etwa über die Grenze, nein, in einen der schönsten Paläste, in die französische Akademie. Die französische Akademie ist eins der vielen Asyle, über die die Polizei keine Gewalt hat; dort lebte der Liebling der Grazien acht Tage lang in einem Taubenschlag und schmachtete und

girrte, bis die Luft wieder rein geworden war und die Musen nicht mehr von der barbarischen Sittenpolizei verfolgt wurden.

Bei der großen Zahl von Modellen giebt es auch solche, die nicht mit dem Künstler direkt einen Pakt abschließen, sondern von dem Unternehmer einer Akademie engagirt worden sind, um hier vor einer großen Künstlerversammlung irgend eine malerische Attitüde einzunehmen. Berühmte Modelle stehen an der Spitze dieser Akademien und sorgen immer für neue Bilder. Diese nicht sehr eleganten Aktsäle füllen sich erst des Abends; zwanzig bis dreißig Maler, die hier in einem Halbkreis an Pulten sitzen, zeichnen treu nach der Natur das auf einer Erhöhung stehende Vorbild, das von oben beleuchtet regungslos wie eine Statue uns anblickt. Nackte Modelle stellen sich hier nicht zur Schau, wenigstens keine Frauen. Die Frauen sind größtentheils nur alternde Engel, deren Reize das Tageslicht scheuen, die aber von früheren Zeiten ein solches Beharrungsvermögen und eine solche Ausdauer erlangt haben, daß sie für Gewandfiguren sehr zweckmäßig zu gebrauchen sind. Für das Studium des Faltenwurfs sind diese ausgedienten Invaliden der Schönheit sehr passend, da die Falten im Gesicht nicht in Betracht kommen. Wie Nonnen den Schleier tragen, keusche Vestalinnen ihr Antlitz verhüllen, römische Feldherren ihre Toga umwerfen, der allmächtige Kaiser mit dem

Purpur ſich umgiebt, das wird hier von ſtrebſamen Künſtlern ſogleich aufs Papier gebracht und kein Schauſpieler kann ſich rühmen, Stunden lang mit ſolcher Aufmerkſamkeit beobachtet worden zu ſein. Was Napoleon von Talma lernte, die Majeſtät zu repräſentiren, das lernen hier Maler und Bildhauer von einem Vorbild, das an Feſtigkeit im Auftreten mit den berühmteſten hiſtoriſchen Größen wetteifern kann. Intereſſant war es, hierbei den deutſchen Aquarellmaler Haag zu beobachten. Er, der auf der Pariſer Ausſtellung den Engländern den Lorbeer der water colours ſtreitig gemacht hatte, warf die ganze Figur gleich mit allen Farben aufs Papier, und dieſe draſtiſchen und lebendigen Aquarellbilder, dieſe Räuber, Fiſcher, Bäuerinnen, Nonnen wurden ſehr geſucht und mit ſehr hohen Preiſen bezahlt.

Da das römiſche Volk in jeder Beziehung eins der genügſamſten iſt und nicht, wie in andern Hauptſtädten tägliche Bälle, Konzerte und öffentliche Vergnügungen kennt, ſo konzentriren ſich nur in der kurzen Zeit des Karneval ſeine winterlichen Freuden. Dann fallen auch die Modelle aus der Rolle, und eine berühmte Notabilität, Nicola, der ſich durch ſeinen herkuliſchen Körperbau auszeichnet und ſchon tauſendmal Glied für Glied gezeichnet worden iſt, veranſtaltet dann in ſeiner Akademie den ebenſo in der Künſtlerwelt berühmten wie an ſich originellen „Modellball“. Wir ſind wieder in einem jener nur nachläſſig getünchten Zimmer, die

durch Beleuchtung, Plafond, Stühle und Fußboden so recht die naturwüchsige Einfachheit des römischen Volks bekunden. Keine Gassonnen, keine Spiegel, keine Goldleisten, nichts was auf einen Ballsaal deutet — und doch hat Signor Nicola diesmal schon das Aeußerste gethan, indem er die Wände mit Blumen-Guirlanden dekoriren und einen umfangreichen Kronleuchter die Scene beleuchten läßt. Drei oder vier Musiker spielen die Mandoline, von den Tanzenden hat einer das Tambourin und die Zuschauer sitzen oder stehen umher, die meisten auf der Erhöhung, die sonst den Modellen zur Entfaltung ihrer künstlerischen Leistungen dient. Ein maitre de plaisir, der die Ordnung aufrecht erhält, ist bei diesem Dutzend Paare nicht nöthig; überdies sind die Römer an allen öffentlichen Orten sich selbst das beste Gesetz, ihr natürlicher Takt hält sie stets in den Grenzen des Anstandes und bedarf keiner Bevormundung. Man sieht es den tanzenden Paaren an, die alle in der geschmackvollen Nationaltracht erschienen sind, welche reine Freude und Seligkeit sie erfüllt; sie tanzen nicht so kalt und nachlässig wie die Nordländer, schon weil der lang entbehrte Genuß das heiße Blut mehr in Wallung bringt. Die Rhythmen der Musik scheinen die Pulsschläge ihres Herzens zu sein. Ihr piano und forte, crescendo und decrescendo drückt sich in allen Bewegungen aus und jedes Paar erscheint selbstständig auf dem Schauplatz, von keinem

anderen gehindert. Die Italiener scheinen den Massentanz nicht zu lieben, sowohl die Tatantella, wie der Saltarello und die Jardiniera werden nur von einem Paare ausführt, das ein vollständiges Liebesdrama darstellt, von der ersten schüchternen Begegnung, durch die Gefahren der muthigen Verfolgung bis zur glücklichen Eroberung. Und ein Paar nach dem andern wiederholt dies Drama, in dem nicht allein die Füße, sondern jegliche Fiber wie elektrisirt erscheint und das bunteste Feuer der Leidenschaft vor unsern Augen vorüberzieht. Aber selbst in der wildesten Gluth verläßt nie die Grazie ihre Lieblinge, die Grenzen der Schönheit werden nie überschritten und die Anmuth schürt und dämpft den lodernden Brand. Das ist der glücklichste Tag der Modelle, an dem sie im schönsten Schmuck ihre Künste vor einer großen Versammlung entfalten, während sie sonst nur an das einsame Studirzimmer gebannt sind, um dann nicht durch sich selbst, sondern nur durch ihr Bild einen oft zweifelhaften Ruhm einzuernten. Nur bis zum deutschen Walzer haben es die Modelle noch nicht gebracht.

Die Italiener lieben es überhaupt nicht, sich auf gleichmäßigen Rythmen zu wiegen wie eine Barke auf stillem See; es muß auch in ihren Tänzen Ebbe und Fluth sein, ein Höhenpunkt und ein Niedergang, und die Takte scheinen ihnen die angenehmsten, wo sie, wie auf empörtem Meere, mit den aufgeregten Tonwellen

kämpfen. Hier, wo man die Koryphäen der schönsten Urbilder beisammen sieht und sie gleichsam den Wettkampf der Grazie eingehen, da zeigt es sich, wie schwer es ist, den Netzen dieser Sirenen zu widerstehen. Filomela fesselte wirklich in diesem Winter einen Nordländer, einen Russen so gewaltig, daß er sie heirathete; Teresa und Giacinta, die Modelle für glückliche Landmädchen haben auch ihr Schäfchen oder ihr Schaf ins Trockene gebracht; nur allein der unglückliche Francesco, einer der schönsten Jünglinge fiel als ein Opfer der fremdländischen Intriguen. Seine Eifersucht gegen einen forestiere riß ihn so weit hin, daß er nicht diesen, sondern seine Geliebte auf offener Straße mordete, und der Unglückliche, der, achtzehn Jahr alt, bisher nur die schönsten jugendlichen Götter darstellte, ist jetzt mit schweren Ketten belastet und büßt seine Frevelthat auf den Galeeren von Civita-Vecchia. So oft wir auf der Berliner Ausstellung den Sußmann'schen Faun sahen, dieses meisterhafte Werk der Skulptur, da dachten wir daran, daß dieser Unglückliche, der seine schönen Züge und Formen darin verherrlicht sah, jetzt alltäglich zur schwersten, erniedrigendsten Arbeit unter Stockschlägen sich hergeben muß. Vom Piedestal eines Gottes bis zu römischen Galeeren herabzusteigen — in diesem Lebensschicksal liegt ein ganzer Roman enthalten und Wahrheit und Dichtung zeigen hier in erschreckender Weise, welch' furchtbare Kluft sie trennt.

Wir haben die Modelle durch ihre künstlerischen und sozialen Phasen begleitet, es bleibt uns nur noch zu fragen übrig: inwiefern grade die Italiener und vorzugsweise die Römer die Fähigkeit haben, sich in alle Rollen zu schicken, die dem Künstler zum Vorwurf dienen. George Sand schildert in ihrem „Teverino“ einen Italiener, der es darin bis zur höchsten Fertigkeit gebracht hatte; er konnte allein durch seine verschiedenen Stellungen ohne Kostümwechsel die charakteristische Auffassung der berühmtesten Meister so treu wiedergeben, daß man sie fast am Spiel der Muskeln erkennen konnte. „Voulez-vous du Raphael, du Michel-Ange, où du Phidias?“ — so fragt Teverino seinen Bewunderer und im Augenblicke nahm er die bezeichnendsten Posituren an. — So kunstverständige Modelle mögen zwar nur in Romanen zu finden sein, aber wenn wir einmal unsern Bauern oder Schafhirten oder Dienstmädchen zumutheten, einen Räuber, einen Feldherrn, einen Apoll, einen Kaiser, einen Engel darzustellen, so würden sie selbst bei sehr guter Bezahlung gar keinen Begriff von ihrer Rolle haben, und selbst wenn sie sie begriffen, sie nicht festzuhalten vermögen. Woher nun diese richtige Empfindung der Italiener? Es liegt nicht allein in dem Anschauen der zahlreichen Kunstwerke, welche Plätze und Kirchen schmücken, und den Sinn für schöne Formen bilden; es liegt in dem Charakter der Nation, der die Natur

Digitized by Google

die glücklichsten Mittel zur Repräsentation verliehen hat. — Während im Norden der Mensch unter dem schweren Druck der Arbeit seufzt, der auch sein Aeußeres entstellt, und alle Gesichter der schwer arbeitenden Klassen verrosteten Medaillen gleichen, welche die Umschrift haben: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod genießen", hat ein glücklicher Himmelsstrich dem Italiener Flügel verliehen, die ihn über den Schlamm der Erde emporheben. Der Italiener geht nicht ganz in seinem Stand auf und es ist schwer, in Rom den Handwerker an seinen Bewegungen oder Geberden zu erkennen. Wie der Herr so der Diener — dies Sprüchwort trifft hier in so vollem Maaße zu, daß der Diener kaum vom Herrn zu unterscheiden ist. Der Römer sagt daher nicht, ich bin Schneider, Kellner, sondern ich mache den Schneider, faccio sartore; sein eigentliches Sein wird durch die Beschäftigung nicht beeinträchtigt. Wilhelm v. Humboldt schreibt einmal an Schiller: „Die italienische Nation muß neben aller Kultur sehr viel ursprüngliche, natürliche Menschheit haben und formloser sein, als irgend eine andere Nation." Sollte diese Formlosigkeit wohl die Ursache sein, weshalb der Römer so leicht verschiedene Formen annehmen kann? Hätten sie eine so gesunde politische Entwickelung, wie sie eine körperliche haben, so könnten sie allen anderen Nationen in jeder Beziehung zum Modell dienen. So aber müssen sie

Digitized by Google

sich damit begnügen, die Götter der vergangenen Zeit zu machen; die Götter der Neuzeit, Industrie, Wohlstand, Bildung, Eigenthum und die Freiheit als das Mittel für diese nur durch Arbeit zu gewinnenden Schätze verlangen unbedingte Hingebung, Geist- und Leibeigenschaft und Menschenopfer unerhört. „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein." — Von dieser düstern Lebensanschauung weiß aber der Römer nichts; der Sonnenschein und der blaue Himmel machen ihm seine eigene Person so lieb und er schlägt weit lieber einen Andern todt als sich selbst. Der süße Reiz des dolce far niente läßt ihn niemals zur einseitigen Maschine herabsinken, er sagt wie seine Vorfahren, daß dem wahren Menschen nichts Menschliches fremd sein darf und er macht aus Allem „Figur", wie Gregorovius diesen Charakterzug so treffend benennt. Die wahre „Figur" ist aber die Einheit zwischen Leib und Seele, die glückliche Harmonie, welche Humboldt dem italienischen Volke, „diesem zurückgebliebenen Schatten der Alten", vorzugsweise vindizirt und die den Menschen mit der sichtbaren Glorie des göttlichen Ebenbildes erscheinen läßt. Rom hat die Weltherrschaft aufgeben müssen, aber die römischen Modelle, diese Normalmenschen werden ewig die Welt beherrschen.

X.

Römiſche Spiele.

Als die Göttin Fortuna ihre große Reiſe durch die Welt machte, kam ſie auch an die Ufer der Tiber und flog auf den palatiniſchen Hügel. Obgleich damals das Land noch wenig bebaut und bevölkert war, gefiel es ihr dort ſo gut, daß ſie ſogleich ihre Flügel ablegte, ſich dauernd niederließ und an den Schickſalen und der Entwickelung Roms den innigſten Antheil nahm. So erzählt die Sage und die alten römiſchen Bildhauer gehorchten ſo ſtolz wie freudig dem ſchönen Mythus und ſtellten die Göttin des Glückes immer ohne Flügel und ohne Kugel dar, um dadurch ihre ſtete Gegenwart in der ewigen Stadt anzudeuten. — Auch die heutigen Römer glauben noch wie ihre Voreltern, daß Fortuna ihre Freizügigkeit aufgegeben, daß das Glück in ein Füllhorn ſich umgewandelt und allwöchentlich ſeine Gaben ausſtreue. Wir ſagen allwöchentlich, weil die römiſche Regierung, die geiſtliche Regierung, in jeder Woche dieſen Glauben neu belebt

und dies an jedem Sonnabend die Glücksgöttin in Gestalt eines Nummern und Gewinne ziehenden Waisenknaben auf dem Balkon des Finanzministeriums dem Volke zeigt. Daß Lotterien verderblich sind, und nur Armuth, nicht Wohlstand erzeugen, weiß Jeder, indem sie nur Blüthen gleichen, die an Fäden angebunden sind, daß aber keine verderblicher ist, als die alte Zahlenlotterie, bei der durch die geringen Einsätze der Aermste gerade am meisten geplündert wird, ist eine so ausgemachte Wahrheit, daß die ganze Welt daran glaubt, mit Ausnahme des gläubigen Rom und des gläubigen Neapel. Man denke sich, was es heißt, wenn in jeder Woche dem Armen, welcher am meisten leichtgläubig ist, weil er am meisten hofft, die Versuchung es zuraunt, daß er jetzt am Wendepunkte seines Schicksals stehe, daß ein Opfer von wenigen Groschen ihn zum glücklichsten Menschen mache und daß sein lang gehegter Traum jetzt eine Wahrheit werde. Ist es da ein Wunder, daß die Lotteriebüreaux, die bis spät in die Nacht geöffnet sind, fortwährend gefüllt sind und daß das Lotto als eine Haupteinnahme im Kirchenstaat, nach Abzug aller Kosten fast noch eine Million Thaler beträgt? Und wo giebt es eine widerlichere Scene, als wenn man sieht, wie das Glücksspiel den Segen der Kirche empfängt und durch die Assistenz eines Prälaten im vollen Orna wie eine religiöse Ceremonie erscheint?

Alle diese wunderlichen Erscheinungen, die in anderen Staaten abgethan sind, oder wenigstens mildere Formen angenommen haben, blühen noch in Rom, und während der vorsichtige Staat keinen Schritt wagt, ohne den Boden zu prüfen, betet die Kirche statt des ewigen Gottes den glücklichen Zufall an und das „Wagen gewinnt" wird ihr Motto. Ja die Kirche muß sich der Lotterie unterordnen, die ewigen Loose den zeitlichen, und während alle anderen Händler ihre Läden am heiligen Sonntage schließen müssen, steht der Lotteriehändler über dem Gesetz, und die Pforten, die zum Tempel der Fortuna führen, sind noch weiter geöffnet als die Gnadenpforten der Kirche. Wo so viele sind, die nichts zu verlieren haben, und die Versuchung so groß, bilden natürlich die Glücksritter eine große Gemeinschaft und wer am Ziehungstage den Platz vor dem Finanzministerium, die Piazza Madama, passirt, der kann hier die systematische Verdummung und Ausbeutung mit Händen greifen. Männer, Weiber, Kinder mit Lotteriezetteln in der Hand füllen den Platz, und können kaum die zwölfte Stunde erwarten, wo der Segen der Kirche von oben über sie herabkommen wird. Sie unterhalten sich über ihre Träume, Wettereignisse, Unglücksfälle, denn alle diese zufälligen Erscheinungen sind in den Kalender- und Prophezeihungsbüchern, die vom Staate als fromme Lektüre anerkannt und auch in den privilegirten Bü-

reaux verkauft werden, als göttliche Fingerzeiger gedeutet und nach kabbalistischer Art in Zahlen übersetzt. Endlich erscheint auf dem Balkon der lang ersehnte Waisenknabe im weißen Chorrock; ein Prälat im violetten Amtskleid begleitet ihn, Sekretäre und Kanzleidiener stellen sich in zweiter Linie auf. Unter Trompetenschall, der aus den Zimmern ertönt, schlägt der Waisenknabe das Kreuz, als wäre hier eine heilige Handlung und nimmt nun die Nummern aus der vor ihm stehenden Urne. Ein Diener mit weit tragender Lunge ruft sie aus, noch ist kein Treffer erschienen, da scheint die erste Ambe einen Glücklichen gefunden zu haben. Man hört ein Schreien und Toben von einem Kerl, der in heftigster Weise gestikulirt und seine beiden Nummern triumphirend den Umstehenden zeigt; aber der arme Schelm, dessen Gesicht ebensoviel Falten und Kniffe hatte, wie sein Hut, er muß mit der Kenntniß der Zahlen nicht hinlänglich bewandert gewesen sein, entweder sein Auge oder sein Ohr hat ihn getäuscht, genug die 150 Skudi, die er schon in seiner Tasche sah, sie waren durch die Grausamkeit einer bösen Sieben, die mit einer Eins eine verführerische Aehnlichkeit hatte, spurlos vernichtet. Der unglückliche Familienvater, von der Höhe seiner Triumphe so unbarmherzig herabgestürzt, läßt einen Fluch nach dem andern hören, verwünscht Haus, Familie, Vaterland, Regierung, Pfaffen, und entfernt sich spornstreichs, noch

immer mit den Händen nach oben drohend, [illegible]
Sinne mächtig.

Solche Scenen, die die Bestialität im höchsten Grade offenbaren und ihre schuldigen Anstifter im schwärzesten Lichte erscheinen lassen, wiederholen sich während der ganzen Stunde, die die Ziehung dauert. Die Urne mit den 90 Nummern ist entleert; sie war die Büchse der Pandora. Wie viel Trauer, Elend, Verzweiflung mag sie in Rom's Mauern verbreitet haben, denn selbst die wenigen Glücklichen werden da gewöhnlich nach dem Sprüchwort: so zerronnen, wie gewonnen, die Opfer einer unersättlichen Habsucht. Und dieses Gift wird unter den Augen des Statthalters Christi und mit einer besondern Approbation alle acht Tage ausgestreut und die Verluste und die Thränen des Volkes füllen den Seckel des Finanzministers. Die moralische Versumpfung, die hierdurch erzeugt wird, ist nicht zu berechnen, und steckte im Italiener nicht eine solche Fülle von Humanität und Noblesse, die Lotterie allein könnt ihn völlig verwildern lassen.

Die deutschen Lotterien und Spielhöllen sind zwar auch ein Krebsschaden, der so bösartiger Natur ist, daß selbst Herr Stahl in dem preußischen Herrenhause das Frankfurter Volksparlament zum erstenmal nach 10 Jahren lobte, weil es beiden den Krieg erklärte, aber, was die Demoralisation betrifft, so trägt doch die italienische Zahlenlotterie den Preis davon.

t ſich vorzugsweiſe an die Mühſeligen und
und ſtachelt durch die kurzen Pauſen immer
n Ner n die Leidenſchaften an. Und nun noch der Prälat, der Geiſtliche neben dem Glücksrade! Kann man Himmel und Hölle beſſer verſinnlichen? Um dieſe Scene, dieſe Volksbeglückungsmethode bildlich darzuſtellen, ſollte man, wie Adolf Stahr treffend vorſchlägt, einen Marſyas malen, der einen Apoll ſchindet. Im Norden würde ſelbſt das Glücksſpiel kein ſolches Unheil anrichten wie hier. Der Italiener aber neigt weit mehr dazu, ſein Glück durch einen Wurf zu gewinnen, als der Deutſche, der beſonnener und ruhiger iſt und mehr überlegt, ehe er in die Taſche greift. Der Italiener iſt kein Freund der langſamen Arbeit oder der großen Spekulation, welche mit dem Verſtande berechnet ſein will. Das Glücksrad macht das bei weitem bequemer und ſchneller und der Zufall ſchmeichelt der Phantaſie weit mehr, als das trockene Rechenexempel. Oft ſieht man hier Bauern, die Truthähne oder Enten vor ſich hertreiben. Sie gehen von Haus zu Haus, wie Hauſirer, welche von Handel und Wandel leben, und Jeder glaubt, daß ſie, wie jeder Händler, ihre fette Waare anbieten. Erſt wer genau zuſieht, der wird gewahr, daß der denkende Landmann daſſelbe Geſchäft betreibt, wie die Regierung, und der Hirt ſeine Heerde verſpielt. Würde eine deutſche Hausfrau auf dieſem hier nicht ungewöhnlichen Wege eine

Ente zu gewinnen ſuchen, und den Sonntagsbraten dem Spiele des Zufalls anvertrauen? Eine Lotterie mit gefährlichen Nieten auf der einen Seite und eine Ambe mit ſchnatternden Enten auf der andern? Der deutſchen Hausfrau ſind die Flügel der Phantaſie nicht ſo groß gewachſen, um bis zum eßbaren Geflügel zu reichen, der Italiener aber — denn er beſorgt größtentheils ſelbſt dieſe Einkäufe — er glaubt immer der Auserkorene zu ſein, der eben ſo ſchnell Herzen, wie Amben und Enten gewinnt.

Der Aberglaube, dieſer Auswuchs der Phantaſie, iſt beim Glücksſpiel das mächtigſte Vehikel, und eine Regierung, die das Spiel geſtattet, erzieht zugleich den Aberglauben. Der Glaube befördert die Seligkeit im Jenſeits, der Aberglaube im Dieſſeits. Ein eifriger Spieler fehlt in Rom bei keiner Hinrichtung, und das will viel ſagen. Er zählt dann die Zahl der Blutstropfen, mit denen der Boden benetzt iſt, und ſpielt die Summe am nächſten Sonnabend. Iſt der Thor durch das Blut eines Verbrechers nicht hienieden ſelig geworden, ſo beſucht er das Irrenhaus, und den unglücklichen Wahnſinnigen, denen vielleicht die Lotterie den Verſtand geraubt hat, macht er ſo lange Zeichen, bis ſie ihm durch die vergitterten Fenſter irgend etwas Zahlähnliches zeigen oder zurufen. Hilft auch dieſes nicht, ſo iſt das letzte Mittel die Bettelei, und der Bettler geſteht ganz offen, wozu er dieſes Mal das

benutzen wird, und oft macht der edle Geber, so abergläubisch, noch ein Kompagniegeschäft mit dem Glücksritter und beide träumen sich glücklich bis zur entscheidenden Stunde am Sonnabende. Jean Paul sagt einmal: „Ich knirsche die Zähne über die gewinnsüchtigen Heuchler, die Menschen, welche bei ihren Lotteriedevisen Gott wie einen Fürsten zu Gevatter bitten, damit er ihnen ehrenhalber ein Pathengeld in die Windeln schiebe.“ Wenn nach Pythagoras die Zahl der Urquell aller Dinge ist, so sind die heutigen Römer auch Pythagoräer. Was ihnen in die Augen fällt oder vor den Ohren summt, das übersetzen sie wie die Mnemotechniker in Zahlen. Das Summen bedeutet hier wirklich Summen wie auf der Pariser Börse. Es wird erzählt, daß als einst Feuer in dem Quirinal, dem Palast des Papstes, war, die „prenditorii per il loto“, die Lotterieläden, so belagert waren, daß fast ein Aufstand entstanden wäre, und kein Mittel übrig blieb, als die Läden zu schließen. Jeder wollte die Nummer haben, die Feuer beim Papst bedeutet, und Jeder wollte der erste Glückliche sein. — Ein befreundeter Künstler theilte uns mit, er habe einst das Unglück gehabt, die Treppe von seiner Wohnung herunter zu fallen und sich dabei zwei Zähne auszuschlagen. Seine sonst sehr aufmerksame Wirthin fragte, ehe sie dem Leidenden Beistand leistet, wieviel Zähne er verloren, zählt die Zahl der Stufen, multiplizirt

Zähne, Stufen und Datum und schickt sofort in das nächste Lotteriebüreau, um so schnell wie möglich das Facit der Rechnung, die geheimnißvolle Glücksnummer zu erhalten. Alle Publikationen, die der Regierung sowohl, wie die von Privatleuten gehen mit großer Langsamkeit vor sich; die Buchdruckerkunst hat noch immer ein Bleigewicht und die Schreibkunst ist nicht übermäßig verbreitet. Die Bekanntmachungen aber der Lotterie durchfliegen mit elektrischer Schnelligkeit die Straßen und in einer Stunde weiß man auf allen sieben Hügeln, von Aventin bis zum Pincio, vom tarpejischen Felsen bis zum Viminal, vom Monte Mario bis nach dem Esquilin, welche Nummern gewonnen haben. Zum ersten Mal machten wir die Erfahrung, daß die Italiener doch noch ein Allegro außer dem in der Musik haben, und daß die Geschwindigkeit ihrer Beine fast mit den Wundern der Telegraphie wetteifern kann. In Italien sind soviel Unglücksboten in fortwährender Thätigkeit, daß die wenig beschäftigten Glücksboten noch ihre ungeschwächte Kraft besitzen.

Wenn auch Italien seine Einheit noch nicht errungen hat, so hat es dennoch außer seiner innern Spaltung noch ein gemeinsames Loos, nämlich das Lotterie-Loos. Jenseits der Alpen ist das Glücksrad, das nur die kleinste Minorität trägt, während die übrigen davon gerädert werden, in permanenter Thätigkeit, und selbst in dem freisinnigen konstitutionellen Piemont ver-

[illegible] es nicht die Regierung, mit den ärmſten Bürgern ein Spielchen zu machen. Nirgends iſt aber das Spiel ſo ſchädlich, wie in Rom und Neapel, wo das Volk ſo wenig Erwerbsquellen hat und keine Stimme laut werden kann, um der Thorheit, dem Aberglauben Einhalt zu thun. Wo auf andern Gebieten ſo wenig zu hoffen iſt, hat natürlich die Lotterie die meiſten Freunde, die Lotterie, die weiter nichts iſt, als die Beſteuerung der ſüßeſten Träume des Menſchen, die ihm das Erdenleben erleichtert, die Beſteuerung der Hoffnung, dieſer zweiten Seele der Unglücklichen. Du trägſt den Cäſar und ſein Glück, ſo denkt heute noch der Römer, der mit einer lebhaften Phantaſie begabt, eine geregelte Thätigkeit ſcheut und am liebſten von der Hand in den Mund lebt. Ein Feind aller Pläne, die erſt in langer Zeit zu realiſiren ſind, liebt er das Spiel, dieſe Thätigkeit ohne Beſchwerde, und würde nie weinen wie Alexander, daß er ein reicher Erbe iſt, und ſo wenig ſelbſt gewinnen könne. Eben ſo viel Aberglauben wie er zeigt, um das Glück zu erobern, eben ſo viel zeigt er, um das Unglück abzuwenden. Während im Norden der Aberglaube im Reich der Geiſter und Geſpenſter, bei unſichtbaren Weſen ſeine Befriedigung findet, verlangt der mehr ſinnliche Südländer, für den die Nacht nichts Unheimliches hat, ſelbſt für Lug und Trug eine poſitive Grundlage. Er ſieht am hellen Tage die Geſpenſter und beſitzt über ihre

Eigenſchaften einen eben ſo präziſen Katechismus, wie über ſeine Träume. Wer das Unglück hat, Augen zu beſitzen, die ſtark hervortreten und viel Weißes blicken laſſen, wer ſehr bleich oder mager iſt und düſtere Blicke vor ſich hinwirft, der iſt ein gettatore und mit dem Fluch des malochio, des böſen Blicks beladen. Das iſt das unheimliche Geſpenſt des Südens in menſchlicher Geſtalt, es erregt Schrecken und Entſetzen und man weicht ihm aus, um ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Hic niger est, hunc tu Romane caveto, hüte dich vor den Schwarzen, ſagte ſchon der alte Römer. Nur ein Mittel giebt es, um den böſen Zauber zu bannen, man ſtreckt den Zeigefinger und den fünften Finger hervor, zieht die anderen bis auf die Handfläche zuſammen; nur dieſe ſo gebildeten „Hörner“ vermögen es die üblen Folgen eines ſo unangenehmen Rencontre abzuwenden. Noch bequemer kann man ſich die Sache machen, wenn man die Waffe der Vertheidigung, die Hörner, im Miniaturformat bei ſich trägt; die eigene Hand zu bewegen iſt dann nicht mehr nöthig; eine kleine zierliche Korallenhand, die Herren an der Uhrkette, Damen an der Broche befeſtigt tragen, leiſtet dieſelben Dienſte und ſchützt den Träger gegen jedes Ungemach. La mano cornuta, die gehörnte Hand, iſt ein in Rom und Neapel gebräuchlicher Gegenſtand der Toilette, der eben ſo zierlich, wie nützlich iſt, und auch in den Zimmern findet man große Hörner

gel als eine geheimnißvolle Dekoration, wie im Alterthum das Meduſenhaupt an Gebäuden und Geräthſchaften anbrachte, um mit dem Schreckensblick der Gorgonin, jeden andern zu lähmen. Wer im alten Griechenland ſich glücklich pries, ſpeite ſich dabei in den Buſen und als einſt der Beherrſcher von Samos Polykrates dieſe demüthige Ceremonie vielleicht aus Anſtandsrückſichten unterlaſſen, floh ſein Freund und ſchiffte ſchnell ſich ein mit den bezeichnenden Worten „die Götter wollen Dein Verderben". Die heutigen Römer ſind nicht der Meinung, daß das Glück ſeinem entgegengeſetzten Pole ſo nahe verwandt ſei; und fürchten nicht die Lehre der Schiller'ſchen Ballade. Vielleicht ſind auch ihre Inſtitutionen, die Wahl des Oberhauptes, die lange Reihe von dreihundert Päpſten daran Schuld, daß ſie im Hoffen auf einen glücklichen Wechſel noch ſtärker ſind als im Glauben. Wer mit der Tiara geſchmückt wird und zum oberſten Hirten erwählt, hat unter ſiebzig Kardinälen einen glücklichen Treffer. Jeder Kardinal iſt aber ein präſumtiver Papſt und hat nun ſeine Freunde und Schützlinge, die alle hoffen, daß ihr Gönner einſt urbi et orbi, der Stadt und dem Erdkreis, den Segen ertheilen werde, und daß ſeine treuen Adjunkten dabei ſpeciell bedacht werden. In erblichen Monarchien, wo der Sohn dem Vater folgt, und beſtimmte Familientraditionen den Weg vorzeichnen, haben nur die nächſten Kreiſe bei

einem Regierungswechsel die Erfüllung ihrer persönlichen Wünsche zu erwarten; in Rom wo 70 Kardinäle aus den verschiedensten Familien aufgehende Sonnen sind, und siebzig Kardinäle dem Throne nahe stehen, die oft aus den untersten Schichten des Volkes hervorgegangen sind, und eine große Schaar von Klienten haben, da hofft fast Jeder, daß auch ihm das neue Morgenroth neuen Glanz bringen kann, und jeder Tag erscheint ihm wie eine höhere Sprosse auf der Leiter, die zum Siege führt.

Die Italiener sind ein Volk der Hoffnung, die Deutschen ein Volk des Trostes. Die Italiener vergessen leicht die bösen Schickungen, und die Deutschen trösten sich, wenn es regnet, mit ihrem Mantel, der noch größeres Unheil, wie etwa eine Erkältung verhütet. In Italien hat man schon genug, wenn man nur lebt, während man im Norden mit dem bloßen Geschenk des Lebens noch nichts anfangen kann. Achilles oder Thersites, bald Held oder bald Taugenichts, so schwankt der Italiener hin und her, mehr mit Muth, als mit Tugend, mehr mit Genie, als mit gesundem Menschenverstand begabt, genießt er das Leben als eine Gunst des Augenblicks, spielend wie das Kind, und liebt das Wunder ebenso wie das Abentheuer. Der Deutsche, bei dem Geist und Körper nie getrennt sind, der mehr Faust als Don Juan ist, betrachtet das Leben wie eine Aufgabe, die er lösen, wie eine Prüfung,

die er ablegen muß, und ringt ewig nach jener inneren Harmonie, die, wie ein nie verstimmtes Glockenspiel, selbst den Molltönen die Akkorde des süßesten Friedens zu entlocken weiß. Wer nie sein Brod mit Thränen aß, der kennt zwar nicht die himmlischen Mächte, aber er liebt die irdischen desto mehr, die ihm im Lande, wo die Citronen blühen, die Früchte in den Schooß fallen lassen. Die Mutter Natur deckt ihm, wie einem Kinde, den Tisch und das Schooßkind behält auch sein Leben lang eine kindliche Liebenswürdigkeit. Wie bei einem Kinde finden wir beim Italiener dieselbe unzersplitterte Einheit der Natur, dasselbe volle Anschauen und Auffassen der Gegenwart, dieselbe Reizbarkeit und Beweglichkeit, und den empfänglichen Sinn für Form und Farbe. Ihre Gesellschaftsspiele sind daher auch für das zarte Alter dieselben, wie für das vorgerückte, das bei uns an solchem unschuldigen Zeitvertreib kein Vergnügen mehr findet.

Wir sahen auf dem Platze an der Porta del popolo, ein Thor, in das, wie in Berlin am Halleschen, drei Straßen münden, Personen von denen manche schon ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken trugen, sich spät Abends damit vergnügen, daß einem, dem die Augen verbunden waren, die schwierige Aufgabe gestellt wurde, nun in weiter Entfernung auf dem kürzesten Wege eine der benannten Straßen zu finden. Das schwierige Problem, gleich die entscheidende Richtung zu nehmen

und jeden Stein des Anſtoßes, namentlich am Obelisk der mitten auf dem Platze ſteht, zu vermeiden gelang nur Wenigen; ein ehrwürdiger Greis trug zweimal den Preis davon und erregte den lauten Beifall der Umſtehenden. Zu Winkelmanns Zeiten, wo Ruhe und Ordnung noch nicht als das höchſte Gut von allen Staatsmännern geachtet wurde, wo es außer Gehorſam oder Empörung noch ein drittes gab, nämlich die friſche Lebensluſt, müſſen die Spiele weit ausgelaſſener und muthwilliger geweſen ſein. Er ſchreibt ſeinem Freunde Berendt im Juli 1756, alſo vor mehr als einem Jahrhundert: „In der großen Freiheit und Impunität, die hier herrſcht, und bei der Nachläſſigkeit aller Polizei währt das Schreien, Schießen und Schwärmerwerfen und die Luſtfeuer auf allen Gaſſen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Wenn ich ſchlafen will, iſt es nöthig, mich beinahe zu beſaufen.“ Jetzt iſt Rom, beſonders ſeit der Zeit der franzöſiſchen Occupation, ſtill und in ſich gekehrt und erſcheint im Vergleich zu Neapel wie eine Grabesſtätte. Nur in der tollen Karnevalsperiode vergißt „die Niobe der Städte“ ihre Trauer, ſonſt haßt ſie das geräuſchvolle Weſen und liebt mehr die beſchauliche Ruhe. Die römiſchen Spiele der Gegenwart unterbrechen daher nie die ſtille Einförmigkeit und erfordern nicht viel Vorbereitungen. Zwei ſtellen ſich wie Kämpfer, wie borgheſiſche Fechter mit vorgeſtrecktem Fuß gegen-

über. Sich scharf in's Auge fassend, schleudern sie sich die Finger der rechten Hand zu; man glaubt jeden Augenblick aus dem Feuer ihrer Blicke zu schließen, daß ein Faustkampf vor sich gehen werde, aber sie zählen nur mit der größten Lebhaftigkeit die Finger, und es kommt nur darauf an, daß die mit der größten Schnelligkeit ausgerufenen Zahlen immer mit der Fingerzahl übereinstimmen. Eine Fogliette, ein Schoppen Wein, ist bei diesem sogenannten „Mora-Spiel" gewöhnlich der Einsatz; der Verlierende hat es nur seiner Langsamkeit, dem periculum in mora, zuzuschreiben. Da zu diesem Spiel nur zwei gesunde Fäuste erforderlich sind, so nennt es F. v. Kölle „das echte Spiel der Lumpen, welches selbst der Nackte spielen könnte."

Auch das Ballspiel ist sehr beliebt und wird von allen Altersstufen leidenschaftlich betrieben. Dieser luftgefüllte Lederball, welcher von Panzerhandschuhen aufgefangen und in die Höhe geschnellt wird, erinnert uns recht an die klassische Vorzeit; das ist der antike follis pugillatorius, mit dem die alten Römer sich schon belustigten und in dessen Handhabung sie ihre Kraft und Gewandtheit zeigten, er lebt heute noch in voller Frische und ist noch nicht zu Grabe getragen. Ueber so viele Sitten und Gebräuche, selbst heilige Formen, ist das Rad der Geschichte hinweggerollt, vor dem Ballspiel ist die zermalmendste Kraft stehen geblieben und das

Recht des jugendlichen Vergnügens ist das einzige, das sich als dauernd und untastbar bewährt hat. Magna puero debetur reverentia, sagt Quintilian. Auf den weiten Plätzen beim Forum in der Nähe der via sacra, wo sonst die Vestalinnen wohnten, wo der Triumphator zum Kapitol zog, da sieht man stets große Gruppen von Ballschlägern und die Schüler aus den geistlichen Kollegien in der ernsten Priestertracht, in langen faltigen Gewändern betheiligen sich dabei mit großem Eifer.

Das sind gegenwärtig die römischen Spiele, der gefährliche papierne Spielball der Lotterie und der unschuldige von Leder. Wo sind die Circenses, die Theater mit Freibillets geblieben? In dem modernen Rom ist nichts mehr gratis zu haben, außer Luft, Licht und Kirchenfester; die geistlichen Triumphe der Gegenwart aber werden nicht durch öffentliche Schauspiele gefeiert. Seelen aus allen Theilen der Welt werden hinter hohen Mauern gezähmt und zugeritten, Menschen so kunstvoll dressirt, daß sie in der Hand ihres Vorgesetzten, wie Ignaz von Loyola sagte, gleich einem Leichnam sind; die wilden Bestien aber, die Löwen und Tiger, genießen in unserer aufgeklärten Zeit ihre volle Freiheit und selbst die Wölfe erscheinen nur in Schafskleidern. Als Metellus seinen Sieg in Sicilien errungen hatte, kämpften 142 Elephanten auf einmal im Circus Flaminius; das österreichische

Konkordat, das der bedeutendste Sieg Roms in jüngster Zeit ist, hat keiner öffentlichen Zuneigung sich zu erfreuen gehabt und ist nicht einmal symbolisch verherrlicht worden. Wo die Publicität nach allen Seiten unterdrückt ist und selbst die offizielle Presse nur die magersten Auszüge liefert, finden zwischen Volk und Regierung gar keine Beziehungen statt, soweit sie nicht der Gensd'arm und der Steuerempfänger vermittelt. Nur das längst vergangene und allmählig ausgegrabene Rom, nur die Todtenstadt erfreut sich des frischen Luftzuges der Oeffentlichkeit und am 23. April konnten wie alljährlich die Archäologen ungestört den 2611. Geburtstag der ewigen Roma feiern, wobei die feurigsten Toaste auf Romulus und Remus, die Söhne der Wölfin, die Herzen aller Anwesenden begeisterten. In der Gegenwart erschien uns nur noch die Lotterie als das einzig öffentliche Schauspiel, das von einer Theilnahme des Volkes am Staate zeugte, und mehr oder weniger patriotische Demonstrationen veranlaßte. Selbst der verlierende Römer kann stolz auf seine Brust schlagen und mit dem berliner Verein für Pferdedressur ausrufen: Pro patria est dum ludere videmur, wir machen uns um den Staat verdient, wenn wir zu spielen scheinen!

XI.

Das Osterfest. — Der Papst.

In keinem Staate ist die Parole des väterlichen Absolutismus „Alles für das Volk, Nichts durch dasselbe" mehr eine Wahrheit geworden als im römischen. Im Kirchenstaat, wo der Staat in der Kirche aufgegangen, begleitet die Kirche den Menschen von der Wiege bis zur Bahre; an jedem Morgen ruft sie ihn durch ihre Glocken zur Andacht, an jedem Abend empfiehlt sie ihn dem Schutze der Madonna. Für die ganze Zwischenzeit befreit sie den Staatsbürger von allen Qualen des Lebens, indem sie ihm das harmlose Privilegium des Bettelns verleiht, und von allen Qualen des Gewissens, indem ihr geweihter Diener die Absolution für alle Sünden ertheilen darf und zugleich dem Reuigen die künftige Seligkeit garantirt, d. h. nach Ablauf des Fegefeuers. Aber alles das sind nur die Freuden der Einsamkeit, die Freuden des Einzelnen; auch die allgemeinen Genüsse, die Volksfeste spendet die Kirche und sie feiert nicht nur mit großem Pomp die tradi-

tionellen Feiertage, sondern sie wählt auch aus ihrer großen Zahl von Heiligen die Verdienstvollsten aus, und veranstaltet zu ihren Ehren großartige Aufzüge, Prozessionen, Vokal- und Instrumental-Konzerte. Für den Fremden ist nichts wichtiger als ein römischer Kalender, und was in der Metropole der Intelligenz das Intelligenzblatt oder der Tages-Telegraph, das ist in der Metropole der Christenheit jenes kleine Büchelchen, das alle Volksfeste enthält, die die Kirche mit ihrem Glanze umgiebt. Je mehr ein Heiliger gespießt, gepfählt oder zerstückelt wurde, je mehr Martern er erduldet, desto mehr Freude verbreitet er, und wie bei der lernäischen Schlange aus jedem abgeschlagenen Kopfe zwei neue hervorwuchsen, eben so fruchtbar ist hier jeder Blutstropfen, indem er die Saat der Freude nach allen Richtungen ausstreut. Der katholische Kultus, der in Italien nie düster und ascetisch ist, singt zu den gräßlichsten Qualen die heitersten Melodien; Text und Musik liegt himmelweit auseinander wie bei Bellini, und wollte man einen Heiligen nur nach dem Charakter seiner Feste beurtheilen, so könnte man auf höchst profane Genüsse und Eigenthümlichkeiten schließen, die namentlich bei den Wallfahrten oft von sehr pikanter Natur sind.

Obgleich die Ehren, die man den Schutzpatronen und Heiligen ersten und zweiten Grades erweist, einen mehr volksthümlichen Charakter tragen, namentlich an

den Orten, wo die Schutzmacht in eigner Person einst gewaltet haben soll, so verschwindet dennoch all dies Festgepränge gegen den großartigen Prunk, den seit Jahrhunderten der Stellvertreter Christi zu Ehren des Heilandes, an dem für die Heiligengeschichte denkwürdigsten Tage entfaltet. Natur, Kunst, Lokalität, Musik, Kostüm — Alles ist hier in einen Einklang gebracht, der auf jedes Herz eine ergreifende, wenn auch nicht eine religiöse Wirkung hervorbringen muß. — Das Osterfest, das Fest der Auferstehung, nimmt unter allen den großartigen Schauspielen, durch welche die Hierarchie auf die Massen zu wirken sucht, den ersten Platz ein, und es ist bemerkenswerth, daß in der Peterskirche, wo der Papst selbst die Funktion verrichtet, weit mehr andächtige oder wenigstens staunende Ketzer zu finden sind, als Gläubige. Schon an den Tagen vorher, in der ganzen heiligen Woche, ist der Fremdenzufluß so stark, daß der Römer gegen den Barbaren fast in der Minderheit bleibt; die französische Sprache gewinnt das Uebergewicht, und der Kutscher übersetzt die Formel, mit der er seinen Wagen anbietet, in französische Brocken, die eben so holprig klingen, wie wenn man über das antike Pflaster der Via Appia fährt. Das „Monsieur“ ist an die Stelle des „Signore“ getreten und zugleich mit ihm vornehmere Preise. Während sonst der gut ausgestattete zweispännige Wagen für die Tour nur 3 bis 4 Paul, ungefähr einen

halben Thaler, koſtet, ſteigen jetzt die Preiſe faſt um das Doppelte; tritt gar ſchlechtes Wetter ein, ſo daß die ſchönen Ketzerinnen unmöglich den langen Weg vom Fremdenviertel bis zur Peterskirche zu Fuß zurücklegen können, ſo iſt auf eine Beförderung per Achſe nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, und oft ſind alle Maſchinen des Fortſchritts in allen möglichen Geſtalten ſchon vorher mit Beſchlag belegt. Auch die Induſtriellen, die Ladenbeſitzer, die Kafés halten dann Ernte; was in anderen Ländern die Weihnachtsmeſſe iſt, das iſt hier die Oſtermeſſe, und mancher vergißt darüber die heilige. Es iſt vorgekommen, daß ein Geſchäftsmann, der am grünen Donnerſtage ſeine Zahlungen einſtellen wollte, am Feſt der Auferſtehung ſich wieder erholt hat, denn nur in dieſer kurzen Spanne Zeit blüht die römiſche Kunſt-Induſtrie, um ſich dann wieder auszuruhen durch die lange Sieſta des Sommers und Winters. In der heiligen Woche verſendet Rom die meiſten heidniſchen Götzenbilder, und wir waren ſelbſt Zeuge, wie der Apollo von Belvedere und der Laokoon in Zink, Bronce, galvanoplaſtiſch und als photographiſche Spiegelbilder, in große Kiſten eingepackt, eine Reiſe bis zu den Ufern des Miſſiſippi antreten wollten. Die Propaganda fidei, zur Beförderung des wahren Glaubens, thut dieſer heidniſchen keinen Eintrag; denn die Stützen des Papſtthums wiſſen es ſehr wohl, daß die Hauptſtadt der Chriſtenheit

ihren Ruhm eben ſo den alten wie den neuen Göttern zu verdanken hat, wie denn der Papſt in ſeiner Reſidenz, dem Vatikan, dem olympiſchen Zeus und der Venus des Praxiteles faſt näher wohnt als dem Apoſtel Paulus und der Madonna der Peterskirche. Nur iſt der Unterſchied, daß die Götter des Alterthums nur einfache ſchlichte Kunſtbetrachter zu ihren Dienern haben, die gläubig das Evangelium verehren, das der vates Winkelmann predigt, während die Heiligen der Neuzeit den großartigſten Prunk entfalten und ihre zahlreichen Diener in den reichſten Gewändern des Luxus einherſtolziren.

Und ſiehe, ſo eben bewegt ſich über den Ponte St. Angelo nach der Peterskirche zu eine Reihe von Kardinals-Equipagen, für die die päpſtlichen Dragoner, die an der Brücke Wache halten, ſogleich den Menſchenſtrom durchbrechen und die Wellen zertheilen. Dieſe hochhängenden rothen, reich vergoldeten Equipagen repräſentiren uns noch das ganze Mittelalter: ſie werden zu Michel Angelo's Zeit nicht anders geweſen ſein. Schwerfällig, bequem, breit, ſind ſie ganz den Darinſitzenden angemeſſen; die Decke der Kutſche dehnt ſich auf eine unverhältnißmäßige Weiſe aus, denn ſie iſt darauf berechnet, daß die drei auf dem Bedientenbrett ſtehenden Lakaien ihre rothen Regenſchirme darauf legen können. Kein Kardinal ohne drei reichgalonnirte Lakaien, kein Lakai ohne Regenſchirm — das gehört

zu den unerschütterlichen Satzungen der Kirche, mag der Himmel bewölkt oder heiter sein. Die Pferde, so schwerfällig wie man sie bei uns vor den Wagen der Bierbrauer sieht, haben große Federbüsche zwischen den Ohren befestigt, und sind so reich angeschirrt und mit Riemenzeug versehen, daß fast ihr natürliches Kleid darunter verschwindet. Ein römisches Sprüchwort sagt mit Bezug auf das schlechte Pflaster: „Rom ist das Paradies für die Priester und die Hölle für die Pferde", aber die Kardinalspferde sind von den Höllenstrafen befreit: denn da jeder dieser Würdenträger sich vorschriftsmäßig vier Pferde halten muß, und ihre Geschäfte nicht zu überhäuft sind, so wird der Verein gegen Thierquälerei in den wohlgepflegten Kardinalspferden nur Kardinal-Tugenden entdecken können. Doch dort zeigt sich noch eine glänzender aufgestutzte Equigage; der Wagen sieht wie ein mittelalterlicher Krönungswagen aus, er strotzt von Gold und die Bedienten tragen runde, lackirte, mit Federbüschen gezierte Hüte. Sollte in die Vorschriften der Hierarchie eine muthwillige Bresche geschossen sein? Nein, das ist eine weltliche Größe. Der darin Sitzende ist ein römischer Senator, eine Magistratsperson trotz seiner fast geistlichen Tracht. Auch das neue Rom hat noch seine Senatoren, und das „senatus populusque Romanus" liest man noch immer auf allen Bekanntmachungen; nur die Volkstribunen sind abhanden gekommen.

Wir folgen den Wagen und dem Menschenstrom, der sich über die Engelsbrücke in der kleinen Straße, die nach der Peterskirche führt, mit Lebensgefahr hindurchdrängt. Wie unbedeutend erscheint in der Entfernung die berühmte Kuppel, da wir sie fast nur zur Hälfte erblicken können, und die enge Gasse, die Napoleon einst niederreißen wollte, den Totaleindruck vollkommen hindert. Man muß erst auf dem großen Platz vor der Kirche selbst angekommen sein, um einigermaßen das Werk Michel Angelo's prüfen zu können; aber auch hier hindert wieder die einen Theil der Kuppel bedeckende Façade der Kirche. Wie wir uns auch drehen und wenden mögen, wir haben ein Riesenwerk vor uns, aber es ist ein Stückwerk, der Riese ist verwachsen. Wie harmonisch ist aber der Platz selbst und wie gewinnt er heute noch durch das bunte Leben der Massen, die alle wie sich jagende Wellen darüber hinströmen! In der Mitte der mächtige Obelisk aus Heliopolis, den Kaligula aus Aegypten nach Rom bringen ließ, und den Sixtus V. wieder von den Todten auferweckte, die schäumenden Fontainen zu beiden Seiten, die hoch steigende Wasserstrahlen prasselnd auf die geschwungenen Becken niederfallen lassen, und endlich diese vier kolossalen Säulenreihen, die, von der Kirche ausgehend, halbkreisförmig den Platz umschließen. Sie gleichen den Armen, die eine Riesenmutter ihren Kindern entgegenstreckt. Keine Stadt hat einen

ähnlichen Platz aufzuweiſen, wie ihn hier Bernini geſchaffen, keine Stadt eine Kolonnade wie dieſe, die aus 284 Säulen beſteht und oben auf dem Dach der Säulenhalle noch 162 Statuen von Heiligen und Ordensſtiftern präſentirt, alle nach Berniniſchen Zeichnungen. Auch in Rom wohnen die Heiligen weit mehr auf als in den Paläſten!

Durchſchneiden wir jetzt den Platz vor den Koloſſalſtatuen der Apoſtel Paulus und Petrus, welche als Wächter an der Treppe ſtehen, und treten in die Kirche ein. Es iſt Oſterfeſt und doch iſt nicht das mindeſte Gedränge, denn der Raum iſt ſo koloſſal, daß hier Tauſende von Menſchen noch keine Ueberfüllung hervorbringen. Dreihundert Schritte lang, zweihundert breit, das iſt der Flächeninhalt. Das gegenwärtige Rom iſt zu klein geworden für dieſe Dimenſionen, über deren Ausſchmückung Deutſchland ſich ſo entſetzte, daß ein einfacher Auguſtiner Mönch eine geiſtige Revolution hervorrief, der Fürſten und Völker ſich anſchloſſen. Um in die Nähe des Altars zu gelangen, müſſen wir zwei Kompagnien päpſtlicher Jäger die Revue paſſiren laſſen, die in dem mittleren Schiff eine Chaine gezogen haben; wir ſchenken im Vorübergehen einen Blick der runden Porphyrplatte, auf der die Kaiſer vor der Krönung niederknien mußten, und der bronzenen Statue des heiligen Petrus, welcher ſitzend die Rechte zum Segen erhebt, und in der Linken die Schlüſſel hält.

Um alle Pfeiler, die ſo breit ſind, daß die zahlreichſte Familie ſich bequem an ihren Fronten anlehnen kann, kauern Andächtige, Knieende, Neugierige, ſelbſt Hunde laufen umher, denn ohne herrenloſe Hunde iſt keine kirchliche Feierlichkeit in Rom denkbar. Endlich gelangen wir in die Nähe des Hauptaltars, aber hier ſind wirklich Hinderniſſe. Man muß einen Paß haben, um in die Pforten des Paradieſes eintreten zu können; ſeine Wächter ſind gläubige Schweizer, die Schweizergarde des Papſtes in geſchlitztem, roth-blau-gelben Wamms den Farben des heiligen burgundiſchen Reiches. Sie tragen wie die Lanzenknechte eine Hellebarde; eine Pickelhaube; keine ſteife Kravatte bedeckt ihren Hals, ſondern eine mittelalterliche Halskrauſe vervollſtändigt dieſes echte Bild längſt vergangener Zeiten. Unſere Garde hat nur doppeltes Tuch; die päpſtliche Garde ſogar dreifaches, ſo daß namentlich die eng anliegenden unter dem Knie gegürteten Beinkleider an das natürliche Koſtüm der Zebras erinnern. Und dabei die treuherzigen Geſichter Schweizer Bauern, mit ihren ſchlichten blonden Haaren, halb einfältige Seelen, halb Eiſenfreſſer, faſt alle gebürtig aus dem Jeſuiten-Kanton Luzern, der treueſten Stütze der Hierarchie. Welches iſt aber der Paß? Etwa ein Glaubensbekenntniß, eine offizielle Bekreuzigung, eine Eintrittskarte? Nichts von alle dem. Der Schweizer ſieht dich nur von hinten an wie ein Kunſtkenner die Venus kallipygos und mißt an dem Maaßſtab deines Kleidungs-

ſtücks, ob es ein Frack oder ein Ueberrock iſt. Im letztern Fall iſt der Schweizer unbarmherzig, vertheidigt mit der Hellebarde das Allerheiligſte gegen den Ueberrock; im erſtern Fall iſt er demüthig höflich, und er, deſſen Ahnen ſich vor keinem Hut beugen wollten — beugt ſich vor einem ſpitz zulaufenden Kleidungsſtück, vor dem poeſieloſen Frack, dem Wrack aller Gewänder. Nur bei den Damen zeigt ſich noch der Schweizer des Rütli. Sie dürfen keinen Hut haben; nur ein ſchwarzer Schleier, der im Hinterhaar befeſtigt in den Nacken herabfällt, darf das Haupt der Dame zieren, die auf den Tribünen ihren Platz einnehmen will. Dies ſind die feinen Unterſchiede, welche die Schweizer beobachten müſſen, die um den Altar eine halbkreisförmige Chaine gezogen haben. Manchmal trauen ſie kaum ihrem Auge und nehmen dann den Taſtſinn zu Hülfe; ſie halten den Frack für einen zuſammengelegten Ballen von Ueberrockſchößen, der, ſobald er die Grenze paſſirt, die komprimirte Luft ausſtrömen läßt und nun ſeine wahre polizeiwidrige Geſtalt annimmt. Sie betaſten dann den Eindringling von allen Seiten, und wehe Dem, der ein gottloſes Gewand einſchmuggeln wollte; er kommt aus dem Fegefeuer des Gedränges in die Hölle der Langeweile, wo ihm Hören und Sehen vergeht, weil er, hinter den rieſigen Schweizern poſtirt, ſeinen Hals ebenſo recken muß wie ſeine Ohren ſpitzen. Chriſtus umgab ſich mit Zöllnern, Fiſchern und Ar-

beitern, während sein Stellvertreter nur salonfähige Personen im Gesellschaftskleid in seiner Nähe duldet. Der Frack führt uns dicht an den Hauptaltar, wo wir die ganze Scene betrachten können, die auf ihm und die hinter ihm vorgeht. Ueber den Hauptaltar selbst erhebt sich das berühmte Tabernakel von vergoldeter Bronce. Dies geschmacklose Baldachin-Ungeheuer, so hoch wie das Berliner Schloß, nämlich 100 Fuß, erscheint uns durch die riesigen Verhältnisse der gesammten Umgebung lange nicht so kolossal, wie wir vermutheten, wie es überhaupt die Eigenthümlichkeit der Peterskirche ist, daß sie anfangs klein erscheint, je öfter wir sie aber sehen, wie jede wahre Größe, mehr und mehr vor unserem Auge wächst. Erheben wir den Blick bis zur Kuppel, 400 Fuß hoch — welche Räume hat das Auge zu durchmessen! Und jene kolossale Inschrift — wie stolz thront sie am Fuße der Kuppel: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum“, das ist der Fels, auf den ich meine Kirche bauen will. Aber um mich herum sind keine Säulen des Papstthums. Nichts als schwarzgekleidete Ketzer, die die Neugierde nach Rom geführt hat; man hört fast nur englisch und deutsch und die schönen Gesänge, die vom Chor ertönen, die Jubelhymnen der Kastraten erwecken nicht die mindeste Andacht. Verwundete Hühneraugen, gequetschte Hüte, Kampf mit dem

Kampf mit dem Ellenbogen, verlorene Handſchuhe, alles das, bringt in der dicht gefügten ſchwarzen Maſſe eine ewige Unruhe hervor, die keinen tiefern religiöſen Eindruck aufkommen läßt. Und wirklich iſt das Schauſpiel, ſo glänzend es auch iſt, auch dazu nicht angethan. Auf die halbkreisförmige Tribüne hinter dem Altar ſind alle Blicke gerichtet; auf der einen Seite ſind die geiſtlichen Stützen der Hirarchie, auf der anderen die weltlichen. Die Kardinäle ſitzen hier in ihren prächtigen violet ſammtnen Mänteln mit dem Kragen von Hermelin darüber, die Prieſter in dunklen Gewändern, die ſogenannten cauditarii, die Schleppträger, lagern zu ihren Füßen; die faltenreichen Mäntel, die rothen Käppchen, die greiſen Köpfe, die pagodenhaften Bewegungen — alles das bringt ein eigenthümliches Bild hervor, das bei aller Großartigkeit doch durch die Theilnahmloſigkeit und Schlaffheit vieler Geſtalten nahe an Lächerlichkeit ſtreift. Dieſen patriarchaliſchen Geſtalten gegenüber, die durch maleriſchen Faltenwurf erfreuen, blitzt nun der moderne kriegeriſche Schmuck der päpſtlichen Nobelgarde, hier alles in reichen Farben zerfließend, dort alles beſtimmt, ſtraff und gedrungen. Und doch, obgleich die weltliche Miliz mit goldenen Helmen, mit reich geſtickten Röcken geſchmückt iſt und der edle Anſtand römiſcher Nobili in ihrer ganzen Haltung ſich ausſpricht, obgleich ſie in der Fülle der Jugend prangt: die alten Kardinäle mit

hängenden Köpfen, die ihre Augen kaum aufblitzen lassen, sie imponiren dennoch mehr durch ihre malerische Tracht, durch das Ensemble der Umgebung, als die geschniegelten Ritter, die nun einmal in den großartigen Dom nicht hineinpassen.

Und mitten zwischen der geistlichen und weltlichen Miliz, zwischen den Erzvätern und dem Troß der Reisigen mitten in der Peripherie des Halbkreises sitzt Pio nono auf seinem Thron, ein wohlbeleibter Greis mit dem gutmüthigsten Gesicht, dem treuherzigsten Blick, das Ideal eines Seelenhirten, eines Vaters seiner Gemeinde. So bescheiden und demüthig sieht er aus wie ein Landpfarrer, nichts Pfäffisches, nichts Jesuitisches in seinen Mienen, wohl aber viel Schwärmerei und Schwäche. Und welche Verwandlungen werden während des Gottesdienstes mit ihm vorgenommen! Da wird ihm die silberweiße mit blitzenden Diamanten geschmückte Tiara, das Zeichen der weltlichen Herrschaft, aufgesetzt, dann der Purpurmantel ihm umgehängt, dann die Tiara wieder abgenommen und sein greises Haupt mit dem kleinen weißen Käppchen bedeckt, dann wieder das Käppchen mit der Bischofsmütze vertauscht. Pius läßt Alles in Ruhe über sich ergehen, macht keine selbstständige Bewegung, nur mitten im stillen Gebet nimmt er dann und wann eine Prieſe und reinigt unbefangen seine Nase. Naturalia non sunt turpia — so denken noch heut die Römer. Der feierlichste Mo-

ment aber, der von den Tausenden Versammelter mit der höchsten Spannung erwartet wird, ist der, wo Pius IX. von seinem Sitz sich erhebt, auf den Altar zuschreitet und nun unter dem Schmettern der Posaunen, in eine Wolke von Weihrauch gehüllt, nach allen Seiten die erlösende Hostie zeigt. Die Mehrzahl liegt auf den Knien, die Soldaten und die Nobelgarde thun es auf Kommando, aller Blicke sind gesenkt wie vom Glanze geblendet. Es scheint, als ob der Papst für diesen erhebenden Akt seine ganze Energie zusammennehme. Dann merkt man nichts von Schwäche und Hinfälligkeit, seine Züge nehmen den Ausdruck überirdischer Verklärung an, er steht da wie ein begeisteter, gottgeweihter Priester, der das Heil der Welt bringen, den Durst der Seelen stillen will. Er steigt die Stufen des Altars herunter, die Tiara wird ihm wieder auf's Haupt gesetzt, der Armstuhl mit goldenen Lehnen steht bereit und nun heben ihn die rothgekleideten Sänftenträger empor. Der Papst wird durch die Kirche getragen und spendet mit halbgeschlossenen Augen, da er am Schwindel leidet, seine Finger vorstrekkend den dicht sich drängenden Massen den Segen.

Aber nun leert sich auch plötzlich der große Gottestempel. Das Militair rückt heraus, die Damen eilen von den Tribünen, der Frack hat seine Rechte verloren; der Arbeiter, der Landmann, der Bettler, die schöne Albanerin in ihrer Nationaltracht, alle stürmen

nach den Thüren und auf den großen Platz heraus, wo die päpstlichen Dragoner, die Jäger, die Schweizer, die französische Besatzung schon ein Karré geschlossen, und harren auf den Augenblick, wo Punkt 12 Uhr von der Loggia der Peterskirche der Papst als Verkünder des Segens erscheint. Ganz Rom, das Heer der Fremden, der Prinzipe, der Bürger, der Bauer, der Bettler, alles ist auf den Beinen, um diesen feierlichen Moment, der nur zweimal im Jahre wiederkehrt, zu genießen. Da steht der Kampagnareiter, der Wächter der Büffelheerde, mit rothwollenem Gürtel um den Leib, den gespornten Fuß durch lederne Kamaschen geschützt, und neben ihm das Modell aller Maler, der Hirt zu Fuß, die Beine in Ziegenfelle gehüllt, deren rauhe Seite nach außen gekehrt ist; nicht weit von ihm das mit Perlen und Ohrringen geschmückte Landmädchen aus Fraskati, deren viereckiggefalteter Linnenschleier mit dem schwarzen Haare so schön kontrastirt. Der kecke Bursche daneben ist eben im Begriff auf das Fußgestell eines Heiligen zu klettern, selbst der Obelisk des Sesostris ist vor Neugierigen nicht sicher, die das bunte wogende Meer, dessen Brausen die Fontainen nicht übertönen können, vom sichern Hafen aus überschauen wollen. Da endlich erdröhnen die Glocken St. Peters, dazwischen donnern die Kanonen der Engelsburg. Die Sonne sendet ihre glühendsten Strahlen, es schlägt 12 Uhr: der Papst erscheint auf der Loggia, hoch getra-

gen auf der reich vergoldeten mit rothem Sammt geschmückten Sedia gestatoria. Zwei kolossale Fächer von weißen Pfauenfedern, an hohen Stöcken schwebend bilden mit einer Reihe rother Kardinäle den farbenreichsten Hintergrund, und wir haben ein Bild vor uns, das an die Phantastik orientalischer Märchen erinnert. Pio nono wirft einen Blick auf die Schaar der Gläubigen, von denen ein großer Theil niederknieet, und ertheilt mit ausgebreiteten Armen und mit sonorer weitschallender Stimme „der Stadt und dem Erdball" — urbi et orbi — den apostolischen Segen. Zwei Papiere flattern vom Balkon herab: das eine ertheilt Vergebung aller Sünden, das andere den Fluch allen Ketzern und Feinden der Kirche.

Es könnte dieser Moment durch die reiche Scenerie, durch die Lokalität, durch das Läuten aller Glocken etwas wahrhaft Feierliches und Erhabenes haben, wenn nur unter den Menschen mehr Begeisterung sichtbar wäre. Wir sahen auf den Gesichtern der Römer, der Touristen und der Landleute nur den Reiz der Neugier, den jedes öffentliche Schauspiel ausübt; kaum daß sie Alle ihr Haupt entblößten. Alfred Reumont sagt in seinen römischen Briefen": „Die erhabene Poesie des Katholizismus hätte nichts Schöneres, nichts Würdevolleres, nichts Feierlicheres hervorrufen können als den Akt der Benediktion." Es sind diese Briefe im Jahre 1837 geschrieben worden, aber seitdem ist der

Nimbus des Papſtthums bedeutend geſunken. Der päpſtliche Bannſtrahl und der päpſtliche Segen hat ſelbſt an der Tiber keine zündende Kraft mehr. Gläubige und Ketzer, Schaafe und Wölfe und ſelbſt Wölfe im Schaafskleide, alle fühlen ſich nicht beſonders erhoben; ſie ſimuliren nicht einmal die Begeiſterung und ſelbſt auf nachdenkenden Phyſiognomien lieſt man nur den Seufzer des Skeptikers. „Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Und auch der Dichter des Fauſt ſagt in ſeiner 1787 unternommenen italieniſchen Reiſe von den kirchlichen Feierlichkeiten: „Effekt, wie man zu ſagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert hab' ich alles." Und bewundern muß man, wie alle Künſte hier zuſammenwirken, um einen großartigen Eindruck hervorzubringen; aber das Schlimme iſt, man merkt die Abſicht und man wird verſtimmt. Denn die religiöſe Erhebung und das bunte Gepränge ſchließen ſich immer gegenſeitig aus. Nur auf den Straßen hielt man eine allgemeine noch tiefer gehende Oſterfreude, die nicht bloß das Herz berührt, ſondern den Magen. Die Zeit der Frittata, der Faſtenſpeiſen, hat aufgehört; fett und mager ſind keine religiöſen Kategorien mehr, die Fleiſchwaarenhändler ſchmücken in der heiterſten Weiſe ihre Läden, und das Fleiſch, das Wochen lang verpönt war, dampft wieder in den Schüſſeln. So mäßig auch der Römer iſt und ſo we-

nig er zur Gastronomie hinneigt, so legen ihm doch die Fasttage — wenigstens außer dem Hause — manche Entbehrungen auf. Nur allein der Soldat, die mächtigste Stütze des Staats, ist so glücklich, durch eine päpstliche Bulle, um ihn bei Kräften zu erhalten, regelmäßig von allen religiösen Kasteiungen befreit zu werden. Und das ist nothwendig: denn gerade in der düstern, schwermüthigen Fastenzeit, die der melancholischen Stadt jeden Laut der Freude, selbst das Glockenspiel raubt, die selbst in den Kirchen die Bilder mit schwarzen Vorhängen bedeckt, sollen die meisten Verbrechen und Missethaten sich ereignen. Auch die geistigen Speisen und Zerstreuungen fehlen in der Quaresima; erst am ersten Ostertag sind wieder an den Straßenecken die Annoncen der Theater zu finden und die Söhne der Wölfin ergötzen sich an Oper, Ballet, Schauspiel und Puppenspiel. In Folge der langen Nüchternheit ist dann in den ersten Tagen der Beifall ein rauschender; denn schon Shakespeare läßt den Menenius sagen: „Ein Mensch, der ordentlich zu Mittag gespeist, ist milde und des Lobes voll.“ Das arme Rom hat wieder Fleisch und Schauspiele und vergißt auf einige Tage seine tiefe Schwermuth. Es ist traurig, aber wahr: das intelligente Volk, das zweimal die Völker der Erde beherrscht hat, es hat jetzt weiter keine geistigen Genüsse, als ein von Priestern censirtes Theater.

XII.

Die Museen.

In Rom ist nicht nur der Glaube positiv sondern auch das Leben. Wie F. v. Kölle richtig bemerkt, tragen die vielen Kirchenfeste dazu bei, einem Jahre wie dem andern dieselbe Reihe von Ereignissen, dieselbe zu durchmessende Bahn vorzuschreiben. Zwischen Festtagen und Fasttagen verläuft die Zeit und es geschieht nichts Neues an der Tiber. Auch die Fremden müssen sich diesem Zwange des Gegebenen unterwerfen, jede Kirche hat ihre Saison und selbst die Korsofahrten sind von den kirchlichen Prozessionen abhängig.

In allen andern Städten, in Paris, Wien, Berlin ist dem Belieben des Einzelnen ein größerer Spielraum geöffnet. In Rom herrscht der vom heiligen Stuhl approbirte Kalender, der fast jedem Tag seine besonderen Bestimmungen anweist und zu Ehren des Heiligen durch ein kirchliches Fest auszeichnet. Wer sich nun nicht an diese heiligen Vergnügungen kehren will bleiben dem etwa die profanen, die künstleri-

schen? Nein auch dafür hat Rom gesorgt. In allen andern Hauptstädten sind die öffentlichen Sammlungen der Kunstschätze auch wirklich öffentlich. In Rom sind sie nur einmal in der Woche öffentlich, am Montag das Museum im Vatikan, am Donnerstag das kapitolinische. An allen andern Tagen muß man nicht nur in jeder Abtheilung Trinkgelder zahlen, sondern auch noch die langweilige Begleitung erklärender Kustoden sich gefallen lassen. Daher haben Montag und Donnerstag schon im Voraus ihr Schicksal und die gesammte Fremdenschaar huldigt dann demselben heidnischen Kultus. Verwaist steht die Peterskirche, aber desto gefüllter ist der Platz davor. Fußgänger und Equipagen treffen hier pünktlich um 12 Uhr ein, Kunstsinn, Begier und Schaulust vereinigen hier alle Nationen. Und nur in der kurzen Spanne Zeit, nur während drei Stunden öffnet sich der vatikanische Palast, der 11,000 Säle, Zimmer und Kapellen enthält, dessen Verschönerung fast alle Päpste seit Martin V. eifrig getrieben haben, und der trotz seines großen Umfangs keine Facade hat und nur ein Anbau der Peterskirche ist, dessen Eingangspforte man nur durch die Schweizerwache auffindet. Wir wenden uns gleich nach dem Theil des Gebäudes der das Museum enthält, das im dritten Stockwerk gelegen ist. Wer das Museum des Louvre gesehen, der glaubt schon große Räume zu kennen, die kaum das Auge durchmessen kann. Die Galerieen im Vatikan, die

Galeria Lapidaria, das Muſeum Chiaramonti, die zuſammen 400 Schritt lang ſind, übertreffen an koloſſaler Ausdehnung alle ähnlichen Bauwerke. Und wie charakteriſtiſch tritt uns hier die ewige Stadt entgegen, die ſechstauſend Jahre über ſich hinweg ziehen ſah! Die Galeria Lapidaria, ſo genannt, weil ſie nur aus Denkſteinen, Grabſchriften und Reliefs von Sarkophagen beſteht, iſt ein verſteinerter Kirchhof, der dreitauſend Inſchriften enthält; auf der rechten Seite ſind die heidniſchen, auf der linken Seite ſind die chriſtlichen. Es ſcheint als ob die Manen der Verſtorbenen in dieſen Räumen ſchwebten, überall finden wir das D. H., das diis manibus, das zur Verſöhnung der Schatten dienen ſoll. Die Fremden durcheilen mit ziemlicher Theilnahmloſigkeit dieſen großen Korridor, deſſen Wände nur von der Vergänglichkeit ſprechen. Die Engländer haben nur ihr curious auf den Lippen, dagegen weilt der antiquariſche Forſcher mit innigem Behagen und ſchöpft aus den Leichenreden neuen Lebens- und Forſchungsmuth. In den Wänden des Korridors eingemauert, ſchauen hier die Inſchriften auf uns herab, halb verwittert, halb leſerlich, halb zertrümmert. Da beklagt einer ſein verlornes Lebensglück, während ein anderer ſeinen Ruhm als Erbauer einer Waſſerleitung eines Theaters, eines Tempels mit den hochtönendſten Worten anpreist. Die Kaiſer konnten immer eine große Portion von Lobeserhebungen vertragen und die

größten Tyrannen werden als fromme und glückliche und Glück spendende Wohlthäter der Menschheit bezeichnet. Postamente und Statuen sind eine Menge vorhanden; es war in dem Reich, das seinem Verfalle nahe war, Sitte geworden, daß jeder vermögende Bürger, der einmal dem hungernden Volke Brod oder Spiele veranstaltet, sich gleich eine Bildsäule zum ewigen Angedenken errichten ließ. Schon Cato klagt über diese Lächerlichkeit, er lehnte jede steinerne Ehrensäule ab indem er sagte: es wäre weit ehrenvoller für ihn, wenn die Nachkommen fragten nicht warum er eine, sondern warum er keine Statue bekommen habe. Jetzt kommt uns diese Sucht nach Monumenten trefflich zu statten, das Privatleben der Alten wird dadurch nach vielen Seiten hin aufgedeckt und die tiefe Gelehrsamkeit und der Scharfsinn eines Mommsen und Henzen hat „die erloschenen Züge des kalten Marmor" zu neuem Leben beseelt.

Durch Grabesnacht zum Licht, so schreiten wir vor und treten in den neuen Flügel, in den braccio nuovo ein, der unter Pius VII. nach dem Plan des Architekten Raphael Stern erbaut wurde. Hier empfangen uns die ewig heitern griechischen Götter, die, von oben beleuchtet, wie verklärte Gestalten uns anschauen und mit den modernen Wesen, die zu ihren Füßen sich tummeln, einen seltsamen Kontrast bilden. Die schöne „Pudicitia" scheint ihr in reichen Wellen-

linien herabfließendes Gewand noch enger zusammenzuziehen und der Silen mit dem kleinen Bachus offenbart die süßeste Freude.

Wie anmuthig und naiv sind die Kinder, die auf dem lang hingestreckten Flußgott, auf dem Nil, ihre Spiele treiben, und mit welcher innern Seelenruhe läßt der riesige Held die Schaar der Kleinen auf sich herumtrampeln! Doch die Uhr und die knapp zugemessene Zeit von nur drei Stunden zwingt uns auch hier nur im Fluge zu genießen; der eben verlassene Korridor hat an seiner äußersten Grenze noch manche Schönheiten, und so schwer es auch ist in diesem Walde von Büsten sich schnell zu orientiren, der jugendliche Kopf des Augustus, der durch unzählige Abgüsse bekannt ist, leuchtet hier hervor. Der echt römische Ernst, die scharf geschnittenen Züge, die Stirn auf der Gedanken thronen, lassen hier den Mann der Zukunft ahnen. Es ist diese Büste eine Lieblingsbüste der Fremden, und in den Bildhauer-Ateliers ist stets der marmorne Augustus für 50 bis 60 Skudi ein sehr gangbarer Artikel, und die jungen Anfänger in der Plastik haben zu dem jungen Kaiser eine besondere Zuneigung.

Wir sind die Galerie zu Ende, eine Vorhalle empfängt uns jetzt, in der der berühmte Torso des Herkules stets eine Menge von Bewunderern um sich versammelt: Ex ungue leonem, das ist hier die Ar-

heit der Kritiker. Wo ist noch ein ähnliches Fragment, das ohne Kopf, Arme und Beine den wunderbarsten Zauber der Schönheit offenbart, die männliche Kraft mit der höchsten Eleganz vereinigt und den menschlichen Scharfsinn seit Jahrhunderten beschäftigt. Kein Künstler wagte es diesen Rumpf zu ergänzen, die Kraft späterer Zeiten erlahmte beim Anblick dieser großartigen Schöpfung. Stahr nennt in treffender Weise den Torso des Herkules „die plastische Transfiguration des heidnischen Gottmenschen" und Winkelmann schildert so geistvoll wie prägnant die ideale Natur dieses Kunstwerks. „Der Künstler," ruft er aus, bewundere in den Umrissen dieses Körpers die immerwährende Ausfließung einer Form in die andere und die schwebenden Züge der gewaltigen Muskeln, die sich doch mit den sanftesten Umrissen in einander verlieren, wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen und aus derselben wieder hervorgewälzt wird."

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, die Kunstwerke des Vatikan ausführlich zu schildern und zu würdigen. Das ist Sache der Aesthetiker und Archäologen, die jeder Statue eine Monographie widmen können. Wir folgen nur der Fremdenschaar, die auf der kurzen dreistündigen Wanderung so schnell wie möglich den Honig aus den Blumen saugen will. Schon tönen

die Fragen an unſer Ohr: Wo iſt der Laokoon? Wo der Apollo von Belvedere? Wir paſſiren den achteckigen luftigen Hof des Bramante, in deſſen Mitte ein kleiner, murmelnder Springbrunnen in vollſter Thätigkeit ſich befindet. Dieſer Hof iſt von Hallen umgeben, von denen jede einem Gotte geweiht iſt.

Da iſt Laokoon, Apollo, Antinous. Kanova hat das dornenvolle Glück genoſſen, noch eine dieſer Hallen füllen zu können, aber obgleich er durch die Quantität geſiegt hat, indem er drei Figuren, einen Perſeus und zwei Fauſtkämpfer aufſtellte, ſo iſt ihm doch die Nachbarſchaft ſchlecht bekommen. Nur ein Thorwaldſen, der wirklich vom helleniſchen Geiſte erfüllt war, wäre würdig geweſen dieſen Olympiern zur Seite zu treten, wogegen die ſüßliche Kanova'ſche Sentimentalität in der Nähe der verſteinerten Tragödie des Laokoon, der majeſtätiſchen Hoheit des jugendlichen Apoll uns unangenehm berührt. Der Laokoon iſt die Quinteſſenz des höchſten Schmerzes, die furchtbare Vereinigung der körperlichen und der geiſtigen Leiden, das Märtyrerthum mit allen ſeinen Qualen. Das zur Seite ſich beugende Haupt, die Seelenqual die ſich in dem brechenden Auge ausſpricht, das ergebungsvolle Dulden zeigt uns das tragiſche Geſchick. Denn Dulden und Handeln iſt, wie in einer Tragödie, in der Gruppe des Laokoon vereinigt, man ſieht hier die zerſtörenden Kräfte und ihre Wirkung, während in der Gruppe

der Niobe nur die Wirkung aber nicht die Zerstörung selbst dargestellt ist. Der Kaiser Titus, der „die Freuden des menschlichen Geschlechts“ genannt wurde, hat den Leiden des Laokoon ein Denkmal gesetzt; im Jahre 1506 wurde auf dem Esquilin unter den Ruinen des kaiserlichen Palastes das herrliche Kunstwerk gefunden, das Plinius an demselben Orte gesehen hat. Den Leiden des menschlichen Geschlechts, dem Kaiser Nero, verdanken wir wenigstens einen Hochgenuß. Die Zierde seines Palastes in Antium, dem heutigen Porto d'Anzo, war das Ideal männlicher Kraft und göttlicher Schönheit, der weithintreffende Pfeile entsendende Gott, der unsterbliche Apoll, der nach Jahrhunderten aus dem unterirdischen Grabe in unverletzter Schönheit wieder auferstand. Und mit welcher Andacht wird heute der Jüngling verehrt; dicht gereiht stehen Männer und Frauen um ihn her und machen trübselige Vergleiche mit ihrer nächsten Umgebung, ja manchen Frauen wird erst an dieser heiligen Stätte klar, wie wenig ihre eigene Wahl den Gesetzen der Aesthetik entspricht. „Der ewige Frühling, der, wie Winkelmann sagt, die reizende Männlichkeit dieses Gottes umkleidet,“ mag manche Illusionen, die aus geschnürter Unnatur hervorgegangen, siegreich zerstört haben, und wir sehen es mit Freuden, wie Slaven, Angelsachsen, Franzosen, Deutsche vor diesem, aus karrarischem Marmor gefertigten Götterbilde, ein einig Volk von Brüdern wur-

den. Der Papst im Vatikan muß seinen Nachbar, den Apoll, beneiden, dem es gelingt, allein durch seine imponirende Persönlichkeit so viel Gläubige um sich zu versammeln, und selbst der Merkur und der Jupiter von Otrikoli können sich solcher Triumphe nicht rühmen. Wer die Suprematie des Geistes kennen lernen will, der die Materie wie spielend überwindet, das Siegesbewußtsein, das auf der Stirn thront, während die Lippe noch von Unmuth, von Verachtung schwillt, der betrachte diese ideale Gestalt, die uns ebenso anzieht, wie überwältigt.

Der Sala degli Animali, der Saal der Thiere, der sich hier anschließt, bringt uns auf andere Gedanken. Wir werden plötzlich auf die Erde herabgezogen und zwischen dem Realismus dieser Reiher aus Rosso antico, dieser schlanken Windhunde, dieser Hirsche und Störche ist ein mit Epheu bekränzter Eselskopf eine höchst drollige humoristische Erscheinung. In Museen jagen sich die Eindrücke noch schneller wie auf einer Reise. Den Thieren folgen wieder eine Reihe von Göttern, Feldherrn, Dichtern, auch die berühmte schlafende Kleopatra, das Haupt auf den Arm gestützt, ist hier in einer Nische aufgestellt, und am andern Ende des Saales der Statuen schwingt der Jupiter Verospi den Blitzstrahl, und Menelaus ausdrucksvoller Kriegerkopf, der mit dem Helm geziert ist, ruft uns mit noch

größerer Macht zur Bewunderung herbei, wie einst die Griechen zur Hülfe.

Im folgenden Saal der Musen erwartet uns die Blüthe des Griechenthums. Wir finden hier die Hermen von Zeno, Demosthenes, Alcibiades, Sokrates; ihnen gegenüber zeigen sich Aspasia und Perikles. Der Vatikan hat allein eine Büste der Aspasia, in deren Zügen sich weniger Schwung und Begeisterung, als eine gewisse pikante spöttische Ironie sich ausspricht. Der Jupiter von Otrikoli, so genannt von dem Ort, wo er gefunden wurde, ist die Zierde der herrlichen Rotunde (Sala rotonda), in deren Mitte eine riesige Porphyrschale prangt, die in den Bädern des Titus gefunden wurde. Wir haben schon auf unsrer Wanderung vielen Göttern in's Antlitz geschaut, aber vor der Majestät dieser Erscheinung müssen wir uns beugen; ja fast flößt uns der Beherrscher der Welt ein Gefühl von Furcht ein, denn er ist mehr, als der strenge züchtigende Gott dargestellt, wie als Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Wir steigen wieder vom Olymp zur Erde herab und bewundern in der „Sala della biga“ die ästhetische Gymnastik der Alten, die in dem so kräftigen wie graziösen Diskuswerfer die wunderbare Schnellkraft und Elastizität der Glieder offenbart.

Wir sind endlich mit dem Alterthum zu Ende. Die galleria geografica, die ihren Namen nach den

Landkarten der italienischen Provinzen führt, die an den Wänden gemalt sind, trennt die alte Zeit von der neuen. Das Griechenthum verschwindet, die alten Götter treten vom Schauplatz ab und eine neue Epoche beginnt, die mit überwältigender Macht aus der Grabesnacht der Barbarei und des Mittelalters zur Sonnenhöhe der Kunst sich emporschwingt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man aus der bunten Farbenwelt der Griechen und Römer aus dem Sagenkreis der Olympier und der Heroen in das Reich der Entsagung und der Demuth tritt, wo nicht mehr das Kämpfen und Siegen, sondern das Dulden und Harren die Krone des Lebens gewinnen sollte. Die Raphaelischen Tapeten, die nach Raphaels Kompositionen gewirkt wurden, machen selbst in ihrer Verstümmelung durch den Gegensatz gegen das früher Geschehene die mächtigste Wirkung.

Obgleich die Tapeten an vielen Stellen zerfetzt sind, indem sie nach der französischen Revolution in die Hände von Barbaren kamen, die das eingewirkte Gold verkauften, so ist doch ein Genie, wie Raphael, unzerstörbar.

Die Einfachheit und Klarheit der Komposition, die Zeichnung der Figuren, die Bewegung, Haltung und der Ausdruck in den Köpfen, das zeigt uns sogleich den hellen Blick, bei dem Erfindung und Ausführung innig verwebt war. Die Auferstehung Christi, der Fischzug, die Predigt des Apostel Paulus sind so ge-

niale Schöpfungen, daß sie über alle Wunder der Zeit gesiegt haben.

Unsre Begleiter, die nur flüchtige Reisende sind, verlangen jetzt noch die Raphael'schen Stanzen zu sehen; wir stehen dicht vor dem Thore der Offenbarung, aber wer kann in wenigen Stunden so viel Kunstgenüsse verdauen? Und doch zwingt uns die römische Regierung und speziell die Direktion der Museen durch ihre Engherzigkeit uns den Magen zu überladen. Es ist bald 3 Uhr und die Disputa, die Schule von Athen und die Schlacht des Konstantin warten noch unserer. Wer kennt nicht diese großartigen Wandgemälde aus Zeichnungen und Kupferstichen, die eben so geistvoll erdacht, wie aus einem Guß ausgeführt? Leider scheint man auch diese köstlichen Kunstwerke vor dem Eindringen von Schmutz und Staub nicht gehörig zu wahren; wir waren selbst Zeuge, wie man beim Ausbessern des Mosaik-Fußbodens im Saale der Disputa nicht die geringsten Vorkehrungen traf, um den Staub zu löschen, und man konnte in Verzweiflung gerathen, wenn man es ansah, wie gewissenlos die herrlichsten Schätze behandelt wurden. Ueberdies ist die Beleuchtung den Zimmern nicht günstig, und ist der Tag nicht ganz klar, so hat man Mühe, die in den Wolken getragenen Figuren, wie in der Disputa, zu erkennen. Und wie charakteristisch ist der Kampf der gottbegeisterten Männer und der Kampf der Philosophen! Dort schei-

nen alle, trotz widerſtreitender Meinungen, im Lichte der göttlichen Botſchaft ſich zu ſonnen, während in der Schule von Athen die Geiſter auf einander platzen, Plato und Ariſtoteles als Heerführer ſich gegenüber ſtehen, und der Cyniker Diogenes, die Tafel in der Hand, mit ſeiner eigenen Weisheit ſich begnügt. Göthe hebt dies beſonders hervor, mit wie tiefer Erkenntniß Raphael ſeine Vorkämpfer des Wiſſens gruppirt hat. „Wie die Völker, ſagt er, ſo theilen ſich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Ariſtoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerſtreit; und es iſt als ein großer Vorzug des unſrigen anzuſehen, daß die Hochſchätzung beider ſich im Gleichgewichte hält, wie ſchon Raphael in der ſogenannten Schule von Athen beide Männer gedacht und gegeneinander über geſtellt hat.“ Wir werfen noch einen Blick auf die **Stanza d' Eliodoro**, in das Zimmer des Heliodor. Der Kirchenräuber wird durch den himmliſchen Reiter zu Boden geworfen; dieſem mit Helm und Panzer bewaffneten Himmelsboten ſieht man ſeine göttliche Abkunft an, es iſt eine der ſchönſten idealiſirteſten Geſtalten, vor deſſen Seelenadel die Gemeinheit zu Boden ſinkt. Das an Umfang größte Freskogemälde, Konſtantins Sieg über Maxentius, hat Guilio Romano nach Zeichnungen Raphaels ausgeführt, der in dem Augenblick der Welt entriſſen wurde, als er dies Werk beginnen wollte. Wahrſcheinlich hat ſein Schü-

ler hier viel sein eigenes Erfindungstalent walten lassen, denn der Komposition mangelt die Klarheit, und in dem großen Schlachtgewühl am Ponte Molle vermissen wir den Ariadnefaden des Künstlers, der uns sicher durch die wogenden Massen hindurch führt. Die Römer haben nicht das Sprüchwort, daß die Zeit Geld ist, aber der fremde Besucher des Vatikan muß es haben. Er muß mit der Zeit geizen, da sie ihm so karg zugemessen ist. Schon wird das Publikum von den Kustoden und Schweizern gedrängt, die Säle, die leer geworden, gleich geschlossen und ein künstlerischer Rückzug nicht gestattet. Immer vorwärts, ist die Parole der vatikanischen Beamten, obgleich sie sonst im Vatikan nicht maaßgebend ist. Man erlaubt uns noch durch die besondere Gunst eines der Directoren, eines bekannten Bildhauers, wenigstens die Loggien zu sehen, und wir bemerkten mit Freuden, daß Rom selbst auf diesem Boden Ausnahmen von der Regel gestattet. Die erste Arkadenreihe im zweiten Stockwerk des vatikanischen Palastes führt den Namen der Loggien Raphaels. Früher waren diese nach dem Hofe zu liegenden Hallen geöffnet und den Einflüssen der Witterung ausgesetzt; unter der napoleonischen Herrschaft wurde endlich diese Barbarei aufgehoben, es wurden Fenster vorgezogen, und jetzt wenigstens vermag Regen und Wind nicht mehr die Raphaelsche Bibel vor den Augen der Welt stückweise zu vernichten. Aber leider

war es schon zu spät: Im Ganzen sind nur noch der herrliche dekorative Schmuck, die Verzierungen und Arabesken, die Blumen und Fruchtgewinde einigermaßen erhalten; von den Figuren sind nur noch die Umrisse zu erkennen, und nur durch die unzähligen Plagiate und Vervielfältigungen, die diese anmuthige Schöpfungen der ganzen Welt zugänglich machten, ergänzt sie das Auge. Schon Göthe klagt darüber und ruft aus: „Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, es ist, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloschenen beschädigten Handschrift herausstudiren sollte." Und seit der Zeit sind noch 70 Jahre über die Loggien hinweggezogen! — Die Deckenstücke, die mehr gegen die Elemente geschützt waren, strahlen noch immer in unverwelklichem Glanze, und die Farben sind noch wohl erhalten. Wie herrlich muß früher der Anblick gewesen sein; keinen reizendern dekorativen Schmuck, der doch so leicht hingeworfen erscheint, kann man ersinnen, es ist, als ob die Phantasie von Blumenduft berauscht, ihre bunten Träume gemalt hat. Und wie passen zu dieser reichen feenhaften Ausschmückung jene biblischen Anstalten, die uns in das Reich der Mythe versetzen. Loth mit seinen Töchtern, Lea beim Brunnen offenbaren die natürlichste und edelste Auffassung. Gott Vater, der das Chaos bändigt, erinnert etwas an Michel Angelo, und dieser soll behauptet haben, daß Raphael trotz des Verbots in die sixti-

nische Kapelle gegangen und von dort den ihm eigenthümlichen Gott Vater entführt habe. Die heilige Inquisition mischte sich nicht in diese Eigenthumsfrage, wie überhaupt das Papstthum darin liberal war, daß es damals den Künstlern den weitesten Spielraum in ihrer subjectiven Auffassung ließ. Raphael zeigt uns Götter, Engel und Madonnen so einfach natürlich und menschlich, daß sie dem Kinde wie dem Manne gleich verständlich sind. — Was Boccacio von Dante sagte, kann man mit noch größerem Recht auf Raphael anwenden. „Es ist ein Strom, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen kann," es ist Tiefe und Einfachheit, es ist die erhabenste Idee und der schönste Schein, es ist das Unendliche und das Endliche, die hier im Brennpunkt eines Genius ihre Vermählung feiern.

Vasari, der in seinen Biographien ausgezeichneter Künstler sich geflissentlich bestrebte, den Michel Angelo auf Kosten Raphaels zu feiern und zuerst ihn als einen Plagiator hinstellte, ist doch beim Anblick der Loggien so begeistert, daß er entzückt ausruft: man kann nichts Schöneres machen, noch ersinnen. Und obgleich er sein Gegner ist, so war doch Raphaels Persönlichkeit so hinreißend, daß selbst alle seine Neider ihm gegenüber ihre üble Laune verloren und wie von zauberischer Macht ergriffen, vor ihm sich beugten. Wie Nebel vor der Sonne flieht, so zertheilte sein

Genius die trüben Wolken kleinlicher Künstlereitelkeit. Vasari sagt: „Raphael ist überall lieblich erschienen und hat überall Wohlgefallen erweckt. In seiner Gesellschaft waren alle einig, was sonst wider die Natur der Künstler streitet; nicht nur die unbedeutenden waren es, sondern auch diejenigen, welche den Anspruch machten groß zu sein. Alle üble Laune schwand, wenn sie ihn sahen, und jeder niedrige gemeine Gedanke war aus ihrer Seele verscheucht. Sie fühlten sich überwunden durch seine Freundlichkeit, seine Kunst, und mehr noch durch die Macht seiner schönen Natur."

Wer selbst weiter nichts als die Loggien gesehen, in denen in Form und Gedanke die höchste Anmuth sich ausspricht, wird diese Worte Vasari's unterschreiben. Aber im Vatikan hat Raphael noch ein schöneres Denkmal sich erbaut. Die vatikanische Gemäldegalerie, obgleich sie gewiß die kleinste der öffentlichen Galerien in Europa ist, enthält doch so reiche Kunstschätze, daß sie allein mehrere Montage in Anspruch nimmt. Fünf Raphael's sind in dieser Sammlung, die nur 38 Nummern zählt. Die berühmte Madonna di Fuligno, die Krönung der heiligen Jungfrau, eines seiner ersten Werke, die Transfiguration sein letztes, das geistvolle, so innig komponirte Bild, das die drei theologischen

Tugenden darstellt, und endlich eine Predella zu der Krönung Maria's, die in der Zeichnung noch ganz die überkommene, etwas ängstliche Manier seines Lehrers Perugino zeigt. Es stammen diese Werke fast alle aus verschiedenen Epochen, aber ein Raphael'scher Zug geht durch alle, das ist die Grazie und der feine Schönheitssinn, der in allen, mehr oder weniger entwickelt, sich kund giebt. Titian, Perugino, Domenichino, Sacchi, Murillo, das sind in diesen Räumen Raphaels Hausgenossen, die alle durch vortreffliche Werke repräsentirt, mit ihrem Meister um die Krone zu ringen scheinen.

Haben wir die römische Regierung wegen ihrer Engherzigkeit getadelt, mit der sie dem Publikum nur einmal in der Woche den Anblick so herrlicher Schätze gestattet, so müssen wir die Urbanität der römischen Patrizier um so mehr anerkennen, deren Galerien täglich oder wenigstens mehreremal in der Woche und immer auf viele Stunden geöffnet sind. Die Säle des Fürsten Borghese, die eine der werthvollsten Sammlungen enthalten, sind kaum mehr Privatbesitz zu nennen; alltäglich ist hier der Eintritt ohne jede weitere Formalität gestattet, und an Raphaels herrlicher Grablegung kann man zu jeder Zeit sich erheben. Das Portrait eines Kardinals und das Cäsar Borgia's, in dem noch mehr Blasirtheit als Wollust und Grausamkeit sich ausspricht, sind auch Raphael'sche Werke, in denen namentlich beim Kardinal die lebensvollste Auf-

fassung sich ausspricht. Eine Corregio'sche Perle glänzt hier, die um so höher hier anzuschlagen, weil in Rom so wenige Werke dieses Meisters zu finden, es ist die Danae, der Jupiter in Gestalt eines Goldregens erscheint. Eins der berühmtesten Gemälde des Domenichino: Diana mit ihren Nymphen auf der Jagd, zeigt uns in schöner Landschaft die anmüthigsten Gruppen der jagenden Götter. Bilder von Gerofalo, die gut gemalt, aber nüchtern komponirt sind, sind in großer Menge vorhanden; auch von Andrea del Sarto hat man eine reiche Auswahl.

Mit der Galerie des Fürsten Borghese wetteifern an Quantität die des Fürsten Doria, aber an Qualität muß sie bedeutend nachstehen. Anibale Caracci ist hier durch Meisterwerke vertreten, einer der vorzüglichsten Claude Lorrains, eine reizende Landschaft, fesselt unser Auge; das Portrait des berühmten Andreas Doria, durch die feinste Charakteristik sich auszeichnend, zeigt uns die große Meisterschaft Sebastians del Piombo. Noch eine Menge sehr beachtenswerther Gemälde finden sich, aber die noch größere Masse des minder Guten schwächt den Eindruck. Die kleine Galerie des principe Sziarra ist ein wahres Schmuckkästchen, das mit den strahlendsten Edelsteinen eingefaßt ist. Der berühmte Violinspieler von Raphael ist hier der größte Anziehungspunkt; neben ihm die Kartenspieler von Caravaggio und die beiden Frauen in hal-

der Figur, die die Eitelkeit und die Bescheidenheit darstellen von Leonardo da Vinci. Endlich sind noch die Galerie Barberini wegen des Portraits der Fornarina und Cenci der Beachtung werth, die leidende engelreine Unschuld und ihr Gegensatz die glückliche von seliger Freude erfüllte Geliebte, sie bilden hier ein vis-à-vis, bei dessen Betrachtung uns die Frage Warum? auf den Lippen schwebt, diese Frage an das Schicksal, das so verschieden seine Güter austheilt. Aber „ein Narr wartet auf Antwort." Auch jenseits der Tiber in dem stillen Trastevere haben noch die Künste ein Domizil und der Fremde muß auch dorthin pilgern. Am Abhang des Janiculus in der Villa Farnesina, die über den Gärten des Kaisers Geta erbaut ist, finden wir das herrliche Freskogemälde der Galathea, das Raphaels Meisterhand ausgeführt hat. Die Tochter des Nereus erscheint hier in einer von zwei Delphinen gezogenen Muschel, umgeben von Nereiden, Tritonen und Liebesgöttern. Wie wenig Raphael sonst von Künstlereitelkeit erfüllt und nur im fortdauernden Arbeiten und Streben seinen innern Frieden fand, das zeigt uns ein Brief, den er gerade über dieses Werk an einen seiner Gönner, den Grafen Balthasar Kastiglione schrieb. „Was die Galathea betrifft, so würde ich mich für einen großen Meister halten, wenn nur die Hälfte der schönen Sachen drin wäre, von denen Sie mir schreiben. In Ihren Worten erkenne ich Ihre Liebe. Da eine Theurung ist an guten Richtern und

an ſchönen Weibern, ſo bediene ich mich einer gewiſſen Idee, die mir vor den Sinn kommt. Ob dieſe etwas von Trefflichkeit für die Kunſt habe, das weiß ich nicht, wohl bemühe ich mich ſie zu haben. (Ma essendo carestia e dé buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea, che mi viene alla mente. Se questa ha in se alcuna eccellenza di arte, io non so, ben m'affatico d'averla.)

Der Farneſina gegenüber iſt der ſchöne großartige Palaſt Corſini, wo einſt Chriſtine, die Königin von Schweden, ihre letzten Tage zubrachte. Seine Kunſtſchätze füllen eine Reihe von Sälen, jedoch iſt die Echtheit vieler Bilder ſehr zweifelhaft. Drei ecce homo finden wir hier von Guercino, Guido Reni und Carlo Dolce, die zu intereſſanten Vergleichungen Veranlaſſung geben. Ein ſehr lebensvolles Portrait Philipp II. von Titian läßt ſchon in den noch jugendlichen Zügen den finſtern Despoten ahnen. Sehr interreſſant ſind elf kleine Bilder von dem franzöſiſchen Maler Callot, die alle Gefahren des Soldaten-Lebens in der frappanteſten Weiſe darſtellen. Dieſer malende Gozzi, wie ihn Jean Paul nennt, weiß die misères et malheurs de la guerre von der lebendigſten Seite aufzufaſſen und ſtellt mit phantaſtiſchem Humor den lagernden Soldaten vor ſo wie denjenigen, der um ein Exempel zu ſtatuiren, zur Exekution geführt wird. Eins der letzten Zimmer enthält die Perle der Sammlung, eine lebensgroße

Maria mit dem Kinde im Charakter einer ſpaniſchen Bäuerin von Murillo. Der zum Palaſt gehörige Garten erſtreckt ſich bis zu den Höhen des Janiculus, die das reizendſte Panorama vor uns erſcheinen laſſen.

Fliegen wir von hier aus auf einen andern der ſieben Hügel, auf den Monte Pincio, ſo können wir, wenn wir dem Portier eine von ſeinem Herrn ausgeſtellte Karte vorzeigen, durch die große Eingangspforte in die Villa Ludoviſi unſern Einzug halten. Hier ſtehen wir unter dem Schutze der Juno. Ihr herrlicher Kopf iſt eben ſo erhaben wie majeſtätiſch und weht uns an, wie Göthe ausrief: „wie ein Geſang Homers.“ Die Gruppe eines Galliers mit ſeiner Frau, der ſich und ſie tödtet, um nicht in Knechtſchaft zu fallen; dieſes unter dem Namen Arria und Pätus bekannten Kunſtwerk iſt in demſelben ſogenannten Kaſino, das wegen ſeiner verfallenen ſchmutzigen Mauern kein würdiger Aufenthalt für Götter und Helden iſt. Der Garten dagegen, wo einſt Salluſt promenirte, iſt vortrefflich gepflegt, nur paſſen zu den alten Erinnerungen nicht die geſchorenen Hecken, die uns ganz in die Zopfzeit verſetzen. Es war in den letzten Tagen des Januar, als hier die Pfirſich- und Mandelbäume, die Lorbeerbäume, die Orangen, die Akazien in vollſter Blüthe ſtanden. Die Veilchen durchwürzten die Luft und die Anemonen prangten. Durch herrliche Laubgänge kamen wir nach dem kleinen Caſino, das die Fresken von Guercino, die Mythe

der Aurora enthält. Die Aussicht vom Belvedere ist eine der schönsten, und Gebirg und Campagna entfalten, von diesem Punkt gesehen, den ganzen Zauber ihrer Herrlichkeit. So wetteifern in Rom immer Kunst und Natur um den Preis der Schönheit, ja sie ergänzen sich gegenseitig, und wenden wir uns von der wirklichen Welt zur idealen, so haben wir nicht erst nöthig, uns zu sammeln, oder in eine höhere Stimmung zu versetzen. Die Kunstwerke erscheinen hier wie Früchte, die aus dem Boden erwachsen sind, nicht wie Treibhauspflanzen, die nur bei künstlicher Wärme gedeihen.

Aber bei unserer schnellen Wanderung durch Roms Villen und Museen, durch die Galerien der römischen Großen haben wir den Besuch bei der berühmtesten Familie bis zuletzt aufgehoben. Noch müssen wir das Geschlecht der Cäsaren kennen lernen, die in einem der berühmtesten Paläste auf dem Kapitol in marmornen Ebenbildern residiren. Mark Aurels Reiterstatue, die auf dem Platz vor dem Palast steht, bereitet uns in würdiger Weise auf den Empfang vor. Wir treten in den Hof ein, der mit der kolossalen Bildsäule eines Flußgottes, Marforio benannt, geschmückt ist. Auf der Treppe, die nach dem obern Stockwerk führt, finden wir in den Wänden die Pläne des alten Rom eingemauert, die aus der Zeit des Septimius Severus herrühren sollen. Durch die ganz mit Statuen angefüllte Galerie kommen wir in ein Seitenzimmer, das das

berühmte antike Mosaikbild enthält, das unter dem Namen der kapitolinischen Tauben bekannt ist, die schon zu Hadrians Zeiten auf dem runden Wassergefäß saßen, und noch heute in voller Jugendfrische prangen. Von einer Taube zu einem Nero ist hier der Sprung nur ein kleiner; wir treten in die „Stanza degli Imperatori“ ein und befinden uns im Angesicht der gesammten römisch-kaiserlichen Familie. In der Mitte steht die Bildsäule der auf einen Sessel ruhenden Agrippina und an den Seiten die Büsten der Cäsaren Julius Cäsar, August, Tiberius, Kaligula, Nero, Titus, Antonius Pius, Lucius Verus nebst Gemahlin, Septimius Severus nebst Gemahlin, Geta, alle Majestäten sind hier vereinigt. Ein Kopf des Kaligula ist durch den Stein von grünem Basalt eben so ausgezeichnet, wie durch die schöne Arbeit, wie überhaupt die Büsten der Tyrannen, die sehr eitel auf ihre Züge waren, geschmackvoller und sorgfältiger behandelt sind, als diejenigen, die den Titel „pater patriae“ mit Recht verdienten. So ist Neros Andenken noch im heutigen Rom nicht vergessen; ein Thurm, eine Straße führt noch heute seinen Namen, und der Räuber und Mordbrenner lebt noch frischer im Gedächtniß des Volks, als Trajan und Titus. Der Mensch vergißt leichter seine Freuden als seine Leiden und die Tragödien haben eine längere Lebenskraft, als die heiteren Spiele der Phantasie. Achtzig Marmorportraits von Julius Cäsar bis auf Juli-

anus Apoſtata ſind hier in hiſtoriſcher Reihenfolge aufgeſtellt; ein Phyſiognomiker kann hier ebenſo intereſſante Studien machen, wie der Kunſtfreund, der den allmähligen Verfall der Kunſt hier ſchrittweiſe verfolgen kann.

Innocenz X., der dieſe Sammlung anlegte, muß der Meinung geweſen ſein, daß das Diadem und der Lorbeer gewöhnlich in keiner Verbindung ſtehen, denn er legte dicht neben das Kaiſerzimmer das Zimmer der berühmten Männer, die „Stanza degli Uomini illustri.“ Hier finden wir drei Büſten des Sokrates, die alle an der aufgeſtülpten Naſe und der hervortretenden Stirn leicht kenntlich ſind und an die Schilderung ſeines Schülers Platon erinnern, der ihm den Kopf eines Silen zuſchreibt. Drei Büſten Homers zeigen uns die edlen Züge des blinden Sängers, Euripides ſteht neben ihm und der Stifter der epikuräiſchen Schule offenbart hier die höchſte philoſophiſche Ruhe. Die Büſte des Cicero iſt von vortrefflicher Arbeit und ſeinen Lippen ſcheint das beredte Wort zu entſtrömen. Auch Szipio Afrikanus mit der bezeichnenden Narbe und Mark Aurel glänzen hier unter den Dichtern und Philoſophen. Wir kommen nun durch den großen Saal, der uns Herkules als Knaben und als Mann zeigt und aus dem Kinde das Alter erkennen läßt, zu dem Zimmer des Faun. Die Statue eines Faun, die in der Villa Hadrians gefunden wurde, iſt in der Mitte aufgeſtellt. An einem ausgezeichneten Sarkophag ſehen wir

die Amazonenschlacht in den lebendigsten Gruppen dargestellt. An der Wand ist auf einer Metalltafel die sogenannte „lex regia“ eingemauert. Sie war früher in der Lateran-Kirche und Cola Rienzi erklärte aus ihr in öffentlicher Versammlung die dem römischen Volke übertragene Souverainetät. In einem Seitenzimmer, das nur gegen ein Trinkgeld geöffnet wird, befindet sich die berühmte Statue der kapitolinischen Venus. Zugleich mit der Leda und mit der Gruppe Amor und Psyche hat die Behörde, wie man sagt, aus Prüderie diese Göttin eingekerkert, und aus der Tochter des Olymps eine Aphrodite gemacht, die für ein Trinkgeld jedem zugänglich ist. Aber selbst dies schlecht beleuchtete Zellengefängniß, zu dem sie schon seit 20 Jahren verurtheilt ist, hat der Venus nichts von ihrer Schönheit rauben können. Der fast durchsichtige parische Marmor erhöht noch den Reiz ihrer üppigen Formen, die mehr entwikkelt als die der Medizäerin sind, und indem sie sich zum Baden anschickt, tritt uns die imposante Gestalt in voller Majestät entgegen. Wie mit einer schmerzensreichen Elegie schließt die kapitolinische Sammlung mit dem sterbenden Fechter. Der „gladiatore moribondo“ macht sein Schild zu seinem Sterbebett und haucht mit brechendem Auge seinen letzten Seufzer aus. Es sind in diesem Zimmer außerdem alle die Kunstwerke aufgestellt, die nachdem sie Napoleon nach Paris entführt

hatte, im Jahre 1816 auf den klaſſiſchen Boden wieder zurückgekehrt ſind, unter denen der berühmte graziöſe und ſchalkhafte Satyr eine Nachahmung des Praxiteles den erſten Rang einnimmt. In Rom haben die Bücher keine Schickſale, höchſtens das alltägliche verboten zu werden, aber faſt alle bedeutenden Kunſtwerke haben ein bewegtes Leben geführt.

XIII.

Die Kirchen.

In der Villa Albani steht ein marmorner Kandelaber, dessen reiche Verzierung die Horen bilden, die im Kreise tanzen. Den Rundtanz des Jahres, dessen Erscheinungen so regelmäßig verlaufen, wie die Sonne ihre Bahn innehält, stellen diese Göttinnen dar, die auch im heutigen Rom noch verehrt werden. Auch für die Beherrscher des heutigen Rom ist das Jahr noch immer ein rundes und für die ewige Stadt ist Alles schon dagewesen und kehrt Alles wieder. Rom schleudert noch immer seine Bannstrahlen und Bullen, obgleich ihre Wirkungen nicht mehr so mächtig sind; Rom sendet noch immer in demselben weltbeherrschenden Tone seine Rundschreiben und Hirtenbriefe, obgleich die Welt sich durchaus nicht bessern will, Rom schließt die glücklichsten Konkordate ab und doch sind die Ideen der Zeit siegreicher, als diese Bestimmungen.

Man hätte glauben sollen, daß das Dogma der unbefleckten Empfängniß auf die Gemüther der Gläubigen

irgend eine ſichtbare Wirkung äußere, aber weder freudige Zuſtimmung noch laute Oppoſition machte ſich kund, und ſo feierlich es verkündet wurde, ſo ſtillſchweigend ward es hingenommen. Das Jahr, in dem das Dogma eingeſetzt wurde, verfloß noch runder wie die früheren, und die Horen tanzten weiter ohne Unterbrechung im Kreiſe. Glückliche Stadt, in der Alles beim Alten bleibt und die alltäglich ihr beſtimmtes Penſum durchmacht. Heureux le peuple dout l'histoire est ennuyeuse! ſagt Montesquieu. Der Papſt weiß von Tauſenden ſeiner Unterthanen, was ſie täglich treiben und was ſie über's Jahr thun werden. Es ſind dies die in der Klauſur lebenden Mönche, die, um dem Himmel gefällig zu ſein, ſich ſchon auf Erden penſioniren ließen und nicht mehr in das Rad der Weltereigniſſe eingreifen wollen. Was Cäſar beim Caſſius fürchtete, nämlich ſeine Magerkeit, die auf Energie und Thatkraft deutet, dieſe Angſt flößen uns ſelbſt die beſchaulichen Bettelmönche nicht ein, die doch ihren Gelübden nach die enthaltſamſten und mäßigſten ſein müſſen. Sie ſind größtentheils wohlgenährt, vom behaglichſten Aeußern, und haben ſo kugelrunde Formen, wie man ſie hier, wo ſchlanke Geſtalten bei weitem überwiegend ſind, ſehr ſelten findet. Nunquam scientia reperitur in ventre crasso, ſagt der heilige Chryſoſtomus. Die armen Jeſuiten, die bleich und mager ſind und tiefgefurchte Denkerſtirnen haben, müſſen die ganze Laſt der

Wissenschaft auf sich nehmen, während Franziskaner und Kapuziner das schöne Rom so recht von Herzen genießen und den ganzen Tag im beschaulichen Betteln lustwandeln. Auf allen Landschafts- und Architekturbildern finden wir fast immer einen glücklichen Weltverachtenden Bettelmönch als malerische Staffage, der nicht müde wird, sich ewig dasselbe Bild zu betrachten. Nach Reumont waren im Jahre 1845 in Rom 2479 Mönche, 1550 Nonnen und 1654 Weltgeistliche; von 29 Einwohnern ist nach der Berechnung von Raumer immer einer ein Geistlicher. Müssen wir da nicht mehr an das glückliche Himmelreich als an die unglückliche Erde erinnert werden?

Und doch, wenn man Rom von einem Höhenpunkte betrachtet, sieht es aus, als ob die Erde hier gar nichts nach dem Himmel frage, im Gegentheil sich vor ihm zu schützen suche und sich förmlich vor seinen Segnungen fürchte. Wer aus Deutschland kommt und noch Schnee in den Augen und Ohren hat, dem erscheint die Kuppelform der vielen Kirchen wie eine bombenfeste Bastion, die gegen den Himmel aufgerichtet ist; dann denkt man sehnsüchtig an die schlanken gothischen Thürme, deren Spitze sich in die Wolken verlieren und die, wie eine Himmelsleiter, bis in den reineren Aether emporsteigen. Rom hat bei 170,000 Einwohner 360 Kirchen, von denen manche mit mehr als einer Kuppel geschmückt sind. Wer die hinlängliche Geduld hat, der kann vom

Neujahr bis Sylveſter einen eigenthümlichen Kurſus durchmachen, jeden Tag eine neue Kirche beſehen, genau der Chronologie folgen und endlich dorthin wieder zurückkehren, von wo er ausgegangen. Das Dogma der unbefleckten Empfängniß, das von allen Altären verkündet wurde, machte dieſe Rundreiſe und das runde Jahr, deſſen Ereigniſſe ſich wie ein Knäul abwickeln, trat uns wieder deutlich vor die Augen.

Aber man glaube nicht, daß eine ſo gewiſſenhafte Rundreiſe durch ſämmtliche Kirchen der ewigen Stadt auch wirklich belohnend ſei; mit Ausnahme von ungefähr zehn Kirchen enthalten die übrigen wenig bemerkenswerthe Kunſtſchätze. Das Muſeum des Vatikan und die Privat-Galerien haben die vorzüglichſten Gemälde in ihre Räume aufgenommen, und die Architektur der großen Gottestempel erregt bei weitem mehr das Intereſſe des Reiſenden als die einzelnen künſtleriſchen Arbeiten, da namentlich die Bilder durch die Wolken des Weihrauchs ſehr gelitten haben. Wer die drei St. Peter geſehen hat in Vaticano, in montorio und in vincoli, den St. Paul fuori le mura, die verſchiedenen Marien, maggiore, della pace, degli Angeli, del Popolo beſucht, wer den großartigen und herrlich gelegenen Lateran und die alte Rotunde des heiligen Stephan in Augenſchein genommen, der kann für's Erſte ausruhen, ſie bieten ihm bei weitem mehr als alle übrigen Dome und enthalten das reichſte Material für Kunſt und Ge-

schichte. Der St. Peter ist trotz seiner Größe der wohnlichste Saal. Wir haben in diesen weiten Räumen das höchste Gefäll der Behaglichkeit und wenn es der Zweck der Kunst sein muß uns ihre Mittel und die Schwierigkeit der Arbeit vergessen zu lassen, so hat der Architekt, der berühmte Bramante hierin Außerordentliches geleistet. Der weite Raum erfüllt uns nicht mit Grauen, es ist keine Oede, keine Leere, die erst die geschäftige Phantasie bevölkern muß, sondern überall finden wir uns wie zum Ausruhen eingeladen, und selbst die zahlreichen Grabmäler der Päpste erinnern uns nicht an den Tod am Kreuze, sondern nur an den schönen Genius mit der umgekehrten Fackel. Fast in allen Sprachen der civilisirten Welt kann man hier beichten, wie die Ueberschriften der zahlreichen Beichtstühle zeigen, und der reuige Sünder, der in diesen lichten Hallen zum Bekenntniß zugelassen wird, muß die Erlösung von der Schuld schon im voraus empfinden. Wird in St. Peter das Gemüth zur Versöhnung gestimmt und scheinen die Engel der Liebe uns zu umschweben, so erfüllt uns St. Stefano mit den gräßlichsten Qualen. Die schöne Rotunde des heiligen Stephan auf dem Monte Celio, die aus dem 5ten Jahrhundert stammt, ist durch die Malereien von Tempesta und Pomerancio so entstellt worden, daß wir beim Anblick ein ähnliches Gefühl wie bei der Seekrankheit haben. Alles was die Phantasie nur an Martern und Folter-

qualen erſinnen kann, jede Art, in der der menſchliche Leib nur gepeinigt werden kann, ſei es durch Feuer, Schwert, Nägel, Beil; dieſes blutige Schlächterhandwerk haben hier die Maler zu Ehren der Märtyrer dargeſtellt, und es iſt noch nicht das Schrecklichſte, wenn der heilige Dyonis ſeinen eignen, eben abgeſchlagenen Kopf in der Hand, ſpazieren geht. Um die Macht dieſes Entſetzen erregenden Wunders zu entkräften, ſoll ein berühmter Mann ausgerufen haben: ce n'est que le premier pas, qui coute. Mit dieſem Wort können wir uns tröſten über die Wunden, die unſerm äſthetiſchen Gefühl geſchlagen werden, und die herrliche Wölbung der Rotunde betrachten, die ein Meiſterwerk kirchlicher Baukunſt iſt. Die Kirche, die ſeit Gregor XIII. den Jeſuiten gehört, iſt nur am Stephanstage geöffnet; eine zahlreiche Menge wandelt in den alterthümlichen Räumen und ſtudirt mit großem Eifer die mannigfaltigen Arten, auf welchen furchtbaren Umwegen man vom Leben zum Tode gebracht werden könne. Ein breiter Weg, der ſich größtentheils zwiſchen hohen Mauern hindurch zieht und nur ſelten die Ausſicht auf Gärten und Weinberge frei läßt, führt uns nach einer der bedeutendſten römiſchen Kirchen, in der häufig die Päpſte in eigner Perſon das Hochamt verrichten, nach St. Johann im Lateran. Auf einem freien Platze gelegen, ſtrahlt uns ſchon von weitem die ſtolze Inſchrift entgegen: Lateranensis ecclesia, omnium urbis

et orbis ecclesiarum mater et caput, der Lateran, die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises. Von Konstantin gegründet, hat die alte Basilika mannigfache Umwandlungen erlebt. Bis zum 14ten Jahrhundert Begräbnißstätte der Päpste, dann durch Brand zerstört, dann wieder in den größten Dimensionen aufgebaut, strahlt sie jetzt im reichen Glanz und wetteifert in ihren reich dekorirten Kapellen und Grabmälern mit der Pracht des St. Peter. Auf die älteste Kirche hat sogleich die jüngste Geldmacht ihr Auge gerichtet und wo die Häupter der Apostel Petrus und Paulus aufbewahrt werden, da ruht nur wenige Schritte entfernt in einer Familiengruft der Banquier Torlonia, der als erster Gläubiger Roms nicht die Märtyrerkrone, sondern die Herzogskrone davon trug. Aus fünf Schiffen besteht die 200 Schritt lange Kirche, und Pfeiler und Arkaden bringen in die kolossale Masse die schönste Proportionen. Das Aeußere entspricht vollkommen dem Innern. Die Hauptfacade hat 5 Balkone; von dem mittlern ertheilt der Papst dem Volke den Segen. Die breite Vorhalle mit Pilastern, die Sixtus V. errichten ließ, macht schon aus der Ferne eine bedeutende Wirkung. Wie aber der Platz vor der Peterskirche eine künstlerische Schöpfung ist und die großartigen Säulenhallen und Wasserkünste uns erhebend auf den größten Dom der Christenheit vorbereiten, so hat der Lateran durch seine herrliche Lage mehr

natürliche Reize erhalten, und der Gott in der Natur ſtimmt hier ſo andächtig und übt eine ſolche Macht aus, daß wir leicht dem in der Kirche untreu werden. Von den Stufen der Vorhalle aus zeigt ſich uns die ſchönſte Scenerie und ein Blick in das poetiſche, trümmerreiche Chaos der Campagna entzückt das Auge. Das Albaner Gebirge, deſſen Gipfel in ein weißes Schleiertuch gehüllt ſind, umkränzt die Landſchaft. Die Trümmer von Paläſten, Villen, Ruinen, von Waſſerleitungen, die wellenförmigen Hügel mit einſamen flach abgedachten Pinien und ſchlanken Cypreſſen, dieſes lebensvolle und lebensmüde Bild breitet ſich bunt durchkreuzend vor uns aus, während der blaue Himmel und das Sonnenlicht mit violetten Farben Berg und Thal übergießt.

So führt uns Rom immer wieder an den Buſen der Natur zurück. Ein Blick von der Höhe auf dies reiche Farbenſpiel der Campagna, und wir vergeſſen darüber die Verzückungen der Märtyrer, den Pomp der Kirchen, das Elend des Landes. Man kann in dieſem Thau geſund ſich baden, und ſelbſt die **scala santa**, die heilige Treppe gegenüber dem Lateran, auf der ſtets Gläubige auf den Knien mühſam heraufklimmen, erſcheint uns in einem mildern Lichte. Dieſe Treppe, die in dem zur Kirche gehörigen Palaſt des Lateran ſich befindet, beſteht aus 28 Marmorſtufen; es ſoll dieſelbe Treppe ſein, die Chriſtus im Hauſe des

Pontius Pilatus, als er vom Gericht herabkam, mehremal herauf und herabgestiegen sein soll. Die Stufen führen zu einer reich ausgestatteten Kapelle, und dem Andächtigen, der den Weg kniend zurückgelegt hat, sind die Sünden auf lange Zeit vergeben. Man findet hier immer Büßende aus den untersten Schichten des Volkes, Bettler, Landleute, alte ärmlich gekleidete Frauen, die sich hier den Ablaßzettel verdienen, indeß der Vermögende einen solchen Garantieschein bei dem frommen Bruder, dem Pförtner der Kapelle, für ein beliebiges douceur und noch dazu in allen Sprachen käuflich erhalten kann. Wie würde man in andern Ländern über solche Dinge Zeter schreien, aber auf römischen Boden empfangen wir durch die großartigen Eindrücke von Kunst und Natur so viel paradiesische Ruhe, daß wir solche Scenen der Ausbeutung des Aberglaubens wie den Ablaßzettel mit in den Kauf nehmen. Wir müssen uns darin Göthe zum Muster nehmen, der sich um alle diese Dinge sehr wenig kümmerte, weil so viel ursprüngliches Licht vorhanden ist, daß diese vorüberziehenden Schatten nur auf wenige Augenblicke den Genuß stören. Sein Freund, der Rath Grüner, wollte sich einst Auskunft über die römische Geistlichkeit erbitten und schrieb ihm: „Es mögen nicht die besten Sitten in Rom herrschen, denn wenn ich dem Boccaccio trauen darf, so soll sich ein Jude deshalb haben taufen lassen, weil, wie er behauptete, die christliche

Religion göttlichen Urſprungs ſein müſſe, ſonſt wäre ſie längſt wegen der ſchlechten Sitten in Rom gänzlich vertilgt worden. Eure Excellenz können hierüber den beſten Aufſchluß geben." Und die Excellenz erwiderte hierauf ebenſo vorſichtig, wie treffend: „Ich kann freilich nicht billigen, daß die Geiſtlichkeit in Rom ſich ſo ſehr mit weltlichen Dingen befaßt, aber um dergleichen habe ich mich nicht gekümmert, ſondern bin mehr meiner Leidenſchaft, Kunſtgegenſtände dort genauer zu betrachten und mich auszubilden, nachgegangen. Bei jedem Tritte in Rom ſtößt man auf Gegenſtände, die zu ernſten und angenehmen Betrachtungen Anlaß geben. Wir haben daher von der Geiſtlichkeit nur diejenigen beſucht, in deren Paläſten Kunſtgegenſtände zu ſehen waren."

Die Gedanken, die uns mit der jüngſten Gegenwart verknüpfen, ſind überdies ſo ſchwer hier feſtzuhalten, da das alte Rom mit der Kraft eines Rieſen ſpielend, die Kette zerreißt. Wir ſahen hier auf dem Platz vor dem Laterau eine ganze Schaar von Knaben, die in geiſtliche Gewänder gekleidet waren; es ſind dies die Prediger der Zukunft, die Kadetten der Hirarchie, und es ließe ſich ein Langes und Breites über die heranwachſende geiſtliche Miliz ſagen; ihre ehrwürdige Tracht ſteht mit ihrem jugendlichen Alter ſo in Widerſpruch, daß ſie faſt unwillkürlich den Spott über dieſe geſchmackloſe Dreſſur herausfordern, aber ſie ſpielen Ball

um den Obelisk des Lateran, den größten ägyptischen Koloß in Rom, und dieser Koloß läßt uns sogleich die schwarzen Zwerge übersehen, die am Boden sich vergnügen. Der Obelisk, der erst am Sonnentempel zu Heliopolis in Aegypten stand, ward im Jahre 357 von Konstantin nach Rom gebracht, wo er in der Spina des Cirkus Maximus aufgerichtet wurde. Hier fand er durch die Zerstörungen der Barbaren ein mehr als tausendjähriges Grab. Sixtus V. ließ ihn wieder an's Licht der Welt befördern, und der Wiedergeborene, der einst der Sonne geweiht war, ist bis heut der Sonne nicht wieder gewichen; er hat sich zum Christenthum bekehrt, und das metallene Kreuz, das von der Höhe von 150 Fuß die ewige Stadt betrachtet, bildet mit der Geheimschrift der Hieroglyphen, die den ganzen steinernen Leib bedecken, eine Siegestrophäe, deren Bedeutung trotz der mystischen Zeichen so leicht verständlich ist. Wie das Christenthum dem heidnischen Kultus die Spitze geboten, das ist hier sinnlich wahrzunehmen; bei allen Obelisken und Säulen in Rom wird das Kreuz von einem heidnischen Piedestal getragen. Und diese Monumente, die plastisch jene Vermischung von Gott und Götze darstellen, sie sind die beste Erklärung für manche Dinge, die uns in der frommen Stadt so absonderlich vorkommen.

Von hier aus führt uns ein gut erhaltener mit Bäumen besetzter Weg nach einem andern der sieben

Hügel, nach dem Esquilin. Solche grade Straßen findet man wenig, weder in der Stadt noch vor den Thoren; die Schlangenwege sind weit beliebter, und die Bäume, wenn sie nicht ganz vernichtet werden, wachsen wie's Gott gefällt. Kehren wir dem Lateran, der auf dem einen Endpunkt der Straße gelegen ist, den Rücken, so praugt auf dem andern die herrliche Basilika St. Maria Maggiore. Von 26 Kirchen die in Rom der Jungfrau Maria geweiht sind, ist sie die größte. Mehr als 30 antike römische Säulen theilen die Kirche in drei Schiffe und diese herrlichen Säulengänge verleihen ihr einen Charakter der Ruhe und Erhabenheit, der, ohne jedes andere Beiwerk, die Seele in eine andächtige Stimmung versetzt. Fresken und Mosaikbilder zieren die Wände. Der Baldachin über dem Hochaltar wird von vier Porphyrsäulen getragen, die mit goldnen Palmenzweigen geschmückt sind. Der Plafond, eine flache Decke, ist ganz mit Gold ausgelegt, und dieses Gold war das erste, das unter Papst Alexander VI. (Borgia) aus Amerika nach Europa kam.

Eine andere der Maria geweihte Kirche, die durch ihre originelle Architektur sich auszeichnet, ist die St. Maria degli Angeli. Die Straße Quatro Fontane, die wie eine Rutschbahn ihre Höhen und Tiefen hat, und ganz wellenförmig angelegt ist, führt uns in einigen Windungen dorthin. Als Michel Angelo die sixtinische Kapelle malte, da soll Paul III., oder vielmehr

ſein Ceremonienmeiſter Ceſena, entſetzt über die Nuditäten, ausgerufen haben, daß dieſe Bilder mehr für ein Badezimmer, als eine Stätte der Andacht ſich eigenten. Michel Angelo rächte ſich in empfindlicher Weiſe, indem er auf ſeinem Bilde den ſpießbürgerlichen Ceſena in die Hölle brachte. Aber ſollte nicht die Erbauung der Kirche Maria degli Angeli eine edlere Rache geweſen ſein? Michel Angelo, der das Pantheon auf die Peterskirche ſetzte, der die Statue des Moſes ſchuf und das jüngſte Gericht kompouirte, er machte aus den Ruinen des Badeſaal der diokletianiſchen Thermen eine der großartigſten römiſchen Kirchen. Acht Säulen von bedeutender Stärke aus orientaliſchem Granit, die noch an ihrer urſprünglichen Stelle ſtehen, 42 Fuß hoch und 20 Fuß ſtark, zieren das zweihundert Schritt lange Querſchiff. Wenn dieſe Kirche nicht purificirt und kanoniſirt iſt, ſo iſt es keine! Könnten dieſe Mauern ſprechen, die den ſchwelgeriſchen Luxus der Kaiſerzeit in der höchſten Blüthe ſahen, und heute nur Andächtige vor den Altären kniend erblicken, oder Kunſtfreunde aller Nationen, die den heiligen Sebaſtian des Domenichino verehren, welche Wandlung iſt hier im Laufe der Zeiten vor ſich gegangen, und wie ſind die Qualen der tauſenden von Chriſten geſühnt worden, die wegen ihres Glaubens zur Zwangsarbeit verurtheilt, einſt die Steine zu dieſem Rieſenbau aufthürmen mußten! Welche Leiden mögen hier erduldet, welche Thrä-

nen hier geflossen sein! Heut zu Tage ist die Seligkeit weit leichter zu gewinnen; der Glaube wird nicht mehr in Versuchung geführt, und wer diesem Traktätlein folgt, das uns bei unserm Austritt aus der Kirche ein kolportirender Bettler anbietet, der geht gegen alles Böse und Unheil gewaffnet durch dieses Leben, um dann noch eines schönern theilhaftig zu werden. Es enthält dieses kleine Blättchen eine Rede Christi, die er an die heilige Elisabeth, die Königin von Ungarn, und die heilige Mathilde gerichtet haben soll, und lautet wie folgt in der deutschen Uebersetzung: „Wisset, meine Theuern, 125 bewaffnete Soldaten dienten mir zur Bewachung, die Zahl meiner Henker war 33, sie gaben mir 30 Schläge auf den Kopf, 105 Fußtritte, zogen mich 23 mal an den Haaren, und spieen mir 30 mal in's Gesicht. Ich vergoß dabei 3,800,430 Blutstropfen.“ Nun kommt die Nutzanwendung. Wer jeden Tag 7 Paternoster und ave Maria 12 Jahre hindurch betet, um das vergossene Blut zu sühnen, dem verspricht der Erlöser fünffachen Ablaß, vollständig von allen Sünden der Vergangenheit und Zukunft, ferner von der Strafe des Fegefeuers, dann die Gewißheit, daß, wenn er selbst die 12 Jahre nicht erlebt, sie ihm doch vollständig im Jenseits angerechnet werden; viertens soll der Betende wie ein Märtyrer betrachtet, der sein Blut für den Glauben vergossen hat, (come se fosse martire e spargesse il sangue per la Santa

Fede), und endlich wird seine Seele und die seiner Eltern bis zur vierten Generation noch in besondern Schutz genommen werden. Wer nur dieses Traktätchen immer bei sich trägt, wird keines plötzlichen Todes sterben, weder im Wasser noch an einer bösen Krankheit, noch vom Blitz getroffen werden; auch wird er nie ohne Beichte aus dem Leben scheiden. Seine Feinde werden ihm nicht schaden können; nun kommt das non plus ultra: selbst der Arm der Gerechtigkeit wird ihn nicht erreichen, (sara libero del poter della giustizia), und seine eigene Missethaten, selbst sein falsches Zeugniß werden niemals böse Folgen nach sich ziehen. Die Frauen werden so schnell wie möglich gebären, und keine Gefahr zu fürchten haben!

Und solche Worte, die aller Moral, Religion und gesunden Vernunft Hohn sprechen, werden hier in der frommen Stadt am Sitze des Stellvertreters Christi verbreitet, wo die Presse so streng überwacht wird, wie nirgends. Wir zogen nähere Erkundigungen über dies Traktätchen ein, da hörten wir denn wenigstens zu einiger Genugthuung, daß man von oben her den Verkauf zwar nicht inhibiren wolle, aber doch nicht begünstige, wogegen in dem gottseligen Neapel dieses Gebet, das fast ein Pamphlet zu nennen ist, sich des besondern Schutzes der geistlichen Behörden erfreue. Je weniger die Menschen zu arbeiten haben, desto leichter nehmen sie es auch mit der Religion. In seiner rö-

mischen Geschichte sagt Mommsen: „Der Gott der Italiener ist ein Hülfsinstrument zur Erreichung sehr konkreter irdischer Zwecke, Götter stehen dem Menschen gegenüber wie Gläubiger dem Schuldner, und das Gelübde ist ein förmlicher Kontrakt zwischen Gott und dem Menschen." Auch der neue Römer liebt noch, wie wir sehen dies kontraktliche Verhältniß, und aus dem täglichen gedankenlosen Hersagen eines Gebetes, will er die größten persönlichen Vortheile erzielen.

Kommt es blos auf die Werkheiligkeit und den Kirchenbesuch an, um sich die ewige Seligkeit zu erwerben, so müßten fast alle fremden Gäste in Rom sich einen Freipaß für den Himmel erwerben; denn auf unserer kirchlichen Rundschau fanden wir fast immer die Kirchen mehr von Fremden gefüllt, als von Einheimischen. In der Kirche Ara Coeli dicht neben dem Kapitol hatte der wunderthätige Bambino, eine das Christkind darstellende hölzerne Figur, die in den kostbarsten ganz mit Edelsteinen besetzten Gewändern prangt, eine Gesellschaft, die aus allen Nationen bestand, um sich versammelt. Der Bambino wird oft, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, an das Krankenbett getragen, um dort seine heilende Kraft auszuüben. Fast hatten die herrlichen Fresken des Pinturicchio aus dem Leben des heiligen Bernhardin nicht so viel theilnehmende Beschauer gefunden, wie die kleine wunderthätige Figur, der der Kirchendiener eine begeisterte Lobrede hielt. Die Kirche Santa Maria della Pace hat den berühmten Sybillen

von Raphael ſtets einen Kreis andächtiger Bewunderer zu verdanken, der Moſes des Michel Angelo zieht die Beſchauer nach St. Pietro in vincoli. Eine herrliche Ausſicht über Rom, das zu unſern Füßen ſich lagert, führt uns nach St. Pietro in montorio; mit ihm wetteifert in Hinſicht der Lage St. Onofrio, wo zugleich das Andenken Taſſo's erhebend auf uns wirkt. Immer aber iſt es trotz aller dieſer Wunderwerke, die Religion und Kunſt geſchaffen, St. Peters herrlicher Dom, der alle ſeine Genoſſen ſiegreich überwindet. Auf ſeinen Rieſenbau antwortete die Geſchichte mit einer Rieſenthat, mit der Reformation, die jeden äußern Schmuck der Kirche verſchmähte. St. Peters Kuppel iſt ein welthiſtoriſches Werk, vor dem die hunderte von Gottestempeln, die Rom zählt, nur wie Zwerge erſcheinen. Wer dieſes erhabene Pantheon geſehen, kann ſeine Kirchenſchau für immer beſchließen, und wenn Göthe ſagt: „die Peterskirche iſt gewiß ſo groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel," ſo überbietet ihn noch Winkelmann, indem er ausruft: „Die Alten hielten es für ein Unglück, den Tempel des olympiſchen Jupiter nicht geſehen zu haben; auch von St. Peter iſt dies zu ſagen." Auch ohne prieſterlichen Beiſtand empfinden wir hier einen innern Frieden, und da die Pforten der Kirche zu jeder Zeit geöffnet ſind, ſo kann man in Rom zu jeder Zeit glücklich ſein.

XIV.

Deutſcher und Römiſcher Karneval.

Italien iſt das Land unſrer Sehnſucht, das Land unſrer Träume. Wenn Metternich in einer ſeiner letzten Depeſchen Italien nur eine geographiſche Bezeichnung nannte, ſo ſieht man das ausgebrannte Herz des Diplomaten, der jeden höhern Pulsſchlag gewaltſam unterdrücken muß. Alle Träume meiner Jugend ſah ich nun lebendig, ruft Göthe aus, als er am 1. November 1786 in Roms Mauern eingezogen war. „Es iſt alles, wie ich's mir dachte, und alles neu. Nun bin ich hier und wie es ſcheint auf mein ganzes Leben beruhigt.“ Und Humboldt ſagt in treffendſter Weiſe: „Kein Ort verträgt ſich ſo wenig, als Rom mit dem lobenswerthen Eifer des Reiſenden, der raſtlos alles Einzelne zu ſehen, die daraus geſchöpfte Belehrung mit hinweg zu nehmen ſtrebt und fertig zu ſein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf dieſe Weiſe durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe und daß man die Erinnerung der Rückkehr möglichſt fern halte. Man muß ſich erſt ſelbſt leben, ehe man ihm leben kann, ſich dem Eindruck

ſtill und ungeſtört überlaſſen.“ Es iſt der Zug des Herzens, der den Deutſchen zum Römerzug treibt, erſt an der Tiber findet er ſein inneres Gleichgewicht, und erſt jenſeits der Alpen ſchwindet der Alpdruck, der auf ihm laſtet. Das „Kennſt du das Land“ tönt ſo lange in ſeinen Ohren, bis er wirklich kennen gelernt hat und die deutſche Frage „was iſt des Deutſchen Vaterland?“ wird oft darüber vergeſſen. Das Land des Südens mit der Seele ſuchend bleibt der künſtleriſche Pilger ſo lange unſtät und irrend, bis er es gefunden. Der Italiener weiß nichts von dieſen inneren Kämpfen, er hat wohl politiſche Wünſche, Wünſche des Verſtandes, aber keine Wünſche des Herzens, die erſt fern von der Heimath zu erfüllen ſind. Das Schöne, das ſo nahe liegt, befriedigt ihn vollkommen, ſein heiterer Himmel und ſeine lachende Sonne läßt keine Sehnſucht in ihm aufkommen, und ſelbſt von jenem halb freudigen halb melancholiſchen Gefühl, das uns beim Wechſel der Jahreszeiten überfällt, weiß er nichts. Ihm zeigt ſich die Natur faſt in unverändertem Glanze; die immergrüne Eiche zeigt auch in dem kurzen Winter ihre dunkle, ſchattige Krone, und das Leichentuch des Schnees hüllt nur die Gipfel der höchſten Berge ein. Cypreſſen, Pinien, Lorbeern, die in Rom die Gärten und Villen ſchmücken, trotzen dem Winter und wo er ſeine Gewalt geltend machen will und die Blätter plündert, breitet liebevoll der Epheu ſein ſchützendes Kleid

aus. Abgehärteter wie bei uns, wo ſchon ein gelinder Froſt die Pflanzen erſtarren läßt, gedeihen die Gemüſe wie Artiſchoken, Endivien, Blumenkohl, Rüben den ganzen Winter hindurch, ertragen zwei bis vier Grad Kälte, eine Temperatur, der die Teltower Rübe, dieſe Grazie der Mark, nicht zu widerſtehen vermag. Um die ewige Stadt grünt ein ewiger Frühling.

Während die alten Deutſchen ihre Götter in die Wälder verlegten — lucus ac nemora consecrant ſagt Tazitus — und den Hain zum Tempel machten, da waren die Zeiten des Cincinnatus ſchon längſt vorüber und der Römer vom Glanze der weltbeherrſchenden Stadt ſo berauſcht, daß ein rusticus, ein Landmann, für gemein galt und urbanitas, das ſtädtiſche Leben, gleich bedeutend mit Höflichkeit und feiner Sitte war. Auch der heutige Römer iſt darin noch der Schatten des antiken, daß er keine Luſt hat aus ſeinen Mauern herauszugehen und ein Spaziergang auf's Land nur um ſich an der Natur zu erquicken, kömmt ihm immer ſehr ſeltſam vor und wird nur dem „forestiere“ verziehen. Für die Schönheiten ſeiner Kampagna hat er keinen Sinn, er ſieht nicht das maleriſche in den Kuppen der Berge, in den trauernden Ruinen der Kaſtelle, in den lang ſich ausſtreckenden Arkaden der Waſſerleitungen, die nach der Stadt zu fliehen ſcheinen, als wollten ſie der Fieberluft entgehen. Was kümmert ihn der Hirt der voller Reſignation auf verwittertem Geſtein unter

ſeiner Schaafheerde ſitzt, die der unermüdliche Hund von allen Seiten bewacht? Oder der Kampagnole zu Pferde mit ſpitzem Hut, und mit der Lanze in der Hand, der die wilden Büffel, die fortwährend das eingezäunte Terrain des Weideplatzes durchbrechen wollen, mit Mühe in Ordnung hält? Er ſieht hier weiter nichts als Menſch und Vieh, nicht die paſſendſte Staffage für dieſe Trümmerſtätte, die mit ihren Schluchten, Höhlen, Gräbern, ihren verfallenen Aquadukten und einſamen Oſterien, und mit ihren Eulenneſtern zerlumpter Bewohner zu einem Bilde des Elends und des Verfalls ſich rundet, der der überall ſichtbare hochthronende St. Peter eine welthiſtoriſche Weihe verleiht. So wenig, wie die alten Römer fähig waren, aus der Natur eine Stimmung zu ſchöpfen, oder ſie hinein zu legen, ſo wenig ſind es die neuen. Schiller ſagt zwar in ſeinem Aufſatz über das Naive und Sentimentale, daß unſere Empfindung für die Schönheiten der Natur der Empfindung des Kranken für die Geſundheit gleiche, und daß nur die Unnatur unſrer Zuſtände uns ſchwärmeriſch zur Natur hinziehe, in der wir das wiederfinden, was wir bei uns vermiſſen. Iſt dies wahr, dann hätte der Italiener gerade die meiſte Veranlaſſung durch den Gegenſatz zwiſchen ſeinem ſchönen Lande und ſeinen traurigen Verhältniſſen ſentimental zu werden und vor Schmerz zu vergehen. Und doch fällt es ihm niemals ein, ſich irgend wie von der Natur imponiren und ſeine

Stimmung beherrschen zu lassen. Wir wollen einen mehr prosaischen Grund für diesen Indifferentismus anführen. Der Nordländer muß mit der Natur ringen, er muß mühsam die Frucht dem Boden abzugewinnen suchen, er sieht in der Natur seinen Gegner und in ihrer Besiegung seine Triumphe; dem Südländer fallen die Früchte in den Schooß und der Himmel schützt ihn wie eine Mutter ihr Kind. Der Wechsel der Jahreszeiten ist nicht so schroff, daß er vor der Natur zu fliehen und sich zu schützen braucht, er bleibt mit ihr im innigsten Verkehr und das naive Naturkind, das nur geringe Bedürfnisse hat, wird nie seine Mutter zum Objekt seiner Bewunderung machen. Von soviel Wundern der Natur und Kunst umgeben, daß ihn nichts mehr verwundert, bleibt er in seiner Naivetät; die goldnen Aepfel der Hesperiden fallen zu seinen Füßen und die Citronen und Lorbeerzweige gebraucht er für sein Kaminfeuer. Auch die alten Römer, wenn sie auch einzelne Götter für verschiedene Naturkräfte hatten, objektivirten sich nicht die Natur im Großen und Ganzen. So bewandert sie auch in den Künsten waren, bis zur Landschaftsmalerei haben sie es nicht gebracht, noch ihre Enkel von heute. Auf der Kunstausstellung an der Porta del Popolo, auf der sehr viel elende Schildereien, größtentheils von Italienern verfertigt zu finden waren, fehlte es nicht an religiösen Bildern, Portraits, Genrebildern, aber kein Römer war vor's Thor gegan-

gen, um ſich dort irgend einen landſchaftlichen Stoff zu holen. Nicht einmal für einfache Veduten zeigen ſie Sinn, noch weniger für die Stimmungslandſchaft, dieſe künſtleriſche Vermittlung der Natur mit dem menſchlichen Gemüth. Auch von der Thiermalerei wiſſen ſie nichts, da ſie nicht mit den Thieren ſo befreundet ſind, wie die nordiſchen Völker. Hunde und Pferde werden ſehr gemißhandelt. Jakob Grimm ſagt: „die Griechen brauchten die Thierfabel nur als eine Einkleidung für einen didaktiſchen Inhalt; die Thierſage der Deutſchen ſtammt aus der Vorliebe für die Heimlichkeit des Waldlebens.“ Weit anziehender iſt für die Römer ein Spaziergang durch die engen Straßen, und eine Fahrt auf dem Korſo im langſamſten Schritt ziehen ſie einer freien Umſchau über Berg und Thal bedeutend vor. Es iſt, als ob die Natur dem Italiener zu ungeſellig wäre, und die Blätter der Bäume ihm nichts Intereſſantes zu ſagen hätten. Wenn Montesquieu ſagt, daß Deutſchland geſchaffen wäre zum Reiſen, England zum Denken, Frankreich zum Leben und Italien um hier ſein Zelt aufzuſchlagen, ſo ſtimmen die Italiener, was ihr Land betrifft, vollkommen überein; ſie kleben ſo ſehr an der Scholle, daß jede Bewegung ihnen verhaßt iſt, ſelbſt dann, wenn die Temperatur ſie faſt dazu zwingt, und entfernen ſich von ihrem Lager höchſtens eine halbe Stunde bis nach dem Monte Pincio.

Wer ſagt den Römern zuerſt, daß es Frühling ge-

worden? Nicht die Lerchen, nicht die Nachtigallen, nicht die duftenden Wiesen, nein die Deutschen sind die ersten, die diesen Ruf der verjüngten Natur in Roms Mauern ertönen lassen. Die deutschen Künstler veranstalten das Frühlingsfest, das seit zwanzig Jahren einer solchen Popularität sich erfreut, daß es gleich dem Karneval ein Volksfest geworden ist. Wenn da in der Nähe des Piazza Barberini schon am frühen Morgen ein großes Gewühl ist, wenn Menschen, Wagen, Reiter sich hier zusammenfinden und phantastische Kostüme vom Ural bis zum Aetna, von Indien bis nach Afrika hier zu sehen sind, der Tscherkesse und der Beduine zu Roß oder zu Esel paradiren, und der Puritaner und der mousquetaire de la reine dicht bei Berninis Foutaine berlinische Töne hören lassen, dann sind die Ideen des März vergangen und der schöne Tag ist erschienen, an dem der deutsche Künstlerverein seinen Genossen und den Römern eine Festfreude bereitet.

Der deutsche Künstlerverein, der schon seit einer Reihe von Jahren in Rom besteht, und alle politischen Wandelungen überlebt hat, ist in Rom der Mittelpunkt der öffentlichen Geselligkeit. So leicht es auch für den Fremden ist, in die Familien aller Nationen Zutritt zu bekommen, und jeder Fremde einen Salon eröffnen kann, da die Gesellschaften, wie in Paris, keine langen Vorbereitungen der Wirthin erfordern, so groß ist der Mangel an öffentlichen Festlichkeiten, Bällen, Conzer-

ten. Da treten nun die Deutschen helfend ein, in ihren schönen Sälen im Palazzo Poli veranstalten sie für alle Nationen, die sich ihnen anschließen wollen, mit deutscher Gemüthlichkeit musikalische Soireen, Tanzkränzchen, kostümirte Bälle, und die Engländer, Franzosen, Amerikaner müssen nach ihrer Pfeife tanzen, da es allen drei Volksstämmen, obgleich sie in der ewigen Stadt zahlreich vertreten sind, nicht gelungen ist, einen gemeinsamen, geselligen Vereinigungspunkt zu begründen. Da sieht man, wie die römische Luft den Deutschen ändert; sein Individualismus, seine kleinliche Absonderungssucht verschwindet auf dem klassischen Boden, der keine spießbürgerliche Erinnerungen duldet. Der Deutsche, ohne wie in andern Ländern seine Nationalität zu verleugnen, stellt sich an die Spitze der Nationen, um die die Kunst ein gemeinsames Band schlingt, und am Cervaro Fest an die Spitze der Bewegung zu Wagen, zu Fuß, zu Pferde, zu Esel. Es ist keine Kleinigkeit, die Römer, die das dolce far niente so lieben, aus ihren vier Pfählen oder den Kafés heraus zu locken, aber am Cervarotag beim deutschen Karneval, da dürfen sie nicht fehlen. Nachdem die Steinbrüche von Cervaro auf dem Wege von Albano von einem speculativen Römer gepachtet worden sind, der auf seinem Terrain keine Faschingsfreuden mehr dulden will, mußten die Künstler andere Hügel, Schluchten und Hohlwege aufsuchen, und bei dem großen

Reichthum der Kampagna an koupirtem Terrain entschied sich nach langen Berathungen das Geniekorps des Vereins für einige Landesstrecken, unweit des Ponte Salara vor dem gleichnamigen Thor, wo breite Wiesenflächen zur Entfaltung ritterlicher Künste und amphitheatralisch geformte Hügel für die Zuschauer wie zu festlichen Zwecken geschaffen waren. Bei der Brücke ist das erste Rendezvous. Da steht um 9 Uhr eine unübersehbare Wagenreihe, und die darin Sitzenden bilden eine lebendige Geschichte aller Trachten und Kostüme, vom europäischen Frack, diesem Torso aller Gewänder, bis zu dem faltenreichen afrikanischen Bournus, von der koketten Toilette der Albanerin bis zu dem phantastischen Kostüm der Pretiosa unter den Zigeunern. Und rings um die Wagen kourbettiren die Rosse, der Don Quixote, ein bekannter Landschafter, macht seine Sprünge, und sein dicker Sancho Pansa, ein Bildhauer, kann kaum seinen Esel mehr antreiben. Da entdeckten einige Personen des Fußvolks die Achillesferse des Esels, jene wunde Stelle am Hintertheil, die allein noch den Stachel fühlt, und diese Fontanelle der Faulheit reizt selbst den Esel zu graziösen Wendungen. La necessita fa trottare l'asino, die Nothwendigkeit setzt den Esel in Trab, dieses römische Sprichwort bewährt sich auch hier.

Aber die Cervaro-Ritterschaft — denn dieser Name ist von der alten Lokalität noch beibehalten — muß

den Muth der ſchnaubenden Vierfüßer noch zügeln, denn erſt jetzt naht der Präſident, der König des Feſtes, und begrüßt in deutſcher Rede die verſammelten Heerſchaaren. Auf einem großen Erntewagen, der wie ein Triumphwagen reich mit Blumen und Laub geſchmückt iſt, von vier der kräftigſten Ochſen gezogen, an deren Hörnern lange bunte Bänder flattern, da ſteht der aus freier Wahl hervorgegangene Herrſcher. Seine Hoheit in einem langen goldgeſtickten Krönungsmantel, das Diadem auf dem Haupte, war in Wirklichkeit ein berühmter Aquarelliſt, für den ſelbſt die heißblütigſten, ungeduldigſten Fürſten Stunden lang geſeſſen haben, damit ſie, wie Narziß, in Waſſerfarben ihr Spiegelbild erblicken konnten. In der Kunſt der Repräſentation wohl erfahren, deutete der kunſtſinnige Regent mehr noch in Geberden als in Worten ſeine Freude an, die Großen und die Kleinen des Reichs ohne Unterſchied des Geſchlechts hier vereinigt zu ſehen; mit Hinblick auf den bekannten Satz, daß Reden Silber iſt und Schweigen Gold, waren ſehr viel goldne Worte in der huldreichen Anſprache zu finden und die Pauſen erfreuten ſich des reichſten Beifalls. Alle Unterthanen, ſo weit ſie Bürgerrechte im Künſtlerverein haben und ihre Steuern zu den Koſten des Feſtes geleiſtet, ſind mit dem Orden des kupfernen Bajokko geſchmückt, der am blauen Bande getragen wird. Es iſt dies ein Orden, der grade einen Dreier werth und ſelbſt vom

enragirteſten Gegner aller Dekorationen auch dann hochgeſchätzt wird, wenn er ihn in großen Maſſen beſitzt. Der Bajokko iſt hier keine Scheidemünze, keine Münze der Trennung, er iſt ein Symbol der Verbrüderung und wie am römiſchen Karneval, am Mokkoliabend, dem der kein brennendes Licht in der Hand hat das „senza moccolo“ höhniſch zugerufen wird, ſo iſt hier „senza bajocco“ ein Zeichen des kunſtfeindlichen Parias. Selbſt König Ludwig von Baiern, der häufig dem Cervarofeſte beiwohnte, verſchmähte es nicht, den Bajokko-Orden zu tragen und er wies mit Stolz auf das blaue Band, deſſen nur wenig gekrönte Häupter ſich rühmen können.

Nachdem in einer alten morſchen Ruine eine kleine Kollation eingenommen worden, die der Küchenmeiſter der Cervaro-Ritterſchaft ſervirt hat, wobei man nur, mit natürlichen Werkzeugen verſehen, von der Hand in den Mund lebte, ſetzt ſich der Zug unter dem Wirbel der Trompeten, der Staubwolken und dem Schwenken der Fahnen, die mit dem Bilde des heiligen Lukas, des Schutzpatrons der Kunſt geſchmückt ſind, in langſame Bewegung. Der Präſident mit dem Ochſenzuge voran, umbrauſt von den Vivats der Menge, ein Glas nach dem andern trinkend und nach allen Seiten den Segen ſpendend. Seine Miniſter und Generäle, alle in Phantaſie-Koſtümen, ſogar ein Chineſe als Miniſter der Volksaufklärung, begleiten zu Roſſe den hohen Herrn;

die Kavallerie so sattelfest als es die Umstände erlauben, das Fußvolk nach Art der Tirailleurs in Bogen schwärmend. Gensdarmen aus allen Herren-Ländern, selbst ein Tscherkesse darunter, halten die Ordnung, die Autorität in der Majorität aufrecht. Die undisziplinirte Minorität aber entfernt sich vom Wege, überschreitet Wiesen, Gräben, um schneller zum Ziele zu gelangen, wo die Künste der Cervaro-Ritterschaft im glänzenden Turnier sich zeigen sollten.

Und die Kampagna sieht heute gar nicht so melancholisch aus. Die bunte Menge giebt den grünen Wiesen ein neues Leben, und die alten Ruinen, die sonst wie aus hohlen Augen uns anstarren, scheinen durch das fröhliche Treiben verjüngt zu sein. Wenn lustige Schaaren über Gräber und Trümmer hinwegschreiten, so vergißt man leicht den Kirchhof der Geschichte, auf dem man wandelt; der Kirchhof, dem die Ruhe fehlt, wird zum Spielplatz. Keine arrière-pensées können hier aufkommen, und kein Ritter denkt daran, wie sehr er dem Theodosius zu Dank verpflichtet sei, der vor mehr als tausend Jahren die ersten kupfernen Münzen, die Ahnherrn des Bajokko in Rom prägen ließ. Und wie viel Wiesenblumen werden unbarmherzig zertreten! Aber die Anemonen und Aurikeln scheinen dem Cerberus ähnlich zu sein; je mehr Köpfe fallen, desto mehr wachsen wieder. Endlich erblicken wir das Ziel unsrer Wanderschaft, ein von amphitheatralisch aufsteigenden Hügeln umge-

benes, friedliches Thal. Einige befreundete Gensdarmen, die, Kunst und Polizei, diese feindlichen Mächte, zu versöhnen wissen, weisen uns und unsern Damen einen Platz auf der Höhe an, wo wir die große Wagenburg im Rücken haben, und man das beginnende Schauspiel frei übersehen kann. Bald ist das ganze natürliche Amphitheater von dichten Gruppen besetzt, die auf dem schwellenden Rasen Platz nehmen. Der König giebt das Zeichen, und das Turnier beginnt. Ein Karousselreiten macht den Anfang, wobei Damen in Amazonenkostüm und Herren in den malerischen Trachten vom Indianer-Häuptling bis zum mittelalterlichen Ritter sich betheiligen. Die Zahl der im Galopp eroberten Ringe entscheidet den Sieg, das schöne Geschlecht trägt den Preis davon, und eine kühne amerikanische Bildhauerin, die in der ersten Jugendblüthe noch keinen goldnen Verlobungsring am Finger hatte, gewinnt die meisten stählernen. Unter dem Schmettern der Trompeten überreicht ihr der Präsident den Lorbeerkranz. Ein höchst drolliges Eselreiten schließt sich dem Ringelstechen an, und das Allegro, das hier entwickelt werden sollte, machte aus Mensch und Thier die sonderbarsten Figuren. Es folgt noch ein Wettlauf zu Fuß, an dem hauptsächlich die nordischen Stämme sich betheiligten. Dänen, Schweden, Russen, Deutsche, aber Deutschland trug in der Person eines Schlesiers im rapiden Fortschritt den Sieg davon, wogegen die Römer, die

noch heut wie ihre Vorfahren die Göttin Statina, die Göttin des festen Standpunkts verehren, vom Schnellauf keine Freunde sind. Diesmal aber bestand der Preis in antiken, etrurischen Töpfen, denen man aber nur auf klassischen Boden diesen Namen giebt, während sie bei uns eine mehr prosaische Benennung tragen, die man nur in vertrautesten Kreisen zu erwähnen wagt. Noch üben sich einige Gymnasten und machen Wettkämpfe zu Fuß und zu Pferde, da giebt Bachus mit dem Thyrsusstabe das Zeichen, daß die Stunde der allgemeinen Fütterung für die Cervaro-Ritter gekommen sei und die Bachanalien beginnen. Ein italienischer Künstler, der schon viele Götter geschaffen und selbst den Stein zu beseelen verstand, erschien wie der antike Gott mit Epheu und Weinlaub umkränzt, und führte vom rauschenden „Evoe" der Bachanten begleitet, die Versammlung in ein luftiges Zelt, das alle Schätze einer Feldküche in sich aufgenommen. Auf den Bänken, unter und neben den Bänken wurde Platz genommen, und dann auf vieles Begehren der Morgengesang der Cervaro-Ritter wiederholt, den der Vizepräsident und pensionirter Kohortenführer aus der XXV. Olimpiade, wie er sich auf dem Titelblatt genannt, gedichtet. Die ersten Strophen in der bekannten Rinaldino-Melodie gesungen, lauteten folgendermaßen:

Welch Gewühl auf Romas Hügeln,
Welch Getös am Viminal?

Eſeln wiehern dort im Chore,
Und es raſſeln durch die Thore,
Küchenwagen ohne Zahl.
Hebt ſich eine Völkerwandrung?
Iſt ein Markt von Rennern da?
Nein! die Sonne der Cervare,
Sie, die feſtlichſte im Jahre,
Steigt ob der Campagnia!

Der Geſang hatte die Kehlen noch durſtiger gemacht, der Orvito floß in Strömen und das am Spieß gebratene Geflügel wurde mit großer Schnelligkeit anatomirt und verſchlungen. Fenochi e pane mi basta, ſagt der Italiener, Fenchel und Brot iſt mir genug, aber der Deutſche liebt doch eine kompaktere Nahrung und kann trotz ſeines Realismus Wurſt und Schinken nicht entbehren, wie denn auch Hans-Wurſt eine ſeiner poetiſchen Figuren iſt. Diejenigen hohen Perſonen, die die Hofämter des Obermundſchenk und Oberlandesvorſchneider bekleideten, opferten ſich hier wirklich im Schweiße ihres Angeſichts für die Maſſe des Volks und Chamfort, der behauptet, der Adel ſei der Vermittler zwiſchen Monarch und Volk, wie der Hühnerhund zwiſchen Jäger und Haſen, wurde in der Kampagna von den hochherzigen Großen des Cervaro-Reichs in entſchiedenſter Art widerlegt. Ja ſogar ein Türke, von dieſer Aufmerkſamkeit und der Schnelligkeit der Bedienung bezaubert, vergaß ganz die Vorſchriften des Koran und die ſeiner Weiſen, die da ſagen, daß jedem Menſchen ſeine Portion Eſſen von der Vorſehung

zugemessen sei; wer daher zu große Portionen esse, der werde nur kürzere Zeit essen und existiren können. Und wirklich, der ungläubige Türke wurde für seinen Frevel bestraft, er existirte nur kürzere Zeit und warf sich bald dem Bruder des Todes, dem Schlaf in die Arme. Sein Beispiel fand einige Nachfolger und es war sehr hohe Zeit das Diner zu beenden.

Nachdem die Versammlung noch einen Toast auf den Präsidenten ausgebracht und dieser durch ein Lebehoch auf die Wohlfahrt und das Glück seiner Unterthanen und speziell der Damen, die nur in bescheidener Entfernung sich restaurirt hatten, den Trinkspruch beantwortet, löste sich die Versammlung in zwanglose Gruppen auf. Schon wurden die Strahlen der Sonne milder und milder, ein durchsichtiger Schleier, aus Nebelstreifen gewebt, umspielte die fernen Gebirge und vielfarbige Lichter und schwarze Schatten wechselten auf dem frischen Grün der wellenförmigen Trifften, die, wie ein erstarrtes Meer, sich weithin ausbreiten. Es ist nicht rathsam die Dämmerung in der Kampagna abzuwarten und die Dünste einzuathmen, die aus diesen Grabesstätten aufsteigen. Man rüstete sich bald zur Abfahrt; die Vorsichtigen eilten so schnell wie möglich, die Kühneren machten noch in den Osterien am Wege längere Stationen; nur die Esel sehnten sich am heißesten nach der stolzen Roma und trabten freiwillig aus Herzenslust. Alle diejenigen, die am Feste

nicht Theil nehmen konnten, waren mit Frauen und Kindern vor die Porta Salara gezogen und erwarteten in dichten Schaaren die Heimkehrenden. Spalier bilden, still ſtehen und bunte Bilder vor ſich vorüberziehen laſſen, das iſt eine der angenehmſten Unterhaltungen der Römer. Mit großem Jubel wurden die Ritter und Edelfrauen empfangen, die jauchzende Freude drang ſelbſt in die ſtille Stadt ein und bis in die ſpäte Nacht hörte man in der Nähe der Kafés und Oſterien die Jubelgeſänge aller Nationen.

Das war der deutſche Karneval, der der jüngſte Nachfolger des römiſchen iſt. Der römiſche Karneval dauert neun Tage, der deutſche nur einen, der römiſche Karneval bewegt ſich mitten in der Stadt auf dem Straßenpflaſter des Korſo, der deutſche Karneval zieht vor die Thore und lagert ſich im Grün der Wieſen. Der römiſche Karneval iſt das Feſt des Winters, der deutſche das Feſt des Frühlings. In Beiden ſpielen die Verkleidungen die Hauptrolle, aber wie verſchieden iſt die Wahl der Rollen! Der Deutſche liebt noch immer das Ritterthum und die ritterlichen Spiele. „Wer nicht liebt ein blankes Schwert, ein raſches Pferd, ein ſchönes Weib, der hat kein Herz in ſeinem Leib," ſo ſagt der deutſche Sinnſpruch des Mittelalters. Bei dem Italiener nimmt das ſchöne Weib die erſte Stelle ein, und nicht durch ritterliche Künſte und Turniere, ſondern durch Lied und Geſang ſucht er ihr Herz zu

gewinnen. Mandoline und Blumen sind seine Waffen der Eroberung, während der Deutsche es liebt vor dem Fenster seiner Schönen hoch zu Roß zu paradiren, nimmt der Italiener die Zither und bringt ein Ständchen. Die Römer haben das Sprüchwort, ein galoppirendes Pferd ist ein offnes Grab; die Deutschen sehen dem Grabe furchtlos in die Augen, und in ihren ritterlichen Evolutionen übertreffen sie an Kühnheit und Gewandtheit die Elitetruppen der päpstlichen Dragoner. Im römischen Karneval läßt man Pferde ohne Reiter laufen, die durch das rasselnde Rauschgold, mit dem sie behängt sind, und den Lärm und das Schreien der Zuschauer wild gemacht werden. Feuerfunken, aus dem Steinpflaster durch die Hufe hervorgeschlagen, sprühen um ihre Füße, die bunten Bänder, mit denen die Mähnen geziert sind, flattern hoch in der Luft, und die armen Thiere laufen wie gehetztes Wild. Das wäre kein deutsches Vergnügen. Im deutschen Karneval trennt sich nur am Schluß der Reiter von seinem Rosse, und oft wider seinen Willen. Der römische Karneval bedeckt seine Theilnehmer mit einem Regen von Blumen, der deutsche Karneval reißt die Blumen nicht aus der Muttererde, sondern sucht sie an Ort und Stelle auf und nimmt mitten unter ihnen Platz.

Am Mokkoli-Abend, wenn der römische Karneval zu Grabe getragen wird, da ist die bachantische Lust auf dem höchsten Gipfel. Jeder sucht sein moc-

colo, das Lichtchen, das er in der Hand hält, gegen jeden, der es ausblaſen will, zu vertheidigen. Dieſer Kampf um den prometheiſchen Funken läßt den Korſo wie ein Meer hellflackernder Lichter erſcheinen, wie funkelnde Sterne, die aufblitzen, erlöſchen, im wilden Tanze ſich wieder entzünden und ſchnell wieder untertergehen. Dazu die reich geſchmückten Häuſer, die mit purpurrothen Teppichen behängten Balkone, und ihre ſchönſte Zierde, die Frauen, in ihren bunten Nationaltrachten, gegen deren Pracht unſre modernen Koſtüme nur wie Trauer erſcheinen; die feurigen Augen der jungen Römerinnen glühender als je, indeß das Licht, das ſie vertheidigen, auf ihre Züge einen magiſchen Glanz wirft. Und nun die lange dreifache Reihe von Wagen, die auf- und abfahren; aber Niemand hat auf den Sitzen Platz genommen, man ſteht auf den Sitzen, oder lehnt ſich an die zurückgeſchlagene Kutſchendecke, um ſich in jedem Augenblick gegen die kecken Lichtfeinde, die von allen Seiten eindringen und auf die Wagentritte klimmen, vertheidigen zu können. Die herrlichſten Bilder zeigen dann jene niedrigen, reich mit Kränzen geſchmückten ländlichen Wagen. Sie haben diesmal die ſüßeſte Laſt; ſo ſchöne Veſtalinnen mit griechiſchen Mützen, die nur den kleinſten Theil des Kopfes bedecken, und das rabenſchwarze Haar von allen Seiten hervorquellen laſſen, ſolche kecke Prieſterinnen, die die kleine Flamme hoch in die Lüfte heben,

und in jeden, der ſich naht, den gefährlichſten Zündſtoff werfen, ſolche Veſtalinnen kannte ſelbſt das Alterthum nicht. Die brennende Liebe iſt in dieſen anmuthigen Gruppen faſt wörtlich dargeſtellt; eine ſichtbare Dithyrambe ſpringender Bilder, die die elyſäiſchen Lichtgärten auf die Erde verſetzt hat, zieht vor unſern geblendeten Augen vorüber.

Ja mit ſolchen zauberhaften Erſcheinungen, mit ſolchem Sternenmeer kann der deutſche Karneval, der höchſtens eine Sternſchnuppe iſt, ſich nicht meſſen. Der deutſche Karneval, der nur einige Stunden dauert, bei dem die ſchönen Römerinnen mehr zuſchauen als mitwirken, er offenbart mehr Würde als Anmuth, mehr Kraft als Schönheit, mehr verwegenes Spiel als bachantiſche Luſt. Der deutſche Karneval bewegt ſich behaglich zwiſchen Genuß und Thätigkeit, der römiſche Karneval, obgleich er dem Fleiſch das letzte Lebewohl ſagt, zeigt doch keine Tafelfreuden, nur Blumen; „ecco fiori“ werden ausgeboten, aber keine Eßwaaren. Selbſt die confetti, mit denen man wirft, ſind nicht zu genießen, ſind nur weiße Gipskugeln, aber kein weißes Mehl. Der deutſche Karneval, obgleich er nicht die Perſpektive der Faſttage vor ſich hat, ſitzt gemüthlich an vollen Tafeln, auf denen die Flaſche prangt. Und am Abend trabt er ruhig auf ſeinem Eſel oder Pferd nach Hauſe, und wer durchaus illuminiren will, thut es inwendig und das Moccolo ſteigt bis in ſeine Ge-

hirnkammern. So zeigt sich auch hier im Karneval die große Scheidewand, die die Alpen bilden. Die Deutschen sind das Volk der innern, die Römer der äußern Erleuchtung. Die Geschichte wird einst zeigen, welche Flamme am längsten brennt!

XV.

Römiſche Leiden.

„Keine Ruh bei Tag und Nacht", ſingt der treue Leporello, und wir werden oft in Rom, ſelbſt in Stunden der Muße, an ſeine Klagen und Seufzer erinnert. Wenn es auch der Phantaſie gelingt uns auf ihren Flügeln in ferne Zeiten zu verſetzen, und die Plagen des Erdenlebens zu vergeſſen, ſo giebt es dennoch kleine Schmerzen und prickelnde Nadelſtiche ſo empfindlicher Natur, daß wir immer aus unſern Träumen geriſſen und die irdiſche Schwäche der Kreatur in voller Demuth empfinden. Achilles war nur an der Ferſe verwundbar; der Fremde in Rom genießt nicht jene göttlichen Privilegien, oft überfällt ihn ein Heer von Feinden und wo er nur irgend eine Blöße blicken läßt, da kann er ſicher ſein bald das ſchwellende Brandmal ſeiner Niederlage zu erblicken. Je kürzere Zeit der Fremde an den gaſtlichen Geſtaden der Tiber verweilt, je mehr klagt er über jene freche Schaar feindlicher Dämonen, die wie ein böſes Gewiſſen ihn Tag und Nacht verfolgen; verweilt

er Monate lang, so wird endlich sein Körper gestählt, seine Haut wird durch die häufigen Verwundungen zu einem festen Leder gegerbt, und er trotzt mit stoischer Ruhe den Waffen seiner Feinde, die durch den natürlichen Panzer nicht mehr durchdringen können und nur noch mühsam an der Oberfläche ritzen. Es ist bekannt, daß der Südländer eine stärkere Epidermis als der Bewohner kälterer Regionen besitzt; der nordische Recke, auf dessen Teint auch die Sonnenstrahlen mehr influiren, muß in jeder Beziehung mit größeren Opfern seine Haut zu Markte tragen. Wenn Moleschott behauptet, daß der Mensch alle sieben Jahre sich mausert und aus der Haut fährt, so ist der Reisende in Italien von dem Gesetz dieser leiblichen Metamorphose ausgenommen; die hesperischen Gefilde haben für neugierige Ausländer besondere Bestimmungen, und verkünden gleich das denkwürdige Wort, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt. Eine Schaar ewig hungriger Wesen, die sich — ein Wunder in Italien — lieber erstechen, als bestechen lassen, schröpft ihn von allen Seiten; mit mephistophelischer Tücke aus dem Hinterhalt hervorbrechend, huldigen sie auch dem Wahlspruch des teuflischen Gesellen, daß Blut ein ganz besonderer Saft sei, nur mit dem Unterschied, daß selbst im heiligen Rom der Körper des Ketzers ihnen weit mehr am Herzen liegt, als seine unsterbliche Seele. Diesen Blutsaugern, die gleich den Eumeniden uns verfolgen, sind wir immer preisgegeben,

im traulichen Kreiſe, im Theater, im Kaſé, ſelbſt in der Einſamkeit. Wenn Sokrates ſagt, daß er dann am wenigſten allein iſt, wenn er allein iſt, ſo lernt der römiſche Fremdling die Tiefe dieſer philoſophiſchen Wahrheit alltäglich erkennen; einer iſt immer der Gefährte ſeiner Einſamkeit, und Gott ſei Dank wenn es nur einer iſt. So wie die großen Italiener, die Entdecker des Korſo, geſellige Naturen ſind, ſo ſind es auch dieſe kleinſten und doch ſo mächtigen Anſiedler auf klaſſiſchem und fremdem Boden. Daher müſſen wir jedem, der den Römerzug antritt, rathen, daß er zu dieſer gefahrvollen Reiſe ſich rüſte, wie zu einem Feldzug; er nehme Pulver und Blei mit, das ſchwere Blei der Geduld, das bei dem häufigen Zuſammentreffen mit Bettlern, Fachini's u. ſ. w. nothwendig iſt, und dann jenes Pulver, das nicht die Deutſchen, ſondern die Perſer erfunden, und wahrſcheinlich, auf direktem Wege von dem Genius alles Guten von Ormuzd empfangen haben. So gerüſtet iſt der Widerſtand ein leichter, und Italien verliert keinen Stein aus jenem Diadem, mit dem die nordiſche Phantaſie es fort und fort ſchmückt.

Als Nikolai nach Italien pilgerte, muß jener heilende Balſam in Europa noch nicht bekannt geweſen ſein, ſonſt hätte er ſein Buch, das weiter nichts als Klagen über die kleinen Leiden des italieniſchen Lebens enthält, unmöglich ſchreiben können. Er ruhte nach langen nächtlichen Kämpfen immer erſt gegen

Morgen, wie ein Marius auf den Trümmern von Karthago, nur mit dem Unterſchied, daß das Karthago ſein eigen Fleiſch und Blut war, und ſein Sieg, wie der des Pyrrhus, einer Niederlage glich. Ueberdies iſt ſeit dieſer Zeit durch das Beiſpiel und die guten Lehren der Fremden die Reinlichkeit bedeutend geſtiegen; die größeren Hotels und möblirten Zimmer laſſen in dieſer Beziehung nur wenig zu wünſchen übrig, und Perſonen, die ſich allein zur Beförderung der Reinlichkeit in den Haaren liegen, ſieht man wohl in Neapel häufig, in Rom nur ſelten. Sonſt ſcheitelte bei den Sabinern der Bräutigam das Stirnhaar ſeiner Braut mit der Lanze, zum Zeichen, daß die Jungfrau ganz in ſeiner Macht ſei; nachdem die Söhne der Wölfin die Sabinerinnen geraubt haben, kommt zwar dieſe einfache Manipulation nicht mehr vor, aber auch eine mehr verwickelte mit ſchärferen Werkzeugen ſcheint nicht mehr nöthig zu ſein, und nur ſehr vereinzelt ſieht man kriegeriſche Gruppen, die es nöthig haben, den Nagel zum Sarge zu benutzen.

Wie klagt noch über dieſe Miſeren der fromme und vornehme Chateaubriand! In ſeinen Memoiren d'outre tombe hält er eine Jeremiade über die ſchmutzigen Straßen der ewigen Stadt und über die Blutſauger aller Art, die ſelbſt das geheiligte Haupt eines bevollmächtigten Miniſters nicht verſchonten. „Als ich Napoleon's Geſandter in Rom war, erzählt der Vi-

komte, wies man mir die obere Etage des Palaſtes Lancelotti an. Als ich dieſe aber betrat, ſprangen mir eine ſolche Menge jener ominöſen Weſen aller Gattungen an die Beine, daß mein weißes Beinkleid ganz ſchwarz wurde.“ Und der fromme Chateaubriand wollte gewiß Rom nicht ohne triftigen Grund anſchwärzen! Die Civiliſation hat auch hier bedeutend aufgeräumt, Menſchen, Häuſer und Straßen ſind mehr von der Kultur beleckt, und in den Quartieren wird gefegt und gereinigt, ſo oft es noth thut. Man kann zwar noch immer ſehen, daß die Straßenreinignng eine aus der Fremde verſetzte Pflanze iſt, und die Römer, deren hauptſächlicher Aufenthalt die Straße, machen, wenn gekehrt wird, ungefähr ſolche Geſichter, wie die Kinder, wenn ſie gewaſchen werden, allmälig aber ſchwindet mehr und mehr der Widerwille, und die Franzoſen üben auf die päpſtliche Polizei einen heilſamen Einfluß aus. Die verbeſſerte Straßenreinigung und die Gasbeleuchtung, mit der die Geiſtlichkeit nicht einverſtanden war, iſt ein Werk der Franzoſen; ſie werden endlich das Licht der Aufklärung in alle Winkel bringen. Iſt es ihnen doch mit Athen, das ſie vor einigen Jahren okkupirten, auch gelungen, und dort hatten ſie größere Schwierigkeiten zu überwinden. Sie ſetzten jedem Hausbeſitzer ſo lange eine Schildwache vor die Thür, die Niemand herauslaſſen durfte, bis dieſer ſich bequemte, vor ſeinem Hauſe pflaſtern und eine Laterne

ſetzen zu laſſen. Aber ſelbſt napoleoniſche Energie kann manche Uebelſtände, die ſich ſeit Jahren angehäuft haben, nicht ſofort beſeitigen. Für die Reinigung eines Augiasſtall's muß ein Herkules, ein Halbgott auf die Welt kommen. Ein ſolcher Augiasſtall iſt der Immondezajo, der eben ſo die Naſe beleidigt, wie das Auge. Willſt Du wiſſen, lieber Leſer, was ein Immondezajo iſt, ſo denke Dir alle Ueberreſte der Küche, alle dem Untergang nahen Abgänge der Toilette, alte Kohlſtrünke und alte Hüte, abgenagte Knochen und abgelegte Bänder, alte Fetzen aus allen Regionen des Haushalts, kurzum ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer, alles das aufgehäuft und aufgeſchichtet, auf offner Straße, zu beliebigem Gebrauch, ein National-Eigenthum, das Jeder vermehren und Jeder plündern kann, das iſt, wie die dabeiſtehende Tafel beſagt, ein „Immondezajo". Nicht in den Hauptſtraßen, wie am Korſo oder der via condotti, aber in vielen Seitenſtraßen, an den Ecken, auf Plätzen findet man dieſe offiziellen, privilegirten Pyramiden des Schmutzes, die nur dann erſt abgetragen werden, wenn ſie eine anſehnliche Höhe erreicht oder wenn die zahlreichen herrenloſen Hunde dies Geſchäft übernehmen. Obgleich die Regierung die materialiſtiſchen Theorien haßt, duldet ſie doch, daß die beſten Apparate für die Lehre vom Stoffwechſel auf offner Straße liegen. Es iſt merkwürdig, daß die Römerinnen, die keine künſtlichen Parfüms vertragen

können und beim Eau de Cologne faſt ohnmächtig werden, die verpeſteten Aromen des Immondezajo mit Wonne einathmen. Die alten Römer hatten ein ſo kunſtvolles Kloakenſyſtem, daß noch heut die cloaca maxima, als der letzte antike Ueberreſt bewundert wird; die neuen Römer lieben in dieſer Beziehung die Oeffentlichkeit ſo ſehr, daß jeder Fremde in dieſem Zweige der Verwaltung gern einige Heimlichkeit wünſchen möchte, da hier alles überirdiſche Thun und Treiben der Geſundheit ſo nachtheilig iſt und die malaria mehr und mehr befördert.

Im Ganzen halten die Römer, was ihre eigne Perſon betrifft, auf Sauberkeit, es iſt ihnen aber mehr um Reinheit der Perſon, als um Reinheit der Dinge zu thun. Man ſieht fortwährend, wie alle möglichen Gegenſtände der Toilette von fleißigen Händen gewaſchen werden, jedes Fenſter dient zum Trockenplatz, aber das Fenſter ſelbſt iſt nicht ſehr durchſichtig und die Hemden und Kragen flattern im Winde. Und es wird gewaſchen, bis nur noch Spuren von Fetzen übrig ſind, und dieſe letzten Mohikaner gehen dann den Weg des Unſterblichen zum Immondezajo. Was in Rom überhaupt nicht mehr nutzbar iſt, deſſen ſucht man ſich ſo ſchnell als möglich zu entledigen. Und nicht bloß in Rom, in ganz Italien werden aus eben dieſen Prinzipien die Verſtorbenen, die nicht mehr zu verwerthen ſind, in liebloſeſter Weiſe behandelt. Wer mit dem Tode ringt, hat gewöhnlich

nur einen Geistlichen bei sich; die Familie — und gehört sie selbst den bessern Klassen an — verläßt ihn und das brechende Auge sieht keine theilnehmende Seele. Das Begräbniß besorgt eine fromme Brüderschaft, eine confraternita, die in schwarze, blaue oder weiße Gewänder gehüllt sind, woraus nur die Augen gespensterhaft hervorragen; sie setzen unterwegs den Sarg in eine Kirche, lassen eine Messe lesen und senken ihn dann auf dem Kirchhof, der nie durch besondere Gartenanlagen sich auszeichnet, in eine Grube. Hat der Todte keine vermögenden Verwandte, so werden gar keine Ceremonien mit ihm vorgenommen; oft tragen ihn die nächsten Familienglieder nur mit einem Tuche spärlich verhüllt auf einer Bahre bis zum Kirchhof, dort senkt man ihn in eine Kalkgrube, die jeden Abend geöffnet wird, weil mehrere Leichname — um Arbeit zu ersparen — zugleich versenkt werden. Der Tod findet nirgends so harte Herzen wie in Italien, keine Thränen werden seinen Opfern nachgeweint. Wie ganz anders dachten die Alten! Sie suchten dem Tode die sanfteste Deutung zu geben und seine Schrecken zu lindern. Hatte er einen Jüngling dahingerafft, so begruben sie ihn, wenn der Tag graute und die Morgenröthe ihre Strahlen warf, erfüllt von dem schönen Gedanken, daß Aurora die Jugendlichen liebe und sie in ihre Umarmung aufnähme. Vielleicht macht der Glaube, daß der Verklärte im Paradiese ist, die Hinterbliebenen so

Digitized by Google

kalt und gleichgiltig; gewiß aber iſt, daß dieſes haufenweiſe Hinabſtürzen der Leichen in die gemeinſame Grube der Armen mit den entſetzlichſten Bildern den Tod umgiebt und es faſt keinem verargt werden kann, ſich von ſolchem Schauſpiel ſchaudernd abzuwenden. Stirbt dagegen ein vornehmer Herr, ein principe, ein Kardinal, der eine Familien-Kapelle in einer Kirche beſitzt und reich ausgeſtattet hat, ſo wird der blendendſte Prunk entfaltet. Der Todte wird erſt mehrere Tage lang auf einem Paradebett in vollem Ornat oder in Hoftracht ausgeſtellt; ſein Wappen, von ſchwarzem Flor eingefaßt, prangt an ſeinem Palaſte, während die Mauern der Kirche mit weißen auf ſchwarzem Papier gedruckten Gerippen und Todtenköpfen bedeckt ſind, die die mahnende Umſchrift „hodie mihi, cras tibi“ tragen. Der reich geſchmückte Sarg wird, von mehreren Prieſtern und zahlreichen Fackelträgern umgeben, in das Erbbegräbniß geleitet. Hier zeigt ſich auch wieder die römiſche Induſtrie ohne Arbeit doch etwas zu gewinnen. Das Wachs, welches bei Leichenbegängniſſen von den Kerzen herabträufelt, gehört zu den Emolumenten des Küſters. Der ſchlaue Küſter ſtellt daher hinter jedem Fackelträger einen Gamin an, der mit einem Papier in der Hand das fallende Wachs auffängt. Aber noch mehr, er ſchlägt vorher in den Docht der Kerzen einen Nagel, und die zahlreichen Kerzen weinen nun Thränen

in solcher Masse, daß das Geschäft wirklich ein einträgliches wird.

Im Kirchenstaat wie in Neapel ist die Sterblichkeit sehr groß. In Rom verlangen die Fieber, die durch die schlechte Luft mancher Stadttheile erzeugt werden, viele Opfer, aber noch mehr die schlechten Aerzte und der Mangel jeder Sanitätspolizei. Es fehlt zwar nicht an Aerzten, aber es fehlt sehr an tüchtigen. Den fremden Aerzten, deutschen und französischen — vertraut sich der Römer im allgemeinen nur selten an, und die italienischen Heilkünstler haben nur zwei Mittel, die für alle Fälle angewendet werden, Ader lassen und Purgiren. Kein Adel, und wäre er selbst der aristokratischste, kann sich an Reinheit des Bluts mit dem Römer, selbst dem aus den untersten Klassen messen. Mag er in vielen Dingen unsauber sein, sein eignes Blut muß so rein sein, daß es als Normalblut auf Flaschen gezogen werden könnte. Schröpfen, Aderlassen, Abführen in bestimmten Zeitabschnitten ist wie Korsofahren und Spazierenstehen der Kreislauf des römischen Lebens. Im Kirchenstaat, wie in Neapel findet man in den kleinsten Städten, und wo nur ein paar gebrechliche Hütten zusammenstehen, einen „salassatore“ d. h. einen Aderlasser, der gewöhnlich auf seinem Schilde zum schnellern Verständniß die Scene des Blutlassers als Genrebild hat darstellen lassen. Nirgends wird so viel Blut vergossen, und wenn Lady Bulwer

behauptet, daß im Blut eines Mannes so viel Eisentheile enthalten sind, daß man bequem daraus eine Pflugschaar schmieden könnte, so könnten die Römer die billigsten Agrikulturwerkzeuge aus eignen Mitteln sich herstellen. Ein römischer Arzt ist sehr bescheiden in seinen Auforderungen, er ist so mäßig in seinen Bedürfnissen wie das Volk, das er behandelt, und eine Heiltaxe existirt nicht. Da Niemand es liebt, lange zu Hause zu bleiben und das eigentliche Wohnzimmer, die behaglich eingerichtete Häuslichkeit, dem Italiener fehlt, so ist auch der unbeschäftigte Arzt sehr häufig beim Apotheker zu finden, und der Kranke ist sicher, beim „Farmakopeo" wenigstens einen Heilkünstler zu finden. Gewöhnlich sind aber mehrere vorhanden und sie warten sehnsüchtig auf die Mühseligen und Beladenen, die ihren Rath begehren. Obgleich Rom eine Universität besitzt, die sogenannte Sapienza, die eine medizinische Fakulität hat, so hat doch die ewige Stadt in der Heilkunde keine neuen Entdeckungen gemacht; weder die Anatomie, noch die gerichtliche Medizin, die beide hier, wo an interessanten Fällen und Kadavern kein Mangel ist, so viele wissenschaftliche Verehrer finden könnten, noch eine andere der ärztlichen Disziplinen hat an der Tiber neue Früchte zu Tage gebracht. Wieviel Beobachtungen könnten hier gemacht werden, wo so häufig Mordthaten, Exekutionen und schwere Verwundungen vorfallen!

Wenn wir den römiſchen Polizeiberichten Glauben ſchenken, denen man doch gewiß Uebertreibung nicht vorwerfen darf, ſo ſind in den Jahren 1850 bis 1852 248 Mordthaten vorgekommen. Nur zwei davon waren Raubmord, alle übrigen hat die Liebe, die Eiferſucht, das Spiel, der Wein, ein lebhafter Wortwechſel zur Folge gehabt. Im April 1858 waren allein in der Hitze der Leidenſchaft zwölf Perſonen durch Dolchſtiche gefallen. Alle Polizeiberichte ſchließen mit den Worten: Der Schuldige hat ſich der Strafe durch die Flucht entzogen. Und die Flucht wird bedeutend erleichtert durch die vielen Kirchen, Klöſter, Kapellen, die ſämmtlich Aſyle ſind, wo kein Verbrecher verhaftet werden darf; ja ſelbſt die Tiber iſt ein Aſyl und ein guter Schwimmer entgeht der Strafe. Schon der Rock eines vorbeigehenden Geiſtlichen, den der Mörder oder Dieb erfaſſen kann, ſchützt vor Verfolgung. Es ereignen ſich dann ſehr komiſche Scenen. Die Gensdarmen verfolgen den Geiſtlichen und bitten ihn flehentlich, doch den Verbrecher los zu laſſen, aber der fromme Bruder erwidert: ich kann nicht, er hält mich feſt, ich bin ſelbſt gefangen. So kommt der Miſſethäter bis zu den Thüren eines Kloſters und in dieſen heiligen Mauern darf ihm nichts geſchehen. Die Franzoſen, wenn ſie einen Verbrecher auf friſcher That ertappten oder einer von ihnen beſtohlen wurde, haben ſich nie an das Aſylrecht gekehrt, den Verbrecher oft aus der Kirche geholt, und

es entstanden dadurch häufig Reibungen zwischen der weltlichen und der geistlichen Gewalt. Der Papst erließ daher am 20. August 1856 ein Rundschreiben zur Regelung des Asylrechts, woraus wir folgende Punkte hervorheben.

1. Wenn die im Asyl eines Klosters, einer milden Stiftung, oder sonst eines immunen Ortes oder dessen Territorial-Umhegung aufgenommenen Verbrecher sich mit neuen Missethaten besudeln und des Asyls dadurch unwürdig machen, so sind sie in den geistlichen Gefängnissen zu verwahren. Falls die Kompagnie ihre Auslieferung an die weltliche Strafgewalt beschließt, so soll doch noch so viel Rücksicht genommen werden, daß man ihnen drei Tage Zeit giebt zu freiwilliger Flucht.

2. Bei den in der Asylumhegung vorkommenden Mordthaten, sollen die Ordinarien den weltlichen Behörden keine Schwierigkeiten in den Weg legen, bei Diebstählen schreitet der Sachwalter der bischöflichen Kurie ein, der weltliche nur nach ausdrücklicher Genehmigung der Kongegration für die kirchliche Immunität.

Und das sind die strengsten Bestimmungen, Gesetze, die dem, der ein wiederholtes Verbrechen begangen, noch drei Tage Zeit geben, um sich aus dem Staube zu machen. Wie muß erst früher der Schutz des geweihten Asyl beschaffen gewesen sein? Ist es da noch ein Wunder, daß unter dem heißblütigen Volk, das immer mit Mes-

sern bewaffnet ist, so oft Blut fließt? Im Gegentheil sogar, wir behaupten, die Römer können noch andern Völkern als Tugendspiegel dienen. Wo die Gesetze so lax gehandhabt werden, wo Strafloſigkeit selbst noch Wohnung und Nahrung dem Missethäter im Kloster als Preis seiner Mühen winkt, wo die Erziehung so sehr vernachlässigt wird, muß da nicht das römische Volk sehr moralisch sein, wenn nur die kleinste Minorität der Verlockung wiederstehen kann? Man richte einmal in andern Ländern Asyle ein, verkünde an Stelle der Todesstrafe einen sichern Zufluchtsort, und die bestialischste Anarchie würde ausbrechen. So ist es nur eine „göttliche Anarchie." Diebstähle kommen im Ganzen sehr selten vor; der Römer ist so mäßig in seinen Bedürfnissen, daß er sich nicht viel Mühe giebt, fremdes Eigenthum gewaltsam anzugreifen; ein wohlüberlegter strategisch berechneter Einbruch, woran in andern großen Städten kein Mangel ist, der mit List ausgeführt wird, geschieht fast nie. Die Räubereien in der Umgegend, die Plünderungen der Reisenden geschehen immer nach Art des Fra Diavolo, so weit es die Umstände erlauben, mit einer gewissen Höflichkeit; die deutschen Raubritter im Mittelalter waren gegen Damen nicht so galant. In der Lombardei, wo die Oestreicher die Ordnung aufrecht erhalten, fallen keine Räubereien vor, im Kirchenstaat, dem Staat der Asyle, der Priester und der geistlichen Privilegien, sind sie nicht selten, obgleich das

Publikum nichts davon erfährt, da die censirte Presse dergleichen Dinge nicht besprechen darf. Nach Alfred von Reumonts treffender Bemerkung wird die Statistik noch immer in den päpstlichen Staaten als eine „Hochverrätherei" betrachtet, doch gelingt es manchem, das geheimnißvolle Siegel der Kriminalacten zu lösen. So behauptet Jarini in seiner Brochüre über das Räuberwesen im ganzen römischen Staat, daß dasselbe seit 1849, seit der Wiederherstellung der geistlichen Regierung, und speziell während des Kriegszustandes zugenommen habe. Im Jahre 1850 waren 10,436 Personen wegen Raubanfalls im Gefängniß, 1851 betrug die Zahl 11,767, 1853 12,035 und 1854 13,006. Zu dieser denkwürdigen Skala liefert Graf Tournon, der während der napoleonischen Zeit von 1811—1813 an der Spitze der römischen Verwaltung stand, einen interessanten Beitrag. In seiner sehr lesenswerthen Schrift: „Etudes statistiques sur Rome," diese einzige nach allen Seiten ergiebige statistische Quelle über die ewige Stadt, berechnet der Verfasser, daß auf 14,000 Personen in Rom ein Verbrecher kommt, während in Frankreich, das Verhältniß wie 1 zu 32,000 und in Holland 1 zu 35,000 ist. Da in Rom, sobald ein Verbrechen auf offner Straße geschehen ist, alles auseinanderstiebt und Niemand sein Zeugniß abgeben will, um mit den Behörden nichts zu thun zu haben, so ist die Ermittelung eines Verbrechens immer mit großen

Schwierigkeiten verbunden. Im Frühjahr und in der düstern Fastenzeit, wo Rom einem ewigen memento mori gleicht, sollen die meisten Verbrechen geschehen. Immer aber genießt der Fremde, der nicht in zu intime Berührung mit römischen Familien kommt, auch in dieser Beziehung eine priviligirte Stellung. Er mag die Reize der kapitolinischen Venus, die Schönheit der Venus von Kuidos bewundern; er wird niemals bei diesen antiken unsterblichen Schönheiten, die Eifersucht eines Nebenbuhlers erregen; nur bei den sterblichen Grazien, die ihre nationalen Verehrer haben, kann leicht ein zu nahes Verhältniß als ein Eingriff in die Rechte der Nationalität betrachtet werden, und zu einem Konflikt mit den Sitten des Landes führen. Der Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und der eines Gottes wird in der an Idealen so reichen Stadt streng aufrecht erhalten. An der höchsten, plastischen, unveränderlichen Vollkommenheit dürfen sich die Fremdlinge ohne Furcht vor Concurrenz erbauen, und gewinnen einen müheloſen Sieg, während die Einheimischen, bescheiden wie immer, nur jene reizende Gestalten, die mit den Prädikaten des Irdischen behaftet, noch schwanken zwischen dem Wunsch und der Scheu durch alle ritterlichen Mittel zu gewinnen suchen. Und eine Eroberung ist in einem Lande nicht leicht, wo die jungfräuliche Keuschheit mit der größten Strenge bewahrt und bewacht wird, im Gegensatz zu der Ehe, die sich manche

Freiheiten erlaubt. Trotz der vielen Cölibataire und der Findelhäuser ist die Zahl der unehelichen Geburten bei weitem geringer als fast in allen andern Ländern, und Rom kann in dieser Beziehung als ein Muster der Sittenstrenge gelten.

Man sollte glauben, daß bei dem herrschenden Faustrecht, bei den häufigen Realinjurien und groben körperlichen Verletzungen die Kriminalrichter sehr beschäftigt sind. Dies ist aber nicht der Fall, da der Missethäter gewöhnlich nicht vorhanden und nur in contumaciam verurtheilt wird. Ist er aber verhaftet, so dauert die Untersuchung Jahre lang, und der Unglückliche sieht den Tod auf dem Schaffot wie eine Erlösung von seinen Leiden an. Wird er zu einem lebenslänglichen Kursus auf den Galeeren in Civita vecchia verurtheilt, so steht ihm ein ziemlich behagliches Leben in Aussicht. Seine Arbeit ist nicht schwer, und hat er einige Bekanntschaften, so erhält er sogar einen Freischein, kann am Tage ein Geschäft in der Stadt betreiben, nur muß er des Abends wieder in das Gefängniß zurückkehren, um dort Obdach und Kost zu erhalten. Wir hatten selbst die Ehre, die angenehme Bekanntschaft eines ehemaligen Galeerensträflings zu machen. Er betreibt jetzt ein einträgliches, bürgerliches Gewerbe, und der tödtliche Stich, den er einst in der Hitze des Gesprächs, als die geistigen Waffen nicht mehr genügten, einem Bekannten versetzte, hat so wenig seinem Rufe geschadet, als das Bagno. Er versicherte in vol-

lem Ernſt, daß die fünf Jahre Galeeren, wo er auch einen Freiſchein beſeſſen, zu den angenehmſten ſeines Lebens gehöre, da er dort auf Staatskoſten ernährt worden ſei.

So ſummariſch wie die Kriminalprozeſſe behandelt werden, d. h. wenn der Verbrecher nicht zu finden iſt, ſo langſam geht es mit den Civilproceſſen. Die Advokaten plaidiren nie mündlich, ſondern ſtets ſchriftlich in lateiniſcher Sprache, und alle Akten werden gedruckt. Die Verwirrung des Civilrechts iſt ziemlich groß, da eine Menge Particularbeſtimmungen vorhanden ſind, und die päpſtlichen Verordnungen ſehr unſyſtematiſch geſammelt. Es iſt ſchon unendlich ſchwer, in vielen Fällen den kompetenten Gerichtshof zu entdecken. Charakteriſtiſch iſt, daß, ſofern ein Prieſter in irgend einer Sache betheiligt iſt, ſofort kanoniſches Forum eintritt, was, wie mir ein Römer mittheilte, ſeinen langjährigen Proceß, den er endlich für gewonnen hielt, gänzlich wieder umwarf. Fällt Schnee, ſo hat die Juſtiz und die Verwaltung in Rom aufgehört, alle Tribunale und Bureau's ſind geſchloſſen, auch die Erziehung hört auf, und die Schulen haben Ferien. Wir haben einen dreimaligen Schneefall erlebt am frühen Morgen, der faſt immer eine Stunde dauerte; die Römer betrachteten von ihren Fenſtern mit großer Freude die ſeltnen und ſchnell zerrinnenden Flocken, aber Niemand wagte ſich heraus, da der Boden ſchlüpfrig geworden,

und selbst die Pferde haben Ruhetag. Nur die glückliche Schuljugend benutzt ihre kurzen Ferien, um die Kunst des Gleichgewichts zu erlernen, wozu sie bei ihrem glücklichen Klima so selten Gelegenheit haben.

Die römische Schuljugend zeigt schon den Ernst und die kontemplative Ruhe, die die Väter charakterisirt. Sie sind nicht so ausgelassen, wenn sie aus der Schule kommen, wie die nordischen Jünglinge, und unterhalten sich in anständiger Weise. Sie kommen nicht aus der Schule so froh und tobend, als kämen sie aus dem Gefängniß. Es wird ihnen im allgemeinen das Lernen nicht schwer, und die Schule erscheint ihnen nicht wie eine Strafanstalt. Bei ihrer schnellen Auffassung, die ein Erbtheil des Römers ist, und ihrem lebhaften Geist, lernen sie spielend, und die Lehrer brauchen selten Zwangsmittel anzuwenden. Die bessern sogenannten Regionair-Schulen, die von Laien geleitet werden, „scole regionarie“ sind ziemlich theuer, und steigt das Schulgeld monatlich von 5 bis 10 Paul, ein bis zwei Gulden. In dem einen Schulreglement fand ich einen die Disciplin betreffenden Paragraphen, worin den Lehrern die größte Milde anempfohlen war: Magistri cum judicaverint aliquem discipulorum poena afficiendum esse, id facient admodum moderate, et omnis animadversio et castigatio, iracundia, verborum que contumelia prorsus vacet. Die Zeit des Unterrichts ist gewöhnlich drei Stunden vor Mittag und

zwei nach dem Essen. Im Sommer, während der großen Hitze, wo Lehren und Lernen unmöglich ist, sind die Schulen geschlossen, gleich den Museen, Bibliotheken und öffentlichen Instituten. Ja, bei der großen Hitze, die noch stärker ist als das Feuer der Leidenschaft, tritt selbst in der Liebe eine Dispensation ein; Juli und August ist vollständige Siesta, und das Sprüchwort sagt: Mese di Guiglio e d'Agosto, moglie mia, io non ti conosco. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die römische Jugend in den Ferien eben so sehr ihre Kenntnisse bereichert, wie zur Schulzeit. Denn die 387 Elementarschulen sind in jeder Beziehung so mangelhaft, daß ein glänzend hergesagtes A b c, ein Lesen ohne eingetretene Hindernisse, und ein Gebet ohne Souffleur schon zu den höchsten Errungenschaften der ersten Klasse gehören. Bete und buchstabire ist die Forderung der Lehrer und Lehrerinnen, deren eigene Kenntnisse nicht weit über diese Grenzen hinaus gehen, und mit dem Kreislauf von A bis Z, diesem Alpha und Omega jugendlicher Vollkommenheit, sich in Demuth begnügen. Die Lokale sind ebenso schmutzig wie ärmlich, und die Göttin der Weisheit lebt hier in einer Atmosphäre, in der selbst ein geistiges Licht nicht lange brennen kann. Zwar soll die Erziehung der Unschuldigen dem Rosenholz ähnlich sein, das Blumenduft ausstreut, wenn man es formt, aber von solchem Duft ist hier nichts zu merken. Von den Römern und Rö-

merinnen zartern Alters unter 12 Jahren, die bei einer Bevölkerung von 176,000 Einwohnern nach Abzug der kleinsten ungefähr in der Stärke von 34,000 hoffnungsvollen Seelen vorhanden sein mögen, empfängt nur nach statistischen Angaben der dritte Theil Unterricht; nach Serristoris Meinung wäre sogar das Verhältniß noch schlimmer, und der populus Romanus im schulpflichtigen Alter ein noch kleinerer Bruchtheil. Obgleich ganz genaue Angaben hierüber nicht existiren, und die Verwaltung es nicht der Mühe werth hält, Untersuchungen anzustellen, so ist soviel gewiß, daß die päpstliche Regierung überhaupt nur für die Volksbildung und Unterricht den siebzigsten Theil ihrer 14 Millionen Skudi betragenden Einnahmen verwendet. Da mögen denn viele wild aufwachsen, und der Gott, der die Lilien und Rosen gedeihen läßt, muß auch für ihre geistige Entwickelung sorgen. Wie Stahr erzählt, können selbst viele junge Damen aus den bessern Ständen nicht schreiben, ihre geistlichen Erzieher haben ihnen nie diese schwarze teuflische Kunst gelehrt, damit — sie keine Liebesbriefe schreiben. Das ist freilich ein Radikalmittel! Auch unter den Männern giebt es weit mehr redselige als schreibselige, und das Dintenfaß wird so viel wie möglich vermieden.

Eine der vorzüglichsten Unterrichtsanstalten ist die Schule, die zum collegium romanum, zum Jesuitenkollegium gehört. Die reichen Bürger und der ultra-

montane Adel aus allen Ländern — namentlich aus England und Irland — ſchicken dort ihre Kinder hin. Wir wohnten durch die freundliche Vermittlung eines Jeſuiten dem mathematiſchen Unterricht bei, und ſtaunten nicht wenig, nicht allein über die Kenntniſſe der Kinder von zehn bis zwölf Jahren, ſondern über die rege Theilnahme, ja Liebe zur Sache, von der alle erfüllt ſchienen. Alle Mittel werden in Bewegung geſetzt, um den Wetteifer der Knaben anzuregen, wobei leider Eitelkeit und Oſtentation ſchon früh in die Gemüther gepflanzt wird. Sie erhalten nach den Rangſtufen, die ſie einnehmen, alle möglichen militairiſchen Titel. Der vorzüglichſte Schüler führt den Titel generale, vielleicht ein künftiger Jeſuiten-General, dann folgt der colonello, der capitano u. ſ. w. Am erſten jedes Monats iſt eine öffentliche Preisvertheilung, dann werden Sterne, Ordensbänder, Schleifen an die Fleißigſten vertheilt, und die Sterne haben eine Dimenſion, die noch die größten Cottillon-Orden an Umfang und Glanz übertrifft. Die drei ehrwürdigen Väter der Jeſuiten, der Direktor und die erſten Lehrer, in ihren langen ſchwarzen Gewändern, das Käppchen auf die Tonſur gedrückt, vollziehen die Ceremonie mit dem feierlichſten Ernſt, und jeder beſternte Knabe iſt verpflichtet, die Hand des Direktors demüthig zu küſſen.

Der Lektionsplan der erſten Klaſſe (Calendarium collegii Romani societatis Jesu) zeigt ſchon ein aus-

gedehntes Feld. Neben Cicero, Livius, Catull sind schon der Logik, der Ontologie, der Kosmologie und der Theologia naturalis viele Stunden eingeräumt, und selbst „de Romano pontifice“ und „de conciliis“ ist der Gegenstand zweier Lektionen. Hier wird alles in lateinischer Sprache vorgetragen, und kein Schüler verläßt die Anstalt mit dem Zeugniß der Reife, der nicht der lateinischen Sprache vollkommen mächtig ist, und jeden Klassiker ohne weitere Vorbereitung übersetzen kann. Wie die Geschichte vorgetragen wird, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Im Anfang des Jahrhunderts existirte ein Lehrbuch der Jesuiten, worin Napoleon nur als General Ludwigs XVI. dargestellt war, der große Eroberungen in allen Ländern machte, dann aber wegen Subordinationsvergehen auf Lebenszeit nach der Insel Elba verbannt wurde. „Il faut corriger l'histoire“ sagen die Jesuiten. Heute, wo die Napoleoniden ihren Fuß auf das Kapitol gesetzt haben, wird wohl die Geschichte ein mehr den gegenwärtigen Umständen angemessenes Kleid empfangen haben.

Wenn wir hier auf unserm Wege vom Immondezajo bis zu den Volksschulen, die in so fern sich ähnlich sind, als sie beide nicht im besten Geruch stehen, manche Dinge hervor gehoben, die der ewigen Stadt nicht zur Zierde gereichen, so müssen wir zugleich anerkennen, daß Pius IX., soviel er allein vermag, die grellen Uebel-

ſtände in jeder Weiſe zu liudern ſucht. Wenn nicht mehr geſchieht, ſo liegt dies an der zwitterhaften Stellung des Papſtes, der zugleich geiſtlicher und weltlicher Herrſcher, und wie das Geſetz über die Aſyle zeigt, fortwährend zwiſchen zwei Klippen, zwiſchen der Scylla und Charybdis, durchſchiffen muß. Wo er dagegen ſelbſtſtändig verfahren, und die Prärogative ſeiner Krone in Ausführung briugen kaun, da folgt er nur der Milde ſeines Herzens. So hat er vielen Exilirten die Rückkehr in die Heimath geſtattet, und ſchenkt an jedem Neujahrstage einer großen Zahl von Gefangenen die Freiheit. In ſeiner ſchwierigen Lage kann er nur die Leiden lindern, aber ſie nicht heben. John Maguire, ein eifriger Vertheidiger des römiſchen Weſens und Mitglied des engliſchen Parlaments, ſagt in ſeiner Schrift über Rom, daß der Papſt ſelbſt die Einführung der Gasbeleuchtung nur mit der größten Mühe durchſetzen konnte, und den Widerſtand „gelehrter Männer“ und einflußreicher Perſonen bekämpfen mußte. Ja, dieſe Obſkuranten, wie zähe ſind ſie! Sie gönnen dem mäßigen, einfachen, römiſchen Volk gern den Ruhm des Diogenes, aber nur nicht die Laterne, um die Dinge bei Licht zu beſehen! Eine Regierung, die noch gegen ſolche Tröpfe zu kämpfen hat, kann umfaſſende Reformen unmöglich ausführen. Auch bei der Verbeſſerung der Schulen ſoll der Papſt auf arge Widerſacher in ſeinem Rathe ge-

ſtoßen ſein. Es denken dieſe Herren noch immer, zu viel Licht ſchadet den Augen, und wer zuviel hört, kann leicht taub werden, wie dies oft bei Kupferſchmieden der Fall iſt. Das Volk aber, das ohne Erziehung aufwächſt, hat wenigſtens das Gute, daß es vor dem andern Extrem geſchützt iſt, daß es nicht gedrillt und dreſſirt wird. Das „pas trop gouverner“ gilt in der Politik wie in der Erziehung, und häuft man, wie Jean Paul ſagt, Samen auf Samen, ſo wird wohl ein Kornſpeicher daraus, aber kein Erntefeld. Die Römer ſind noch immer die ungezogenen Lieblinge der Grazien, und wiſſen ſich in der harmloſeſten Weiſe über ihre Ignoranz zu tröſten. Sie haben eine Menge Ausdrücke, die ſie einſchieben, wenn ihnen der Faden der Weisheit ausgeht. Das che so io, was weiß ich? das ha capilo, haben Sie verſtanden? das chi lo sa, wer weiß das? hört man fortwährend, und manche Geſpräche ſcheinen nur aus dieſen Fragen zu beſtehen. Und wollte man nach dieſer langen Betrachtung über römiſche Leiden noch nach anderen Schattenſeiten fragen, ich könnte weiter nichts erwiedern, als das echt römiſche: che so io?

XVI.

Ein Ausflug in die Umgegend.

Wir sind in den letzten Tagen des April, und doch ist die Hitze schon sehr bedeutend. Das Thermometer beim Optikus in der via Condotti zeigt 26 Grad, der Scirokko wirkt lähmend auf die Nerven, und da in Rom alles konservativ ist, selbst der April, so ist an eine baldige Aenderung der Temperatur gar nicht zu denken. Nur Fremde und Hunde, sagt das römische Sprüchwort, sind jetzt auf der Straße sichtbar; die Stadt erscheint öde und ausgestorben, und muß der Römer die Straße passiren, so schleicht er längs den Häusern hin, als wollte er den Schatten einsaugen, den die Mauern werfen. Auch am Himmel ist keine auf Wechsel deutende Wolke sichtbar, er sieht immer aus, wie ihn Goethe gesehen, „wie ein hellblauer Tafft, der von der Sonne beschienen wird." „Es ist nichts so schwer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen;" wohlan denn, suchen wir, bevor wir Rom verlassen, die erfrischenden Höhenpunkte seiner Umgebung auf, die wie ein grüner Kranz die öde

Kampagna einfassen! Da ist Fraskati, Albano, Ariccia, Tivoli, alle von balsamischer Bergluft durchwürzt, geschmückt mit Parks, Gärten, Villen, und auf die ewige Stadt herabschauend, die zu ihren Füßen im fernen Hintergrund sich ausbreitet. Wählen wir Fraskati, das in einer Stunde zu erreichen ist. Wir sind am Abhang des Sabiner Gebirges in einem kleinen nur von 2000 Einwohnern bewohnten Städtchen. So ärmlich wie die Stadt aussieht, die keine glänzenden Hotels aufzuweisen hat, so stolz thronen die Villen auf den anmuthigen Höhenzügen, die einen natürlichen mit den schönsten Spaziergängen geschmückten Wall bilden. Als Rom noch eine reiche Stadt war und die Schätze der gläubigen Seelen in den Seckel des Papstes und seiner Nepoten flossen, da entstanden diese großartigen ländlichen Schlösser, die, obgleich jetzt vernachlässigt und verfallen, doch durch ihre herrliche Lage und ihre imposanten Formen das Werk der Zerstörung gänzlich vergessen lassen und uns so recht in die Seligkeit einer entzückenden Villegiatur versetzen. Da ist die Villa Aldobrandini, Eigenthum der Familie Doria; nur wenige Minuten von der Stadt entfernt, befinden wir uns in den herrlichsten Laubgängen; von allen Seiten rauschen die Quellen und Kaskaden, und Götterbilder bewachen den stillen Frieden, der über diese liebliche Schöpfung ausgegossen ist. Hier auf einer Bank ausgestreckt ruhen, im kühlen Schatten immergrüner Eichen, in einer bal-

ſamiſchen Luft, die mit den Düften der Orangen geſchwängert iſt, mit dem Blick auf das Farbenſpiel der Kampagna, das iſt ein Dolce farniente, wie es ſich Horaz in ſeinem „beatus ille“ geträumt hat. Auch Cicero kannte die Reize dieſer ſüßen Einſamkeit. Auf der Anhöhe, wo jetzt die Villa Ruffinella ſich erhebt, mit der köſtlichſten Ausſicht auf den zauberiſchen Umkreis, wo das Panorama von Rom, Oſtia, Marino, Albano, Tivoli vor unſern Blicken ſich ausdehnt und in der Ferne das Meer im Spiegel der Sonne glänzt, hier auf dem höchſten Punkte ragen noch die Ruinen des alten Tuskulum hervor, und von dieſem luftigen Wohnſitz aus ſchrieb Cicero ſeine ſchwerfälligen tuskulaniſchen Unterſuchungen. Dieſer Gedanke iſt der einzige, der den Reizen dieſer Gegend ſchadet. Hier auf dieſem paradieſiſchen Flecken konnte nur ein Heuchler den Stoiker ſpielen.

Wir blieben die Nacht in Fraskati, wo der trotz ſeines Namens nur ſehr beſcheiden eingerichtete „Albergo Inglese“ noch grade zwei Zimmer für unſere Geſellſchaft übrig hatte. Die Engländer, die ſtets viele Räumlichkeiten in Beſchlag nehmen, ſchienen jetzt ſchon zum Sommeraufenthalt ſich einrichten zu wollen, und der italieniſche Wirth konnte des Morgens nicht genug Fleiſch und Eier herbeiſchaffen. Beim herrlichſten Wetter, in dem Nebel und Sonne um den Preis des Tages rangen, bis endlich die Morgenſtunde das Gold der

Sonne in vollen Zügen trank, brachen wir von Fraskati auf und schlugen die Richtung nach dem zwei Miglien entfernten Grotta Ferrata ein. Ein herrlicher Waldweg führt dort hin, und die Kastanien und Ulmen nickten uns freundlich zu. Der Gesang der Vögel ertönte als Morgengruß, und der spottende Triller der Grasmücke vereinte sich mit dem Loblied der Lerche. Grotta Ferrata ist eine Abtei griechischer Mönche, die zum Orden des heiligen Basilius gehören. Nicht nur die schöne Lage des Klosters, sondern hauptsächlich seine Kunstschätze ziehen hier alltäglich so viele Fremde nach diesem stillen beschaulichen Plätzchen. Der Meister Domenichino entfaltet hier in den Fresken der Kapelle, die die wunderbare Lebensgeschichte des heiligen Basilius darstellen, seinen naiven Schönheitssinn, der in den anmuthigen Bildern mit so nüchternem Realismus sich ausspricht, daß wir selbst den bedeutenden Mangel an Phantasie ganz darüber vergessen. So treibt der Heilige den Teufel aus einem Kinde, indem er ihm wie eine Medizin einen Tropfen Oel in den Mund gleiten läßt, und zwar Oel von der Lampe, die vor dem Marienbilde brennt.

Von Grotta Ferrata gingen wir nach Castel Gandolfo. Auf dem Wege dahin begegneten wir einem jungen Bauer, der ein lustiges römisches Volkslied in die Lüfte schmetterte. Das war wieder ein Tenor, wie ihn unsere Theaterdirektoren mit Gold auf-

wiegen würden. Die Natur ſchenkt den Italienern alles in Fülle, und ſie wiſſen gar nicht, was ſie beſitzen. Würden alle dieſe Stimmen gepflegt und geſchult werden, ſo würde man nach Italien ebenſo ſehr, um zu hören, wie um zu ſehen pilgern. Die alten Römer ſorgten weit mehr für die Ausbildung ihrer melodiſchen Kehlen als die neuen. Wie Sueton erzählt, war Nero auf ſeine Stimme ſehr eitel und er wandte alle Mittel an, damit ihr Klang immer reiner würde. Damals gehörte zu dieſen Mitteln, daß man lang auf dem Rücken liegend, eine Bleiplatte auf der Bruſt tragen mußte. Er befolgte genau, wie auch Tazitus ſagt, die Geſetze der Bühne. Ja er ging ſogar noch weiter, um ſeine Stimme ganz der Kunſt zu erhalten, redete er nie ſeine Soldaten an und hielt ſich immer ein Tuch vor dem Mund, da er ſelbſt die Einflüſſe der milden italieniſchen Luft auf ſein zartes Organ fürchtete. Heut zu Tage haben die Kaiſer die höchſte Redefreiheit als Standes-Privilegium und würden nie den Mund vor den Soldaten halten, nur allein um die zweifelhaften Lorbeeren der Virtuoſität einzuernten. Von allen Souverainen iſt es nur noch der Papſt, der wirklich eine ſchöne Stimme, die vox Dei haben muß, wenn er ſeine geiſtlichen Funktionen mit Würde verrichten und die Meſſe in erhebender Weiſe vortragen will. Und Pius IX. beſitzt dieſe Gabe in hohem Maaße. Hält der oberſte Prieſter das Hoch-

amt ab, so dringt sein melodischer Ton bis in die Kuppel der Peterskirche. Nur italienische Stimmen können diese kolossalen Räume ausfüllen und nordische rheumatische Lungen, die nur die heisere vox populi besitzen, haben schon deshalb bei der Besetzung des päpstlichen Stuhles keine Aussicht.

In dem Augenblick, wo wir uns in Betrachtungen über die künstlerischen Anlagen des Pontifex maximus vertiefen, liegt auch sein Lustschloß vor uns. Das ist Castel Gandolfo, die Sommerresidenz des Papstes, herrlich gelegen auf einer Anhöhe am Ufer des Albaner Sees. Das Schloß selbst enthält wenig bemerkenswerthes und hat nur seine Berühmtheit den verschwenderischen Reizen der Natur zu verdanken, die ihr Füllhorn über diese Gegend ausgeschüttet. Der Weg von hier nach Albano, im Schatten der ehrwürdigsten immergrünen Eichen, am Ufer des krystallnen Albaner Sees, bietet ein wechselndes Panorama dar, das in der Welt nicht seines Gleichen hat. Der See von bewaldeten Hügeln umkränzt, glänzt im Sonnenlicht zu deinen Füßen, die Zinnen von Castel Gandolfo, spiegeln sich in seinen Fluthen; Fraskati mit seinen Villen schließt auf der einen Seite das Bild ab, auf der andern Seite erheben sich terassenförmig gelagert die kleinen Städte Albano, Ariccia, Genzano und schweift dein Blick noch weiter, so hast du die trümmerbedeckte Fläche der Kampagna vor dir, über die die verfallenen Bogen der

Aquadukte wie gespenstische Riesen dahinschreiten. Und am äußersten Ende des Horizonts weit über die Kampagna hinweg, siehst du die weißen silbernen Streifen des tyrrhenischen Meers, während nach Nordosten hin die Appenninen ihre zackigen Häupter stolz in die Lüfte erheben. Fast ist dies Panorama zu mannigfaltig, um es mit einem Blick zu genießen, aber glücklicherweise bietet der schattige Weg nach Albano so viele Durchsichten dar, daß wir die Schönheiten mit Muße aufnehmen können und immer die reizendsten Perspectiven das Auge erfreuen. Die in Duft verschwimmende Kampagna mit ihren tiefen schwarzblauen Schatten, mit den sonderbaren Formen ihrer zahlreichen Ruinen, die in violette Schattirungen zerfließend, wie eine Fata morgana, die abentheuerlichsten Gestalten uns vorgaukeln, diese wüste unbebaute Fläche steht im grellsten Gegensatz zu dem üppigen Baumwuchs, der auf den Höhen von Albano die größte Kraft der Vegetation entfaltet und in den knorrigen Stämmen der Steineichen, Ulmen, Kastanien, mit ihren starken saftstrotzenden Armen, die höchste Lebensfülle des Organismus offenbart. Man hat so häufig im Norden das Vorurtheil, daß jenseits der Alpen die Natur wohl eine größere Mannigfaltigkeit zeige und mit einem bunten Blumenteppig die Erde bedecke, daß dagegen die Bäume nur verkrüppelt seien und des schützenden Blätterdachs einer undurchdringlichen Laubkrone, die den Typus kälterer

Zonen bezeichnet, faſt ganz entbehren. Wer einmal Albano und Ariccia geſehen und in ſeinen ſchattenreichen Promenaden luſtwandelte, wird anderer Meinung werden. A. v. Humboldt ſagt in ſeinen „Anſichten der Natur“: „Das Maleriſche italieniſcher Gegenden beruht vorzüglich auf dem lieblichen Contraſte zwiſchen dem unbelebten öden Geſteine und der üppigen Vegetation, welche inſelförmig darin aufſproßt. Wo dieſes Geſtein minder zerklüftet die Waſſer auf der Oberfläche zuſammenhält, wo dieſe mit Erde bedeckt iſt, wie an den reizenden Ufern des Albaner-Sees, da hat ſelbſt Italien ſeine Eichenwälder, ſo ſchattig und grün als der Bewohner des Nordens ſie wünſcht.“

Wie friſch und kühl iſt es in dieſen duftenden Laubgängen! Der beſte Beweis, daß hier die dichten Baumgruppen mit Erfolg gegen die Kraft der glühenden Sonne ſich vertheidigen, liefern die Thautropfen, die jetzt noch an den Blättern zittern, obgleich die Sonne ſchon hoch am Himmel ſteht. Albano, ein kleines Städtchen mit 5000 Einwohnern, dem das alte jetzt verſchwundene Alba longa, das heutige Palazzuolo den Namen gegeben, iſt die eigentliche Villegiatur der Römer. Aber die Römer ſind noch daheim geblieben, nur die Fremden haben ſchon ihren Einzug gehalten. Die Albanerinnen ſtanden ſchwatzend vor den Thüren und ſchienen ſich zu freuen über jede neue Karavane, die zu Fuß oder zu Wagen anlangte. Albano

iſt ebenſo berühmt durch ſeine ſchönen Frauen, wie durch die himmliſchen Reize ſeiner Lage. Der Monte Cavo, ein alter dreitauſend Fuß hoher ausgebrannter Krater, der mit reichen Waldungen bedeckt iſt, ſchützt das Städtchen gegen die ungeſunden Dünſte, die aus der Kampagna aufſteigen; die Poeſie der Kampagna, der Trauermantel, in den Rom eingehüllt iſt, hat hier dem anmuthigen, dem Auge ſo wohlthuenden Kleide, weichen müſſen, das eine ſorgfältige Kultur über die Gegend verbreitet und wie die Poeſie der Kampagna, die aus den nämlichen Urſachen wie ihr Elend hervorgegangen, uns nur melancholiſch ſtimmt, eben ſo heitere Bilder umſpinnen an den lieblichen Ufern des Albaner See's die Seele des Wanderers. Der Oelbaum, der Weinſtock und Ackerland, das wie ein Garten gepflegt iſt, dazu die herrlichſten Baumgruppen der Pinien und Cypreſſen, die Parks, die Villen, die auf den Höhen zerſtreut liegenden Häuſer, der klare Waſſerſpiegel des Albaner- und Nemi Sees und die weiten Ausſichten auf Wieſen, Waldung und Meer laſſen uns kaum zur ruhigen Betrachtung kommen. In der That hier lacht die Natur uns an und nöthigt uns das ſüße Bekenntniß ab, daß wir, ſo lang wir hier verweilen, keine Wünſche mehr haben.

Ariccia, das Ideal der Landſchaftsmaler, iſt nur durch eine Bergſchlucht von Albano getrennt. Ein Viadukt verbindet die beiden Sommer-Reſidenzen der

Römer und der Künſtler. Herrliche, ſchattige Alleen, prachtvolle Spaziergänge im Dunkel des Waldes, und der Park des Fürſten Chigi, der faſt ein Urwald zu nennen iſt, da ſeit Jahrhunderten keine Art dieſen Bäumen und Schlingpflanzen nahte, und hier die Natur ſich ſelbſt leben konnte, machen Ariccia mit ſeinem Quellenreichthum zu dem glücklichſten Aſyl, wenn die ſchwüle Luft den Aufenthalt in der ewigen Stadt gefahrdrohend macht. Dabei hat Ariccia, das nur 1400 Einwohner zählt, noch ganz ſeine ländliche Unſchuld bewahrt; keine graden Straßen, wie in dem mehr modernen Albano, ſind hier zu finden; die Häuſer liegen wirr durch einander, und der Boden wurde nicht geebnet, ehe er bebaut wurde. Manchmal iſt der Eingang in ein Haus nur durch eine hohe aus dem Felſen gehauene Treppe zu erreichen, und die maleriſchſte Unordnung läßt doch keine Sehnſucht nach dem Ariadnefaden der Baupolizei in uns aufkommen. Wie ſich die Schwalben an Felſen anbauen, ſo hier die Menſchen! Auch unſer Gaſthof, obgleich wir den am meiſten empfohlenen gewählt hatten, konnte nur die beſcheidenſten Anſprüche befriedigen. Und doch war er ſo mit Fremden gefüllt, daß ein Unterkommen nicht mehr möglich. Wir durchſtreiften noch einige Stunden Ariccia, ſeine Waldwege und Promenaden, erquickten uns an ſeinen köſtlichen Fernſichten und fuhren dann vor Sonnenuntergang auf der via Appia

nach Rom zurück. Die Kampagna war heute noch ſtiller als gewöhnlich, Hirten und Heerden waren ſchon zur Ruhe gegangen, und hatten ihre Nachtquartiere, die verfallenen Ruinen der einſamen Kaſtelle und Burgen, aufgeſucht. Falken und Eulen kreiſten in den Lüften, und in den einſamen Oſterien am Wege unterbrachen nur noch die Hunde die einförmige Ruhe, ſobald ſich die Schellenglocken der Pferde hören ließen.

In Rom aber hatte ſelbſt ein Gewitter die ſchwere drückende Luft noch nicht gereinigt. Um wieder an der Bergluft uns zu erfriſchen, machten wir am nächſten Tage den Ausflug nach Tivoli, das 18 Miglien von Rom entfernt iſt und in das Sabinergebirg uns einführt. Auf dem Wege dahin zeigte uns die Schwefelquelle die Solfatara, deren ſtickige Dünſte weithin ſich verbreiten, wie ſehr die Geologen mit ihrer Behauptung Recht haben, daß die römiſche Ebene nur vulkaniſcher Boden iſt, der durch die ausgebrannten Feuer ſeine hüglige Geſtalt erhalten hat. Schwefel, Aſche, Tuffſtein, Meerſand, das ſind die Beſtandtheile der römiſchen Kampagna. Je mehr wir uns dem Gebirge nähern, deſto reiner wird die Luft. Eine viertel Stunde vor Tivoli machen wir die erſte antiquariſche Station. Die großartigen Ruinen der Villa Hadrians liegen hier, die an Pracht und Umfang wohl alle ähnlichen Bauten und Gärten übertroffen haben mag. Der jüngere Plinius ſah noch dieſes

kaiſerliche Luſtſchloß, deſſen Architekt Hadrian ſelbſt war, im vollen Glanz, und beſchreibt ausführlich ſeine Herrlichkeit. Hier finden wir alles vereinigt, was nur die luxuriöſeſte, fürſtliche Phantaſie erſinnen konnte. Theater, Bäder, Waſſerkünſte, Tempel, Bibliotheken, Cirkus für gymnaſtiſche Uebungen, luftige Säulenhallen, mit den ſchönſten Statuen geſchmückt, alles was die größte Stadt der Erde, was Rom nur bieten, das Vorzüglichſte, was die Kunſt im dekorativen Schmuck leiſten konnte, das war auch in Hadrians Gärten, die, nach den großartigen marmornen, über eine halbe Meile weit verſtreuten, Trümmern zu urtheilen, wohl nur mit den Zauberpaläſten aus der Welt der Märchen zu vergleichen ſind. Ja man erzählt ſogar, daß der Kaiſer neben den Freuden der Oberwelt auch zum Zeitvertreib an die Leiden der Unterwelt denken wollte. Treu nach den Beſchreibungen der Dichter wurde ein Tartarus angelegt, und damit das antike Heulen und Zähneklappern recht deutlich verſinnlicht ſei, wurden Verbrecher im nahen Verſteck gemartert, um die Qualen der Seelen auch dem Ohre vernehmbar zu machen. Eine Menge hier gefundener Statuen ſind nach dem Vatikan gewandert, aber wie viele unterirdiſche Schätze mögen hier noch ruhen, die auf ihre Wiederauferſtehung harren. Der jetzige Beſitzer duca di Braschi iſt zu ſehr mit den Angelegenheiten der Oberwelt beſchäftigt, um in die Tiefe vergangener Zeiten hinabzuſteigen;

die römiſche Regierung bekümmert ſich nicht darum, und hat überhaupt das Princip, daß man den Schlaf der Götter und Helden, wie der Menſchen der Gegenwart ſo wenig wie möglich ſtören müſſe; ſo wird denn einſt noch die Villa Hadrians die fruchtbarſte Fundgrube für die Alterthumsforſcher werden, und unter dem Geſtrüpp, dem Unkraut und den wuchernden Schlingpflanzen werden die Repräſentanten einer hohen Kultur an das Licht der Welt kommen.

Könnte die Geſchichte davon ſchweigen,
Tauſend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Tivoli ſelbſt, das Tibur der alten Römer, iſt ein unbedeutendes kleines Städtchen, dem nur ſeine herrliche Lage und ſeine klaſſiſchen Erinnerungen den europäiſchen Ruf verſchafft haben. Der Anio, aus den Apenninen kommend, ſtürzt ſich hier von einer Höhe von 60 Fuß in den Thalgrund, und ſeine rauſchende Muſik giebt der Gegend ein eigenthümliches Leben. Horaz muß dieſe erfriſchende Muſik ſehr geliebt haben, er feiert „praeceps Anio“ den jählings ſich herabſtürzenden Strom und die tönende Quelle der Nymphe, und wünſcht hier ſeinen Lebensabend zu genießen. „Tibur Argaeo positum colono, sit meae sedes utinam senectae“ ruft er aus und das einfache Tibur gefällt ihm beſſer als „regia Roma,“ das königliche Rom. Darin ſtimmt er aber mit Ovid überein, daß Tivoli

ſehr feucht iſt, und ſie nennen es Beide „Tibur udum.“ Auch die heutigen Römer ſind noch derſelben Meinung und behaupten, daß es nirgends ſo viel regne und nirgends ſo viel Gewitter ſich entladen, wie auf dieſen bewaldeten Höhen. Doch hatten die alten Römer, die wohl gegen rheumatiſche Affektionen ſich geſtählt hatten, grade hier ihre ſchönſten Landhäuſer und Julius Cäſar, Cajus Caſſius, Mäcenas, der Gönner des Horaz, ſie alle müſſen ſich hier ſo wohl befunden haben, wie der Sänger dieſer ländlichen Freuden. Auch gebrauchten die Beherrſcher des Erdkreiſes religiöſe Heilmittel, deren Erfolg gewiß mit Sicherheit zu beſtimmen war, wie denn hier die Ruine eines Tempels gezeigt wird, der dem Katarrh, dem Huſten der „tussis“ geweiht war. Wir haben es immer für einen großen Vorzug der Römer gehalten, daß ihr gleichmäßiges und beſtändiges Klima zugleich auf ihren geiſtigen Horizont günſtig einwirkt und ſie vor faden Wettergeſprächen und Wetterbetrachtungen ſchützt, die im Norden ſo beliebt ſind und oft die Leere der Zeitungen und die der Salons ausfüllen; aber in Tivoli war ſchon der lauernde Verräther erſchienen, und der Führer erzählte uns, wie oft es in den letzten Tagen geregnet hatte, und wie lange die trockene Pauſe und der Sonnenſchein dauern würde, deſſen angenehmer Gegenwart wir uns zu erfreuen hatten.

Tivolis höchſter antiquariſcher Schmuck iſt der wohl-

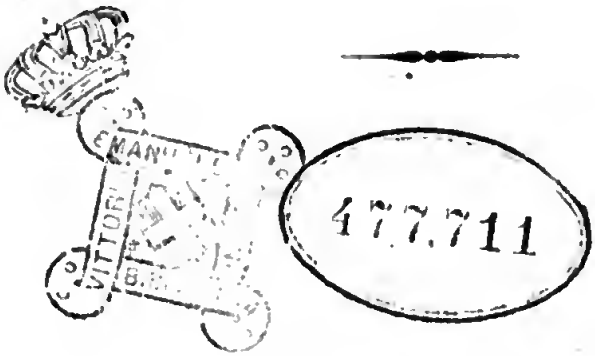
erhaltene runde Tempel der Veſta oder der tyburtiniſchen Sybille. Er ſteht auf der Spitze eines Hügels, zu deſſen Füßen die Kaskade ſchäumt, indem grade hier der Anio=Teverone ſeinen bedeutendſten Fall hat. Zehn kannelirte korinthiſche Säulen ſtehen noch und bilden den ſchönſten Portikus. Die Verhältniſſe, die Verzierungen der Kapitäle, die Blumen und Fruchtfeſtons laſſen uns aus den Ruinen den ganzen Prachtbau konſtruiren, mit dem die umgebende Natur wetteifert. Wohin wir uns wenden, tritt uns ein großartiges Bild entgegen. Die blühende Landſchaft, die tobenden Waſſerfälle, die maleriſche Stadt, die Tempelruinen, die grünen Hügel und die engen Schluchten, das formt ſich hier zu einen eben ſo eigenthümlichen wie großartigen und lieblichen Bilde. Da, wo ſich der ſchäumende Fluß unter dem Felſen verbirgt, iſt die ſogenannte Grotte des Neptun, wo die ſilbernen Strömungen ſich wieder vereinigen, die Grotte der Sirene, überall ſehen wir das Waſſer, dies Auge der Landſchaft, ſeine glänzenden Strahlen werfen.

Unter den neuen Bauwerken nimmt in Tivoli die Villa d'Eſte den erſten Rang ein. Im Jahre 1549 vom Kardinal Hippolit von Eſte angelegt, von den beiden Zucheri's mit Arabesken und Gemälden geſchmückt, zeigt ſie noch heute trotz ihrer Verfallenheit durch den großartigen Styl des Baues, der ſich terraſſenförmig erhebt, durch die prachtvollen Gartenanlagen und die zahlloſen Waſſerkünſte, ihren fürſtlichen

Glanz und man kann wohl glauben, daß diese Villegiatur dem luxuriösen geistlichen Herrn, wie die Chronik behauptet, 3 Millionen Skudi gekostet hat. Die hohe und vortreffliche Lage des Schlosses gewährt die reizendsten Fernsichten, die Gruppen uralter Cypressen bilden die schönste Staffage, verwitterte Statuen blicken aus den Gebüschen der Orangen hervor, und die lechzenden Fontainen scheinen trauernd nach Wasser zu schmachten. Die Maler finden hier die herrlichsten Studien, und sie bemühen sich, die Villa d'Este, die dem Tode nahe ist, wenigstens auf der Leinwand unsterblich zu machen. Wir schieden mit bewegtem Herzen von dieser verfallenen Größe, aber noch mehr schmerzte uns der Gedanke, daß nicht bloß die Villa d'Este, nicht bloß Tivoli, sondern das ewige Rom für uns auch bald der Vergangenheit verfallen ist.

Am nächsten Tage verließen wir Rom nach schmerzlichen Abschiedsscenen, und ein schweigender Vetturin, der die Melancholie seiner Reisegesellschaft nicht stören wollte, entführte uns in kurzen Tagereisen nach Siena. Als Rom mehr und mehr unsern Blicken entschwand und ganz in Duft gehüllt war, da trat uns die Größe unsres Verlustes erst recht vor die Seele. Welche Genüsse, die nur mit den vergangenen Bildern einen schwachen Vergleich aushalten würden, konnten noch unsrer warten! Roma non e piu Roma, Rom ist nicht mehr das alte, das ist der schwermüthige Gesang der Hir-

ten aus dem Gebirge, die um die Weihnachtszeit nach der Stadt kommen und vor den Madonnenbildern ſingen. Aber uns war das neue Rom auch entriſſen und wir ſehnten uns bald ſelbſt nach dem Scirokko und der Malaria zurück, obgleich grade dieſe böſen Feinde uns vertrieben hatten. Selbſt wenn die Erinnerung noch ſo lebendig iſt, ſie iſt doch nur ein todter Schatten gegen das Leben ſelbſt. Nur der Lebende hat Recht. Rom iſt der Höhepunkt für jeden Reiſenden, der die Kultur und die Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts kennen lernen will. Er ſteigt herab von ſeiner Höhe ſobald er die Mauern Rom's hinter ſich hat und Properz ſagt mit Recht: omnia Romanae cedunt miracula terrae, Rom ſelbſt iſt das größte Wunderwerk der Erde!



Druck von J. Blumenthal in Berlin. Adlerſtr. 9.

Mag 477711

In demselben Verlage ist erschienen:

Skizzen und Erzählungen
aus
Irland.

Von
A. Helfferich.

21 Bogen. Brochirt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Skizzen aus Irland. Von Glasgow nach Belfast. — Von Belfast nach Londonderry. — Von Londonderry nach Sligo. — Von Sligo nach Westport. — Von Westport nach Galway. — Von Galway nach Limerick. — Von Limerick nach Killarney. — Von Killarney nach Glendalough. — Dublin. — Irische Erzählungen. — Paddy, der Sackpfeifer. — Der arme Student. — Der Schiffscapitain. — Die Mitternachtsmesse.

Pariser Bilder.

Von
Edward Copping.
Aus dem Englischen.
(Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.)

11 Bogen. Broch. Preis 24 Sgr.

Inhalt: Jenseits der Barrière. — Paris am Neujahrstage. — Die tagelöhnernden Literaten. — Die Pariser Pfennig-Literatur. — Der Park von Paris. — Pariser Schauspiele — Ein obskurer Poet. — Die Klippen von Belleville. — Ein Volksfest in der Vorstadt. — Eine neue Kolonie.

Erzählungen aus dem Ries
von **Melchior Meyr.**

25½ Bogen. Broch. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ludwig und Annemarie. — Die Lehrersbraut. — Ende gut, Alles gut.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.